THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/deutschland03reic

830.5
D489
V3

DEUTSCHLAND

Band 3

1971
KRAUS REPRINT
Nendeln

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1971
Printed in Germany

Deutschland.

Fiat justitia, pereat mundus!

Es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zu Grunde gehen!

Kant. Zum ewigen Frieden.

Dritter Band.

Berlin 1796.

bei Johann Friedrich Unger.

Deutſchland.

Wir verkennen nur die andern höflich,
damit ſie wieder uns verkennen ſollen.
Goethe.

Siebentes Stück.

I.

Ueber den Gebrauch,
ſich in Briefen der altdeutſchen Wörter
Ewre,
Dieſelben, Denenſelben und Dero
zu bedienen.

Das Ew. welches wir in Briefen vor einen Titel zu ſetzen pflegen, iſt eine Abkürzung für Ewre oder Eure, alſo ein Wort, das aus den Zeiten herſtammt, wo noch jeder, der geehrt werden ſollte, Ihr genannt, und anſtatt des u ein w geſchrieben wurde. Die Wörter Dieſelben, Denenſelben und Dero ſind ſpätern Urſprungs, aber gleichfalls bereits ſo veraltet, daß ſie weder in gut deutſchen Schriften, noch auch im Umgange mehr gebraucht werden. Gleichwohl bedient man ſich

dieſer Wörter noch in Briefen, wenigſtens dann, wenn man nicht die Sprache der Vertraulichkeit' ſondern die Sprache der Höflichkeit redet. — Warum thut man das?

Man möchte antworten: Eben um die Sprache der Höflichkeit zu reden. Denn die deutſche Höflichkeit will es nun einmal, daß man in Briefen jeden nicht nur weit mehr betitle, ſondern auch weit ehrfurchtsvoller und pathetiſcher benenne, als im Geſpräche und Umgange. Nun aber ſagt man im Geſpräche und Umgange ſchon Ihre Excellenz, Ihre Gnaden, Ihre Hochwürden u. d. g. Billig muß alſo in Briefen vor einen ſolchen Titel ein Beiwort geſetzt werden, das noch ehrerbietiger klingt, als das Ihre. Allein ein ſolches Beiwort hat unſre jetzige Sprache nicht. Man nimmt alſo eins aus der Reſpektſprache der grauen Vorwelt, und erwartet was im Worte ſelber nicht liegt, von dem ehrwürdigen Herkommen und dem Gepräge des Alterthums, das es an ſich trägt: kurz, man ſetzt Ew. vor einen Titel. Die Wörter: Dieſelben, Dero und Denenſelben nimmt man, um, jetziger Sitte gemäß, in der dritten Perſon der Mehrheit anzureden, aber zugleich die Perſon an welche man ſchreibt, theils umſtändlicher und pathetiſcher zu benennen, theils höher, gleichſam aus unſerm Geſichtskreiſe, zu erheben,

als es mit dem im Umgange gebräuchlichen und viel zu kurzen Sie und Ihnen geschieht.

Daß dieses der Gesichtspunkt sey, aus welchem man den Gebrauch der oben gedachten Wörter in unsern Briefen beurtheilen muß, sieht man daraus, daß zur Abstufung der Stände das Dieselben noch respektive in Hochdieselben, Höchstdieselben und Allerhöchstdieselben verwandelt wird. Denn dieses würde augenscheinlich nicht geschehen, wenn nicht bei uns Deutschen die respektive Höflichkeit nach der respektiven Länge der Benennung, und nach der respektiven Höhe abgemessen und beurtheilt würde, zu welcher diese Benennung gleichsam erhebt*).

Erklären ließe sich also der Gebrauch der genannten altdeutschen Wörter in Briefen wohl; we-

*) Dieser Aufsatz war bereits vollendet, als ich in Herrn Ober-Kons. R. Gedikens überaus lesenswerther Vorlesung über Du und Sie Ideen, wie die bis hieher vorgetragenen, weiter ausgeführt und vortrefflich entwickelt fand. Ich war daher willens, die meinigen zurückzubehalten, und zur Erklärung des Gebrauchs, von welchem ich rede, bloß auf die gedachte Vorlesung zu verweisen. Allein, da ich bei näherer Vergleichung fand, daß meine Gedanken auf der einen Seite Modifikationen der Gedikenschen enthielten, und auf der andern für das Folgende dienlich seyn möchten, so trug ich kein Bedenken, sie hier, und zwar ungeändert, stehen zu lassen.

Der Verfasser.

niger aber läßt er ſich rechtfertigen. Denn es bedarf gar keiner tiefen Sprachkenntniß; es bedarf nur eines geſunden und durch die Gewohnheit noch nicht ganz abgeſtumpften Gefühls, um das Ewre bey unſrer Art, einander zu benennen, äuſſerſt unpaſſend und unnatürlich, und um die übrigen altdeutſchen Wörter wenigſtens altfränkiſch' weitſchweifig und läſtig zu finden. Bei dem allen wirkt jener Gebrauch auch nicht einmal etwas Gutes, womit er ſich rechtfertigen ließe. Oder ſoll er etwa Höflichkeit und gegenſeitige Achtung befördern? Nicht Höflichkeit und gegenſeitige Achtung iſt es, was er befördert, ſondern ein unnützer Schlendrian von Zeremonien und Formalitäten, hinter denen ſich noch dazu mancher verſtecken kann, der wahre Höflichkeit und Achtung gar nicht kennt. Oder ſoll jener Gebrauch zur Unterſcheidung der Stände nöthig ſeyn? Dazu, dächte ich, wären unſre ins Ungeheure gehenden Titulaturen mehr, als hinreichend.

Käme es alſo ab, ſich in Briefen der oben genannten altdeutſchen Wörter zu bedienen, ſo ginge damit wahrlich nichts verloren. Brauchte man dagegen in Höflichkeitsbriefen nur das im Umgange gebräuchliche Sie mit ſeinen Abänderungen, ſo würde dadurch vieles gewonnen werden.

Zuvörderſt nämlich käme alsdann Gleichförmig-

keit und Geſchmack in unſere Briefe. Denn iſt es nicht buntſcheckig und abgeſchmackt, wenn in einem Schreiben, mitten in die feine Sprache der lezten Jahrzehende, Wörter und Charaktere gewebt werden, die in das Zeitalter der Rauhheit oder wenigſtens der Derbheit unſrer Sprache gehören? Enthält nicht jeder unſrer Briefe ein Gemengſel der Sitten und der Sprache aus den verſchiedenſten Zeiten, das einen äußerſt widrigen Eindruck macht? — Man ſey doch nur unbefangen, und man wird dieſes fühlen! Oder man ſeze einmal in einem ſonſt gut geſchriebnen Brief, anſtatt aller darin vorkommenden alten Ausdrücke, unſer jezt gebräuchliches Sie und Ihnen, und der Brief wird gleichförmiger, geſchmackvoller und ſchöner ſeyn. Sollten wir alſo nicht dieſe Eigenſchaften mit dem Sie und Ihnen in unſern Briefen herrſchend werden laſſen? Sollten wir lieber unſre Briefe der Nachwelt als Beiſpiele des wunderlichſten Geſchmacks, und als Denkmäler unſrer Thorheit überliefern? — —

Wären die altdeutſchen Wörter zu ſo vielen unſrer Briefe nicht erforderlich, ſo würden auch viele Briefe natürlicher, offner und zutraulicher geſchrieben werden. Denn mancher geht in ſeinen Briefen nur darum ſteif und unnatürlich einher, weil er mit dem Bombaſt der altväteriſchen Höf-

lichkeitsausdrücke angethan seyn muß; und mancher schreibt nur darum nicht offen und zutraulich, weil ihn das Ehrfurchterregende der alten Benennungen in beängstigender Entfernung hält.

Natürlichkeit, Offenheit und Zutraulichkeit im schriftlichen Umgange würde aber auch Natürlichkeit, Offenheit und Zutraulichkeit im persönlichen bewirken*). Denn schriftlicher Umgang hat auf den persönlichen einen überaus wichtigen Einfluß, und Verbesseruug des schriftlichen muß Verbesserung des persönlichen zur nothwendigen Folge haben. So könnte also die Vertilgung der altdeutschen Wörter aus unsern Briefen sogar ein Schritt zur brüderlichen Näherung, mithin ein Mittel zur Veredlung und Beglückung für uns werden.

Gut wäre es also ohne Zweifel, wenn man aufhörte, die altdeutschen Höflichkeitsausdrücke in unsern Briefen zu gebrauchen. Aber wie ist es möglich diesen Gebrauch abzubringen? Am ersten und sichersten vielleicht, wenn alle Lehrer der deutschen Jugend alle ihre Schüler auf eine gebührende Weise dagegen einnähmen. Denn, wüchse unsre gesammte jetzige Jugend mit Widerwillen gegen

*) Vielleicht dürfte deswegen mein hier gethaner Vorschlag dem des Herrn Gedike in der gedachten Vorlesung den Weg bahnen.

Der Verfasser.

dieſen Gebrauch auf, ſo bedürfte es wenigſtens in den folgenden Jahrzehenden nur eines Anſtoßes von außen, und die Deutſchen ſchafften ihn ab, und würfen ſo ein Joch von ſich, das ihrem Geiſte Schande macht!

H.

Nachſchrift des Herausgebers.

Unſtreitig iſt der Gebrauch der Anredeworte, von denen hier die Rede war, gleich den Titulaturen, die mit ihnen ſtehen oder fallen, ein ſehr barbariſcher Gebrauch. Sicherer aber als durch einen Stoß von außen, auch nach wohlangelegter Vorbereitung, iſt die Gegenwirkung von innen heraus zu erwarten.

Es liegt in der Natur des todten Buchſtaben, der dem Gefühl oder Bedürfniß, das zur ſchriftlichen Äußerung treibt, ſo wenig genügt, daß man ſich ſchriftlich immer glaubt ſtärker ausdrücken zu müſſen, um nur denſelben Eindruck zu bewirken, den man von dem weit einfachern mündlichen Ausdruck ſicherer erwartet. Der Höfliche glaubt ſchriftlich ſeine Höflichkeitsbezeugungen verdoppeln zu müſſen; der feine Schmeichler raffinirt, die Feder in der Hand, mit verdoppelter Anſtrengung, aus-

seinem Briefe ein fein zusammenhangendes Gewebe von Schmeicheleien zu erkünsteln; der Zärtliche wird übertrieben in seinen schriftlichen Liebesbezeugungen; der Empfindselige zerfließt auf dem Papier in O und Ach, u. s. w.

So lange der arme Deutsche also noch auf der ersten Stufe der höhern Kultur stehen bleibt, in hundert Dingen noch ein halber Barbar ist — und daß er da steht, wird so leicht kein unbefangener, unparteiischer deutscher Mann leugnen, so glänzend auch die einzelnen Wirkungen nur immer seyn mögen, welche einige große Genien auf dem Thron und am Lehr- und Schreibepulte auf einen Theil von Deutschland hervorgebracht haben — so lange der arme Deutsche sich also nur erst bis zur konventionellen Höflichkeit in seinen Sitten gehoben und gebildet hat; so lange bedarf er auch Anredeworte und Titulaturen zu seinen Briefen, deren er sich mündlich, ohne lächerlich zu werden, schon nicht mehr bedienen darf; sie sind für ihn das einzige Mittel, auch mit der Feder in der Hand sicher zu seyn, daß er nur für einen halben Barbaren gehalten werde.

Man betrachte unsre feinere Bildung genau, und man wird überall finden, daß höchstens nur aus dem Kleinstädter ein Großstädter, aus dem engherzigen Reichsbürger ein noch engherzigerer

deutscher Hofmensch geworden; fast nirgend aber aus dem Sklaven ein Mensch, aus dem großen Kinde ein Mann.

Die Franzosen hatten die konventionellen Höflichkeitsbezeugungen längst hinter sich geworfen, und waren mit dem rundesten natürlichsten Wesen feine Schmeichler; ihre Briefe bieten daher die erschöpfte Kunst der Schmeichelei dar. Seitdem sie auch dieses Denkmals der höchsten Hofkultur sich schämen, und so gerne einen republikanischen Charakter antizipirten, übertreiben sie die lakonische Kürze des Stolzes, wie ehmals die Wortberedsamkeit der Schmeichelei.

Der deutsche Charakter wird hoffentlich diesen Weg nicht gehen dürfen, um endlich zu einem männlichen Charakter zu gelangen: er ist der moralischen Freiheit — auf die allein sich der echte Charakter gründet — weit fähiger, als sein seit tausend Jahren verschränkter und verschrobener Nachbar mit unselig reizbaren Nerven und siedendem Blute.

II.

Versuch
über den Begriff des Republikanismus.

veranlaßt
durch die Kantische Schrift zum ewigen Frieden.

Von Friedrich Schlegel.

Der Geist den die Kantische Schrift zum ewigen Frieden athmet, muß jedem Freunde der Gerechtigkeit wohlthun, und noch die späteste Nachwelt wird auch in diesem Denkmahle die erhabene Gesinnung des ehrwürdigen Weisen bewundern. Der kühne und würdige Vortrag ist unbefangen und treuherzig, und wird durch treffenden Witz und geistreiche Laune angenehm gewürzt. Sie enthält eine reichliche Fülle fruchtbarer Gedanken und neuer Ansichten für die Politik, Moral und Geschichte der Menschheit. Mir war die Meinung des Verfassers über die Natur des Republikanismus und dessen Verhältniß zu andern Arten und Zuständen des Staats, vorzüglich interessant. Die Prüfung derselben veranlaßte mich, diesen Gegenstand von neuem zu durchdenken. So entstanden folgende Bemerkungen.

»Die bürgerliche Verfassung, sagt Kant »S. 20. in jedem Staate soll republika»nisch seyn. — Die erstlich nach Prinzipien der »Freiheit der Glieder einer Gesellschaft (als »Menschen); zweitens nach Grundsätzen der Ab»hängigkeit aller von einer einzigen gemeinsa»men Gesetzgebung (als Unterthanen); drittens, »die nach dem Gesetz der Gleichheit derselben »(als Staatsbürger) gestiftete Verfassung ist die »republikanische.« Diese Erklärung scheint mir nicht befriedigend. Wenn die rechtliche Abhängigkeit schon im Begriffe der Staatsverfassung überhaupt liegt (S. 21. Anm.), so kann sie kein Merkmahl des spezifischen Charakters der republikanischen Verfassung seyn. Da kein Prinzip der Eintheilung der Staatsverfassung überhaupt in ihre Arten angegeben ist, so fragt sichs, ob durch die Merkmahle der Freiheit und Gleichheit der vollständige Begriff der republikanischen Verfassung erschöpft sey? Beide sind nichts Positives, sondern Negationen. Da nun jede Negation eine Position, jede Bedingung etwas Bedingtes voraussetzt, so muß ein Merkmahl (und zwar das wichtigste, welches den Grund der beiden andern enthält) in der Definition fehlen. Die despotische Verfassung weiß von jenen negativen Merkmahlen (Freiheit und Gleichheit) nichts: sie wird also auch durch

ein positives Merkmahl von der republikanischen Verfassung verschieden seyn. Daß der Republikanismus und Despotismus nicht Arten des Staats, sondern der Staatsverfassung seyn, wird ohne Beweis vorausgesetzt, und was Staatsverfassung sey, nicht erklärt. — Die angedeutete Deduktion des so definirten Republikanismus ist eben so wenig befriedigend, als die Definition. Es scheint wenigstens, als würde S. 20 behauptet: die republikanische Verfassung sey darum praktisch nothwendig, weil sie die einzige ist, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrags hervorgeht. Aber worauf gründet sich denn diese Idee, als auf das Prinzip der Freiheit und Gleichheit? Ist das nicht ein Zirkel? — Alle Negationen sind die Schranken einer Position, und die Deduktion ihrer Gültigkeit ist der Beweis, daß die höhere Position, von welcher die durch sie limitirte Position abgeleitet ist, ohne diese Bedingung sich selbst aufheben würde. Die praktische Nothwendigkeit der politischen Freiheit und Gleichheit muß also aus der höhern praktischen Position, von welcher das positive Merkmahl des Republikanismus abgeleitet ist, deduzirt werden.

Die Erklärung der rechtlichen Freiheit: Sie sei die Befugniß, alles zu thun, was man will, wenn man nur keinem Unrecht thut; erklärt der Verfasser für leere Tautologie, und erklärt sie dagegen als

»die Befugniß, keinen äußern Geſetzen zu gehor»chen, als zu denen das Individuum ſeine Bei»ſtimmung habe geben können.« — Mir ſcheinen beide Erklärungen richtig, aber nur bedingt richtig zu ſeyn. Die bürgerliche Freiheit iſt eine Idee, welche nur durch eine ins Unendliche fortſchreitende Annäherung wirklich gemacht werden kann. So wie es nun in jeder Progreſſion ein erſtes, letztes und mittlere Glieder giebt, ſo giebt es auch in der unendlichen Progreſſion zu jener Idee ein Minimum, ein Medium und ein Maximum. Das Minimum der bürgerlichen Freiheit enthält die Kantiſche Erklärung. Das Medium der bürgerlichen Freiheit iſt die Befugniß, keinen äuſſern Geſetzen zu gehorchen als ſolchen, welche die (repräſentirte) Mehrheit des Volks wirklich gewollt hat, und die (gedachte) Allgemeinheit des Volks wollen könnte. Das (unerreichbare) Maximum der bürgerlichen Freiheit iſt die getadelte Erklärung, welche nur dann eine Tautologie ſeyn würde, wenn ſie von der moraliſchen und nicht von der politiſchen Freiheit redete. Die höchſte politiſche Freiheit würde der moraliſchen adäquat ſeyn, welche von allen äußern Zwangsgeſetzen ganz unabhängig, nur durch das Sittengeſetz beſchränkt wird. Eben ſo iſt, was Kant für äußere rechtliche Gleichheit überhaupt erklärt, nur das Minimum in der unendli-

chen Progreſſion zur unerreichbaren Idee der politiſchen Gleichheit. Das Medium beſteht darin, daß keine andre Verſchiedenheit der Rechte und Verbindlichkeiten der Bürger Statt finde, als eine ſolche, welche die Volksmehrheit wirklich gewollt hat, und die Allheit des Volks wollen könnte. Das Maximum würde eine abſolute Gleichheit der Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsbürger ſeyn, und alſo aller Herrſchaft und Abhängigkeit ein Ende machen. — Aber ſind dieſe Wechſelbegriffe nicht weſentliche Merkmahle des Staats überhaupt? — Die Vorausſetzung, daß der Wille nicht aller einzelnen Staatsbürger mit dem allgemeinen Willen ſtets übereinſtimmen werde, iſt der einzige Grund der politiſchen Herrſchaft und Abhängigkeit. So allgemein ſie aber auch gelten mag, ſo iſt ihr Gegentheil wenigſtens denkbar. Sie iſt überdem nur eine empiriſche Bedingung, welche den reinen Begriff des Staats zwar näher beſtimmen, aber eben darum ſelbſt kein Merkmahl des reinen Begriffs ſeyn kann. Der empiriſche Begriff ſetzt einen reinen, der beſtimmtere einen unbeſtimmteren voraus, aus dem er erſt abgeleitet wurde. Alſo nicht ein jeder Staat (S. 30.) enthält das Verhältniß eines Oberen zu einem Unteren, ſondern nur der durch jenes faktiſche Datum empiriſch bedingte. Es läßt ſich allerdings ein

Völkerstaat ohne dies Verhältniß denken, und ohne daß die verschiedenen Staaten in einen einzigen zusammenschmelzen müßten: eine nicht zu einer besondern Absicht bestimmte, sondern nach einem unbestimmten Ziel strebende (nicht hypothetisch, sondern thetisch zweckmäßige) Gesellschaft im Verhältniß der Freiheit der Einzelnen und der Gleichheit Aller, unter einer Mehrheit oder Masse von politisch selbstständigen Völkern. Die Idee einer Weltrepublik hat praktische Gültigkeit und charakteristische Wichtigkeit.

Das Personale der Staatsgewalt, (S. 25.) die Zahl der Herrscher kann nur dann ein Prinzip der Eintheilung seyn, wenn nicht der allgemeine, sondern ein einzelner Wille der Grund der bürgerlichen Gesetze ist (im Despotismus). — Wie stimmt die Behauptung: »der Republikanismus sey das »Staatsprinzip der Absonderung der ausführenden »Gewalt von der gesetzgebenden;« mit der zuerst gegebnen Definition, und mit dem Satz, »daß der »Republikanismus nur durch Repräsentation mög»lich sey« (S. 29.) zusammen? — Wäre die gesammte Staatsgewalt nicht in den Händen von Volksrepräsentanten, aber zwischen einem erblichen Regenten und einem erblichen Adel so getheilt, daß der erste die ausübende, der letzte die gesetzgebende Macht besäße; so würde der Trennung un-

geachtet, die Verfassung nicht repräsentativ, also (nach des Verfassers eigner Erklärung) despotisch seyn, da ohnehin die Erblichkeit der Staatsämter (S. 22 23. Anm.) mit dem Republikanismus unvereinbar ist. — Der Gesetzgeber, Vollzieher (und Richter) sind zwar durchaus verschiedene politische Personen (S. 26.), aber es ist physisch möglich, doß eine physische Person diese verschiedenen politischen Personen in sich vereinigen könne. Es ist auch politisch möglich, d. h. es ist nicht widersprechend, daß der allgemeine Volkswille beschlösse, auf eine bestimmte Zeit Einem alle Staatsgewalt zu übertragen (nicht abzutreten). Unstreitig ist die Trennung der Gewalten die Regel des republikanischen Staats; aber die Ausnahme von der Regel, die Diktatur, scheint mir wenigstens möglich. (Ihre treffliche Brauchbarkeit wird vorzüglich aus der alten Geschichte offenbar. Das menschliche Geschlecht verdankt dieser scharfsinnigen griechischen Erfindung viele der herrlichsten Produkte, welche das politische Genie je hervorgebracht hat). Die Diktatur ist aber nothwendig ein transitorischer Zustand: denn wenn alle Gewalt auf unbestimmte Zeit übertragen würde, so wäre das keine Repräsentation, sondern eine Cession der politischen Macht. Eine Cession der Souveränetät ist aber politisch unmöglich: denn der allgemeine Wille kann

sich

ſich nicht durch einen Akt des allgemeinen Willens ſelbſt vernichten. Der Begriff einer dictatura perpetua iſt daher ſo widerſprechend, wie der eines viereckigen Zirkels. — Die tranſitoriſche Diktatur aber iſt eine politiſch mögliche Repräſentation — alſo eine republikaniſche, vom Despotismus weſentlich verſchiedne Form.

Überhaupt iſt vom Verfaſſer kein Prinzip ſeiner Eintheilung der Arten und Beſtandtheile des Staats auch nur angedeutet. — Folgender proviſoriſche Verſuch einer Deduktion des Republikanismus und einer politiſchen Klaſſifikazion a priori, ſcheint mir der Prüfung des Leſers nicht ganz unwürdig zu ſeyn.

Durch die Verknüpfung der höchſten praktiſchen Theſis (welche das Objekt der praktiſchen Grundwiſſenſchaft iſt) mit dem theoretiſchen Datum des Umfangs und der Arten des menſchlichen Vermögens, erhält der reine praktiſche Imperativ ſo viel ſpezifiſch verſchiedene Modifikationen, als das geſammte menſchliche Vermögen ſpezifiſch verſchiedne Vermögen in ſich enthält; und jede dieſer Modifikationen iſt das Fundament und das Objekt einer beſonderen praktiſchen Wiſſenſchaft. Durch das theoretiſche Datum, daß dem Menſchen, außer den Vermögen, die das rein iſolirte Individuum als ſolches beſitzt, auch noch im Verhältniß zu andern Indi-

viduen seiner Gattung, das Vermögen der Mittheilung (der Thätigkeiten aller übrigen Vermögen) zukomme; daß die menschlichen Individuen durchgängig im Verhältniß des gegenseitigen natürlichen Einflusses wirklich stehen, oder doch stehen können, — erhält der reine praktische Imperativ eine neue spezifisch verschiedne Modifikation, welche das Fundament und Objekt einer neuen Wissenschaft wird. Der Satz: das Ich soll seyn; lautet in dieser besondern Bestimmung: Gemeinschaft der Menschheit soll seyn, oder das Ich soll mitgetheilt werden. Diese abgeleitete praktische Thesis ist das Fundament und Objekt der Politik, worunter ich nicht die Kunst verstehe, den Mechanism der Natur zur Regierung der Menschen zu nutzen (S. 71), sondern (wie die griechischen Philosophen) eine praktische Wissenschaft, im Kantischen Sinne dieses Worts, deren Objekt die Relazion der praktischen Individuen und Arten ist. Eine jede menschliche Gesellschaft, deren Zweck Gemeinschaft der Menschheit ist (die Zweck an sich, oder deren Zweck menschliche Gesellschaft ist) heißt Staat. Da aber das Ich nicht bloß im Verhältniß aller Individuen, sondern auch in jedem einzelnen Individuo seyn soll, und nur unter der Bedingung absoluter Unabhängigkeit des Willens seyn kann; so ist politische Freiheit

eine nothwendige Bedingung des politischen Imperativs, und ein wesentliches Merkmahl zum Begriff des Staats: denn sonst würde der reine praktische Imperativ aus dem sowohl der ethische als der politische abgeleitet ist, sich selbst aufheben. Der ethische und der politische Imperativ gelten nicht bloß für dies und jenes Individuum, sondern für jedes; daher ist auch politische Gleichheit eine nothwendige Bedingung des politischen Imperativs, und ein wesentliches Merkmahl zum Begriff des Staats. Der politische Imperativ gilt für alle Individuen; daher umfaßt der Staat eine ununterbrochne Masse, ein koexistentes und sukzessives Kontinuum von Menschen, die Totalität derer, die im Verhältniß des physischen Einflusses stehn, z. B. aller Bewohner eines Landes, oder Abkömmlinge eines Stammes. Dies Merkmahl ist das äußere Kriterium, wodurch der Staat sich von politischen Orden und Assoziationen, welche besondre Zwecke haben, also auch nur gewisse besonders modifizirte Individuen angehn, unterscheidet. Alle diese Gesellschaften umfassen keine Masse, kein totales Kontinuum, sonder verknüpfen nur einzelne zerstreute Mitglieder. — Die Gleichheit und Freiheit erfordert, daß der allgemeine Wille der Grund aller besondern politischen Thätigkeiten sey (nicht bloß der Gesetze, sondern auch

der anwendenden Urtheile und der Vollziehung.) Dies iſt aber eben der Charakter des Republikanismus. Der ihm entgegengeſetzte Despotismus, wo der Privatwille den Grund der politiſchen Thätigkeit enthält, würde alſo eigentlich gar kein wahrer Staat ſeyn? So iſt es auch in der That, im ſtrengſten Sinne des Worts. Da aber alle politiſche Bildung von einem beſondern Zwecke, von Gewalt (Vergl. die treffliche Entwicklung S. 69.) und von einem Privatwillen — von Despotismus — ihren Anfang nehmen, und alſo jede proviſoriſche Regierung nothwendig despotiſch ſeyn muß; da der Despotismus den Schein des allgemeinen Willens uſurpirt, und wenigſtens für einige ihm intereſſante Civil- und Kriminalfälle die Gerechtigkeit tolerirt; da er ſich von allen andern Geſellſchaften durch das dem Staat eigne Merkmahl der Kontinuität der Mitglieder unterſcheidet; da er neben ſeinem beſondern Zwecke *) das heilige Intereſſe der Ge-

*) Jeder Staat, der einen beſondern Zweck hat, iſt despotiſch, mag dieſer Zweck auch anfänglich noch ſo unſchuldig ſcheinen. Wie viele Despoten ſind nicht vom Zweck der phyſiſchen Erhaltung ausgegangen? Er iſt aber allemahl bei glücklichem Erfolg in den der Unterdrückung ausgeartet. Den praktiſchen Philoſophen können die ſchrecklichen Folgen jeder auch gutgemeinten Verwechslung des Bedingten und Unbedingten nicht be-

meinſchaft wenigſtens nebenbei befördert, und wider ſein Wiſſen und Wollen den Keim eines ächten Staats in ſich trägt, und den Republikanismus allmählich zur Reife bringt: ſo könnte man ihn als einen Quaſiſtaat, nicht als eine echte Art, aber doch als eine Abart des Staats gelten laſſen.

Aber wie iſt der Republikanismus möglich, da der allgemeine Wille ſeine nothwendige Bedingung iſt, der abſolut allgemeine (und alſo auch abſolut beharrliche) Wille aber im Gebiete der Erfahrung nicht vorkommen kann, und nur in der Welt der reinen Gedanken exiſtirt. Das Einzelne und das Allgemeine iſt überhaupt durch eine unendliche Kluft von einander geſchieden, über welche man nur durch einen Salto mortale hinüber gelangen kann. Es bleibt hier nichts übrig, als durch eine Fikzion einen empiriſchen Willen als Surrogat des a priori gedachten abſolut allgemeinen Willens gelten zu laſſen; und da die reine Auflöſung des politiſchen Problems unmöglich iſt, ſich mit der Approximation dieſes praktiſchen x zu begnügen. Da nun der politiſche Imperativ kategoriſch iſt, und nur auf dieſe Weiſe (in einer endloſen Annäherung) wirklich gemacht werden kann: ſo iſt dieſe höchſte fictio juris nicht nur ge-

fremden. Das Endliche darf die Rechte des Unendlichen nicht ungeſtraft uſurpiren.

rechtfertiget, ſondern auch praktiſch nothwendig; jedoch nur in dem Fall gültig, wenn ſie dem politiſchen Imperativ (der das Fundament ihrer Anſprüche iſt) und deſſen weſentlichen Bedingungen nicht widerſpricht. — Da jeder empiriſche Wille (nach Heraklits Ausdrucke) in ſtetem Fluſſe iſt, abſolute Allgemeinheit in keinem angetroffen wird; ſo iſt die despotiſche Arroganz, ſeinen (väterlichen oder göttlichen) Privatwillen zum allgemeinen Willen ſelbſt, als demſelben völlig adäquat zu ſankzioniren, nicht nur ein wahres Maximum der Ungerechtigkeit, ſondern auch baarer Unſinn. Aber auch die Fikzion, daß der individuelle Privatwille z. B. einer gewiſſen Familie für alle künftige Generazionen als Surrogat des allgemeinen Willens gelten ſolle, iſt widerſprechend und ungültig: denn ſie würde dem politiſchen Imperativ (deſſen weſentliche Bedingung die Gleichheit iſt), ihr eignes Fundament, und alſo ſich ſelbſt aufheben. Die einzig gültige politiſche Fikzion iſt die auf das Geſetz der Gleichheit gegründete: Der Wille der Mehrheit ſoll als Surrogat des allgemeinen Willens gelten. Der Republikanismus iſt alſo nothwendig demokratiſch, und das unerwiesne Paradoxon (S. 26.) daß der Demokratismus nothwendig despotiſch ſey, kann nicht richtig ſeyn. Zwar giebt es einen rechtmä-

mäßigen Ariſtokratismus, ein echtes und von dem abgeſchmackten Erbadel, deſſen abſolute Unrechtmäßigkeit Kant (S. 22. 23. Anmerk.) ſo befriedigend dargethan hat, völlig verſchiednes Patriziat: ſie ſind aber nur in einer demokratiſchen Republik möglich. Das Prinzip nehmlich, die Geltung der Stimmen nicht nach der Zahl, ſondern auch nach dem Gewicht (nach dem Grade der Approximation jedes Individuums zur abſoluten Allgemeinheit des Willens) zu beſtimmen, iſt mit dem Geſetz der Gleichheit recht wohl vereinbar. Es darf aber nicht vorausgeſetzt, ſondern es muß authentiſch bewieſen werden, daß ein Individuum gar keinen freien Willen, oder ſein Wille gar keine Allgemeinheit habe; wie der Mangel der Freiheit durch Kindheit und Raſerei, der Mangel der Allgemeinheit durch ein Verbrechen oder einen direkten Widerſpruch wider den allgemeinen Willen. (Armuth und vermuthliche Beſtechbarkeit, Weiblichkeit und vermuthliche Schwäche ſind wohl keine rechtmäßige Gründe, um vom Stimmrecht ganz auszuſchließen.) Wenn die politiſche Fikzion ein Individuum für eine politiſche Null, eine Perſon für eine Sache gelten ließe, ſo würde ſie eben dadurch das Gegentheil der willkührlichen Vorausſetzung hindern, und alſo mit dem ethiſchen Imperativ ſtreiten; welches unmög-

lich iſt, weil ſich beide auf den reinen praktiſchen Imperativ gründen. Der allgemeine Volkswille kann auch nie beſchließen, daß die Individuen über den Grad der Allgemeinheit ihres eigenen Privatwillens ſelbſt kompetente Richter ſeyn, und das Recht haben ſollen, ſich ſelbſt eigenmächtig zu Patriziern zu konſtituiren. Die Volksmehrheit muß das Patriziat gewollt, die Vorrechte deſſelben und die Perſonen beſtimmt haben, welche als politiſche Edle (ſolche, deren Privatwille ſich dem präſumtiven allgemeinen Willen vorzüglich nähert) gelten ſollen. Sie könnte vielleicht den gewählten Edlen einigen Antheil an der Wahl der künftigen überlaſſen, doch mit dem Vorbehalt in der letzten Inſtanz darüber zu entſcheiden: denn die Souverainetät kann nicht cedirt werden.

Daß aber die Volksmehrheit in Perſon politiſch wirke, iſt in vielen Fällen unmöglich, und faſt in allen äußerſt nachtheilig. Es kann auch ſehr füglich durch Deputirte und Kommiſſarien geſchehen. Daher iſt die politiſche Repräſentazion allerdings ein unentbehrliches Organ des Republikanismus. — Wenn man die Repräſentazion von der politiſchen Fikzion trennt, ſo kann es auch ohne Repräſentazion einen (wenn gleich techniſch äußerſt unvollkommnen) Republikanismus geben; wenn man unter der Repräſentazion auch die Fikzion begreift, ſo thut man Unrecht, ſie den alten Republiken

abzusprechen. Ihre technische Unvollkommenheit ist notorisch. Desto verworrener sind die allgemeinherrschenden Begriffe von ihrem innern Prinzip unvermeidlicher Korrupzion; desto schiefer die Urtheile über den politischen Werth dieser bewundernswürdigen, nicht bloß sogenannten, sondern echten, auf die gültige Fikzion der Allheit durch die Mehrheit des Willens gegründeten Republiken. An Gemeinschaft der Sitten ist die politische Kultur der Modernen noch im Stande der Kindheit gegen die der Alten, und kein Staat hat noch ein größeres Quantum von Freiheit und Gleichheit erreicht, als der brittische. Die Unkenntniß der politischen Bildung der Griechen und Römer ist die Quelle unsäglicher Verwirrung in der Geschichte der Menschheit, und auch der politischen Philosophie der Modernen sehr nachtheilig, welche von den Alten in diesem Stücke noch viel zu lernen haben. — Auch ist der behauptete Mangel der Repräsentazion nicht uneingeschränkt wahr. Die exekutive Macht konnte auch das attische Volk nicht in Person ausüben: zu Rom ward sogar wenigstens ein Theil der gesetzgebenden und richterlichen Macht durch Volksrepräsentanten (Prätoren, Tribunen, Censoren, Consuln) gehandhabt.

Die Kraft der Volksmehrheit, als Proximum der Allheit und Surrogat des allgemeinen Wil-

lens, iſt die politiſche Macht. Die höchſte Klaſſifikation der politiſchen Erſcheinungen (aller Kraftäußerungen dieſer Macht) wie aller Erſcheinungen, iſt die nach dem Unterſchiede des Beharrlichen und des Veränderlichen. Die Konſtituzion iſt der Inbegriff der permanenten Verhältniſſe der politiſchen Macht, und ihrer weſentlichen Beſtandtheile. Die Regierung hingegen iſt der Inbegriff aller tranſitoriſchen Kraftäußerungen der politiſchen Macht. Die Beſtandtheile der politiſchen Macht verhalten ſich unter einander und zu ihrem Ganzen, wie die verſchiedenen Beſtandtheile des Erkenntnißvermögens unter einander und zu ihrem Ganzen. Die konſtitutive Macht entſpricht der Vernunft, die legislative dem Verſtande, die richterliche der Urtheilskraft und die exekutive der Sinnlichkeit, dem Vermögen der Anſchauung. Die konſtitutive Macht iſt nothwendig diktatoriſch: denn es wäre widerſprechend, das Vermögen der politiſchen Prinzipien, welche erſt die Grundlage aller übrigen politiſchen Beſtimmungen und Vermögen enthalten ſollen, dennoch von dieſen abhängig machen zu wollen; und eben deswegen nur tranſitoriſch. Ohne den Akt der Akzeptazion würde nemlich die politiſche Macht nicht repräſentirt, ſondern ediert werden, welches unmöglich iſt. — Die Kon-

ſtituzion betrifft die Form der Fikzion und die Form der Repräſentazion. Im Republikanismus giebt es zwar nur Ein Prinzip der politiſchen Fikzion, aber zwey verſchiedene Direkzionen des einen Prinzips, und in ihrer größten möglichen Divergenz nicht ſowohl zwei reine Arten, als zwey entgegengeſetzte Extreme der republikaniſchen Konſtituzion: die ariſtokratiſche, und die demokratiſche. Es giebt unendlich viele verſchiedene Formen der Repräſentazion (wie Miſchungen des Demokratismus und Ariſtokratismus) aber keine reine Arten, und kein Prinzip der Eintheilung a priori. Die Konſtituzion iſt der Inbegriff alles politiſch Permanenten; da man nun ein Phänomen nach ſeinen permanenten Attributen, nicht nach ſeinen tranſitoriſchen Modifikationen klaſſifizirt: ſo würde es widerſinnig ſeyn, den echten (republikaniſchen) Staat nach der Form der Regierung einzutheilen. — Im Deſpotismus kann es eigentlich keine politiſche, ſondern nur eine phyſiſche Konſtituzion geben: nicht Verhältniſſe der politiſchen Macht und ihrer weſentlichen Beſtandtheile, welche abſolut beharrlich ſeyn ſollen. aber wohl ſolche, die relativ beharrlich ſind. Wo es keine politiſche Konſtituzion giebt, kann man nur die Form der Regierung dynamiſch klaſſifiziren: denn die phyſiſchen Modifikazionen geben keine

reine Klaſſen. Die einzige reine Klaſſifikazion gewährt das mathematiſche Prinzip der numeriſchen Quantität des despotiſchen Perſonale.

Die einzige (phyſiſch) permanente Qualität des Despotismus beſtimmt die dynamiſche (nicht politiſche) Form der deſpotiſchen Regierung. Sie iſt entweder tyranniſch, oligarchiſch oder ochlokratiſch, je nachdem ein Individuum, ein Stand (Orden, Korps, Kaſte), oder eine Maſſe herrſcht. Wenn alle herrſchen (S. 25. 26.) wer wird dann beherrſcht? — Im Übrigen ſcheint der von Kant gegebne Begriff der Demokratie, der Ochlokratie angemeſſen zu ſeyn. Die Ochlokratie iſt der Deſpotismus der Mehrheit über die Minorität. Ihr Kriterium iſt ein offenbarer Widerſpruch der Mehrheit in der Funkzion des politiſchen Singenten mit dem allgemeinen Willen, deſſen Surrogat ſie ſeyn ſoll. Sie iſt — jedoch nebſt der Tyranney: denn die Neronen können dem Sankülottismus den Preis recht wohl ſtreitig machen — unter allen politiſchen Unformen das größte phyſiſche Übel (S. 29.) *). Die Oligarchie hingegen — der orien-

*) Wenn es hier der Ort wäre, ſo würde es nicht ſchwer ſeyn, zu erklären warum bey den Alten die Ochlokratie immer in Tyranney überging, und bis zur höchſten

talische Kastendespotismus, das europäische Feudalsystem — ist der Humanität ungleich gefährlicher: denn eben die Schwerfälligkeit des künstlichen Mechanismus, welche ihre physische Schädlichkeit lähmt, giebt ihr eine kolossale Solidität. Die Konzentrazion der durch gleiches Interesse Zusammengebundnen isolirt die Kaste vom übrigen menschlichen Geschlecht, und erzeugt einen hartnäckigen esprit de corps. Die geistige Friksion der Menge bringt die höllische Kunst, die Veredlung der Menschheit unmöglich zu machen, zu einer frühen Reife.

Mit argwöhnischem Blicke wittert die Oligarchie jede aufstrebende Regung der Menschheit, und zerknickt sie schon im Keime. Die Tyranney hingegen ist ein sorgloses Ungeheuer, welches im Einzelnen oft die höchste Freyheit, ja sogar vollkommene Gerechtigkeit übersieht. Die ganze lockre Maschine hängt an einem einzigen Ressort; und wenn dieser schwach ist, zerfällt sie bei dem ersten kräftigen Stoß. — Wenn die Form der Regierung despotisch, der Geist aber repräsentativ oder republikanisch ist, (S. die treffliche Bemerkung S. 26.) so entsteht die Mo-

Evidenz zu beweisen, daß sie bey den Modernen in Demokratismus übergehn muß, der Menschheit also weniger gefährlich ist, als die Oligarchie.

narchie. (In der Ochlokratie kann der Geist der Regierung nicht republikanisch seyn, sonst würde es nothwendig auch die Form des Staats seyn. In der reinen Oligarchie muß der Geist des Standes despotisch seyn, wenn die Form nicht in einen rechtmäßigen demokratischen Aristokratismus übergehn soll; der republikanische Geist einzelner Glieder hilft nichts, denn der Stand, als solcher, herrscht.) Der Zufall kann einem gerechten Monarchen despotische Gewalt überliefern. Er kann republikanisch regieren, und doch die despotische Staatsform beibehalten, wenn nehmlich die Stufe der politischen Kultur oder die politische Lage eines Staats eine provisorische (also despotische) Regierung durchaus nothwendig macht, und der allgemeine Wille selbst sie billigen könnte. Das Kriterium der Monarchie (wodurch sie sich vom Despotismus unterscheidet) ist die größtmöglichste Beförderung des Republikanismus. Der Grad der Approximation des Privatwillens des Monarchen zur absoluten Allgemeinheit des Willens bestimmt den Grad ihrer Vollkommenheit. Die monarchische Form ist einigen Stufen der politischen Kultur, da das republikanische Prinzip entweder noch in der Kindheit (wie in der heroischen Vorzeit) oder wieder gänzlich erstorben ist (wie zur Zeit der römischen Cäsare) so völlig angemessen; sie gewährt in

dem ſeltnen, aber doch vorhandnen Fall der Friedriche und Mark-Aurele ſo offenbare und große Vortheile; daß es ſich begreifen läßt, warum ſie der Liebling ſo vieler politiſchen Philoſophen geweſen, und noch iſt. — Aber nach Kants treflicher Erinnerung (S. 28. Anm.) muß man den Geiſt der Regierung der ſchlechten (und unrechtmäßigen S. 22. 23. Anm.) Staatsform nicht zurechnen.

Heilig iſt, was nur unendlich verletzt werden kann, wie die Freiheit und Gleichheit: der allgemeine Wille. Wie Kant alſo den Begriff der Volksmajeſtät ungereimt finden kann, begreife ich nicht. Die Volksmehrheit, als das einzige gültige Surrogat des allgemeinen Willens, iſt in dieſer Funkzion des politiſchen Fingenten ebenfalls heilig, und jede andre politiſche Würde und Majeſtät iſt nur ein Ausfluß der Volksheiligkeit. Der hochheilige Tribun, zum Beiſpiel, war es nur im Namen des Volks, nicht in ſeinem eignen; er ſtellt die heilige Idee der Freiheit nur mittelbar dar; er iſt kein Surrogat, ſondern nur ein Repräſentant des heiligen allgemeinen Willens. —

Der Staat ſoll ſeyn, und ſoll republikaniſch ſeyn. Republikaniſche Staaten haben ſchon um deswillen einen abſoluten Werth, weil ſie nach dem rechten und ſchlechthin gebotenen Zwecke ſtre-

ben. In dieſer Rückſicht iſt ihr Werth gleich. Sehr verſchieden aber kann er nach den Graden der Annäherung zum unerreichbaren Zwecke ſeyn. In dieſer Rückſicht kann ihr Werth auf zwiefache Weiſe beſtimmt werden.

Die techniſche Vollkommenheit des republikaniſchen Staats theilt ſich in die Vollkommenheit der Konſtituzion, und der Regierung. Die techniſche Vollkommenheit der Konſtituzion wird beſtimmt durch den Grad der Approximazion ihrer individuellen Form der Fikzion und der Repräſentazion zur abſoluten (aber unmöglichen) Adäquatheit des Fingenten und Fingirten, des Repräſentanten und Repräſentirten. (Damit ſtimmt die ſcharfſinnige Bemerkung S. 27. überein, wenn der Verfaſſer unter der Repräſentazion auch die Fikzion begreift. Möchte doch ein pragmatiſcher Politiker durch eine Theorie der Mittel, die Fikzion und Repräſentazion ſowohl extenſiv als intenſiv zu vergrößern, eine wichtige Lücke der Wiſſenſchaft ausfüllen! — Die Kantiſche Bemerkung über das Perſonale der Staatsgewalt (S. 27.) dürfte wohl nur für die exekutive, und unter gewiſſen Umſtänden vielleicht auch für die konſtitutive Macht gelten: für die legislative und richterliche Macht hingegen ſcheint die Erfahrung die Form der Kollegien und Jury's als die beſte bewährt zu

haben.) Die negative technische Vollkommenheit der Regierung wird bestimmt durch den Grad der Harmonie mit der Konstituzion; die positive durch den Grad der positiven Kraft, mit der die Konstituzion wirklich ausgeführt wird.

Der politische Werth eines republikanischen Staats wird bestimmt durch das extensive und intensive Quantum der wirklich erreichten Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit. Zwar ist die gute moralische Bildung des Volks nicht möglich, ehe der Staat nicht republikanisch organisirt ist, und wenigstens einen gewissen Grad technischer Vollkommenheit erreicht hat (S. 61.): aber auf der andern Seite ist herrschende Moralität die nothwendige Bedingung der absoluten Vollkommenheit (des Maximums der Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit) des Staats, ja sogar jeder höhern Stufe politischer Treflichkeit.

Bisher war nur vom parziellen Republikanismus eines einzelnen Staats und Volks die Rede. Aber nur durch einen universellen Republikanismus kann der politische Imperativ vollendet werden. Dieser Begriff ist also kein Hirngespinst träumender Schwärmer, sondern praktisch nothwendig, wie der politische Imperativ selbst. Seine Bestandtheile sind:

1) Polizirung aller Nazionen;

2) Republikanismus aller Polizirten;
3) Fraternität aller Republikaner;
4) Die Autonomie jedes einzelnen Staats, und die Isonomie aller.

Nur universeller und vollkommener Republikanismus würde ein gültiger, aber auch allein hinlänglicher Definitivartikel zum ewigen Frieden seyn. — So lange die Konstituzion und Regierung nicht durchaus vollkommen wäre, würde, selbst in republikanischen Staaten, deren friedliche Tendenz Kant so treffend gezeigt hat, sogar ein ungerechter und überflüssiger Krieg wenigstens möglich bleiben. Der erste Kantische Definitivartikel zum ewigen Frieden verlangt zwar Republikanismus aller Staaten: allein der Föderalismus, dessen Ausführbarkeit S. 35. so bündig bewiesen wird, kann schon seinem Begriffe nach nicht alle Staaten umfassen; sonst würde er gegen Kants Meinung (S. 36—38.) ein universeller Völkerstaat seyn. Die Absicht des Friedensbundes, die Freiheit der republikanischen Staaten zu sichern (S. 35.), setzt eine Gefahr derselben, also Staaten vor kriegrischer Tendenz, d. h. despotische Staaten voraus. Die kosmopolitische Hospitalität, deren Ursprung und Veranlassung durch den Handelsgeist Kant (S. 64) so geistreich entwickelt, scheint aber sogar unpolizirte Nazionen vor-

auszusetzen. So lange es aber noch despotische Staaten und unpolizirte Nazionen gäbe, würde auch noch Kriegsstoff übrig bleiben.

1) Der Republikanismus der kultivirten Nazionen;
2) Der Föderalismus der republikanischen Staaten;
3) Die kosmopolitische Hospitalität der Föderirten;

würden also nur gültige Definitivartikel zum ersten ächten und permanenten, wenn gleich nur parziellen Frieden, statt der bisherigen fälschlich sogenannten Friedensschlüsse, eigentlich Waffenstillstände S. 104., seyn.

Man kann sie auch als Präliminarartikel zum ewigen Frieden ansehn, den sie beabsichtigen, und an den vor dem ersten ächten Frieden gar nicht zu denken ist. — Der universelle und vollkommene Republikanismus, und der ewige Friede sind unzertrennliche Wechselbegriffe. Der letzte ist eben so politisch nothwendig, wie der erste. Aber wie steht es mit seiner historischen Nothwendigkeit oder Möglichkeit? Welches ist die Garantie des ewigen Friedens?

»Das, was diese Gewähr leistet, ist nichts »Geringeres, als die große Künstlerin, Natur;« sagt Kant S. 47. So geistreich die Ausführung

dieſes treflichen Gedankens iſt, ſo will ich doch freimüthig geſtehn, was ich daran vermiſſe. Es iſt nicht genug, daß die Mittel der Möglichkeit, die äußern Veranlaſſungen des Schickſals zur wirklichen allmählichen Herbeiführung des ewigen Friedens gezeigt werden. Man erwartet eine Antwort auf die Frage: Ob die innere Entwickelung der Menſchheit dahin führe? Die (gedachte) Zweckmäßigkeit der Natur (ſo ſchön, ja nothwendig dieſe Anſicht in andrer Beziehung ſeyn mag) iſt hier völlig gleichgültig: nur die (wirklichen) nothwendigen Geſetze der Erfahrung können für einen künftigen Erfolg Gewähr leiſten. Die Geſetze der politiſchen Geſchichte, und die Prinzipien der politiſchen Bildung ſind die einzigen Data, aus denen ſich erweiſen läßt, »daß der ewige Friede kei»ne leere Idee ſey, ſondern eine Aufgabe, die »nach und nach aufgelöſt, ihrem Ziel beſtändig »näher kommt;« (S. 104.) nach denen ſich die künftige Wirklichkeit deſſelben, und ſogar die Art der Annäherung, zwar nicht weiſſagen (S. 65.) — theiſch und nach allen Umſtänden der Zeit und des Orts — aber doch vielleicht theoretiſch (wenn gleich nur hypothetiſch) mit Sicherheit vorherbeſtimmen laſſen würde. — Kant macht zwar hier ſonſt (wie ſich erwarten läßt) keinen tranſcenden-

ten Gebrauch von dem teleologiſchen Prinzip in der Geſchichte der Menſchheit (welches ſogar kritiſche Philoſophen ſich erlaubt haben): jedoch in einem Stücke ſcheint mir der praktiſche Begriff der unbedingten Willensfreiheit mit Unrecht in das theoretiſche Gebiet der Geſchichte der Menſchheit herübergezogen zu ſeyn. — Wenn die Moraltheologie die Frage aufwerfen kann und muß: Welches der intelligible Grund der Immoralität ſey? — ob ſie es kann und muß, laſſe ich hier an ſeinen Ort geſtellt ſeyn — ſo weiß ich auch keine andre Antwort, als die Erbſünde im Kantiſchen Sinne. Aber die Geſchichte der Menſchheit hat es nur mit den empiriſchen Urſachen des Phänomens der Immoralität zu thun; der intelligible Begriff der urſprünglichen Bösartigkeit iſt im Gebiete der Erfahrung leer und ohne allen Sinn. — Das behauptete Faktum (S. 80. Anm.) daß es durchaus keinen Glauben an menſchliche Tugend gebe, iſt unerwieſen; und wie kann die offenbare Bösartigkeit im äußern Verhältniß der Staaten (S. 79. Anm.) — die Immoralität einer kleinen Menſchenklaſſe, welche aus leichtbegreiflichen Urſachen im Durchſchnitt aus dem Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts beſteht, — ein Argument wider die menſchliche Natur überhaupt ſeyn? —

Es iſt ein hier unfruchtbarer Geſichtspunkt,

die vollkommene Verfaſſung nicht als ein Phänomen der politiſchen Erfahrung, ſondern als ein Problem der politiſchen Kunſt zu betrachten (S. 60.); da wir nicht über ihre Möglichkeit, ſondern über ihre künftige Wirklichkeit, und über die Geſetze der Progreſſion der politiſchen Bildung zu dieſem Ziele belehrt ſeyn wollen.

Nur aus den hiſtoriſchen Prinzipien der politiſchen Bildung, aus der Theorie der politiſchen Geſchichte, läßt ſich ein befriedigendes Reſultat über das Verhältniß der politiſchen Vernunft und der politiſchen Erfahrung finden. Statt deſſen hat Kant den nicht weſentlichen, ſondern nur durch Ungeſchicklichkeit zufällig entſtandenen Gränzſtreitigkeiten der Moral und der Politik nun einen eignen Anhang gewidmet. Er verſteht nämlich unter Politik nicht die praktiſche Wiſſenſchaft, deren Fundament und Objekt der politiſche Imperativ iſt, auch nicht die eigentliche politiſche Kunſt d. h. die Fertigkeit, jenen Imperativ wirklich zu machen; ſondern die despotiſche Geſchicklichkeit, welche keine wahre Kunſt, ſondern eine politiſche Pfuſcherey iſt. Die beiden reinen Arten aller denkbaren politiſch nothwendigen oder möglichen Formen ſind der Republikanismus und der Deſpotismus. Außerdem giebt es aber auch noch

zwei, dem erſten Anſcheine nach ſehr analoge, dem Weſen nach aber durchaus verſchiedene formloſe politiſche Zuſtände, deren Begriff als ein Gränzbegriff bei der Zergliederung des Republikanismus nicht übergangen werden darf. Nur der eine iſt politiſch; der andre bloß hiſtoriſch möglich.

Die Inſurrekzion iſt nicht politiſch unmöglich oder abſolut unrechtmäßig (wie S. 94—97 behauptet wird): denn ſie iſt mit der Publizität nicht abſolut unvereinbar. Von dem (vielleicht unrechtmäßigen) Herrſcher (S. 96.) gilt, was Kant S. 101. ſagt: »Wer die entſchiedene Obermacht hat, darf ſeiner Maximen nicht heel haben.« — Eine Konſtituzion, welche jedem Individuum, wenn es ihm ſelbſt rechtmäßig ſchiene, zu inſurgiren erlaubte, würde allerdings ſich ſelbſt aufheben. Eine Konſtituzion hingegen, welche einen Artikel enthielte, der in gewiſſen vorkommenden Fällen die Inſurrekzion peremtoriſch geböte, würde ſich zwar nicht ſelbſt aufheben; aber dieſer einzige Artikel würde null ſeyn: denn die Konſtituzion kann nichts gebieten, wenn ſie gar nicht mehr exiſtirt; die Inſurrekzion aber kann nur dann rechtmäßig ſeyn, wenn die Konſtituzion vernichtet worden iſt. Es läßt ſich aber ſehr wohl denken, daß ein Artikel in der

Konſtituzion die Fälle beſtimmt, in welchen die konſtituirte Macht für de facto annullirt geachtet werden, und die Inſurrekzion alſo jedem Individuum erlaubt ſeyn ſoll. Solche Fälle ſind z. B. wenn der Diktator ſeine Macht über die beſtimmte Zeit behält; wenn die konſtituirte Macht die Konſtituzion, das Fundament ihrer rechtlichen Exiſtenz, und alſo ſich ſelbſt vernichtet u. ſ. w. Da der allgemeine Wille eine ſolche Vernichtung des Republikanismus durch Uſurpation nicht wollen kann, und den Republikanismus nothwendig will, ſo muß er auch die einzigen Mittel, die Uſurpazion zu vernichten (Inſurrekzion), und den Republikanismus von Neuem zu organiſiren (proviſoriſche Regierung), zulaſſen können. Diejenige Inſurrekzion iſt alſo rechtmäßig, deren Motiv die Vernichtung der Konſtituzion, deren Regierung blos proviſoriſches Organ, und deren Zweck die Organiſazion des Republikanismus iſt. — Das zweite gültige Motiv der rechtmäßigen Inſurrekzion iſt abſoluter Despotismus d. h. ein ſolcher, welcher nicht proviſoriſch iſt, und alſo bedingterweiſe erlaubt ſeyn kann, ſondern ein ſolcher, welcher das republikaniſche Bildungsprinzip (durch deſſen freye Entwickelung allein der politiſche Imperativ allmählich wirklich gemacht werden kann) und deſſen Tendenz ſelbſt zu vernichten und zu

zerſtören ſtrebt, und alſo abſolut unerlaubt iſt, d. h. vom allgemeinen Willen nie zugelaſſen werden kann. Der abſolute Deſpotismus iſt nicht einmal ein Quaſiſtaat, ſondern vielmehr ein Antiſtaat, und (wenn auch vielleicht phyſiſch erträglicher) doch ein ungleich größeres politiſches Übel, als ſelbſt Anarchie. Dieſe iſt bloß eine Negazion des politiſch Poſitiven; jener eine Poſizion des politiſch Negativen. Die Anarchie iſt entweder ein flieſſender Deſpotismus, in dem ſowohl das Perſonale der herrſchenden Macht, als die Gränzen der beherrſchten Maſſe ſtets wechſeln; oder eine unechte und permanente Inſurrekzion: denn die echte und politiſch mögliche iſt nothwendig tranſiteriſch.

III.

Thyrsis.

Theokrits erste Idylle.

Übersetzt von J. H. Voß.

Thyrsis.

Lieblich ertönt das Geräusch, das die Pinie drüben, o Geishirt,
Dort an dem Felsengequell uns herabschwirrt. Lieblich ertönt auch
Deine Syring'; es gebührt nächst Pan dir der andere Kampfpreis.
Wenn er den Bock sich gewann, den gehörneten, nimmst du die Ziege.
Wenn er zum Lohn die Ziege hinwegnahm; folget das Zicklein
Dir; und das Fleisch ist schön dem Zickelchen, bis du es melkest.

Geishirt.

Lieblicher tönt, o Schäfer, dein Lied mir, als mit Geplätscher

Dort von dem Fels hochher in das Thal ſich ergießet der Bergquell.
Wenn die ſingenden Muſen ein Schaf wegführen zum Preiſe;
Nimmſt du ein Lamm des Gehegs zum Lohne dir. Wenn ſie erwählen
Lieber das Lamm zu empfahn; wirſt du mit dem Schafe davongehn.

Thyrſis.

Willſt du dort, bei den Nymfen! o Geishirt, willſt du, dich ſetzend,
Am abhangenden Fuße des Hügelchens voll Tamariſken,
Deine Syring' anſtimmen? Ich achte derweil auf die Ziegen.

Geishirt.

Nimmer geziemt, o Schäfer, am Mittag, nimmer geziemt uns
Jezo Syringengetön'! Pan fürchten wir! Denn von der Wildjagd
Will er ſodann ausruhn, der ermüdete: ſtörriſch ja iſt er,
Und ihm ſchnaubt beſtändig der bittere Zorn in der

Aber o du, mein Thyrſis, du kennſt ja die Leiden des Daſnis,
Und du erreichteſt die Höhe des ländlichen Hirtengeſanges.
Sezen wir unter die Ulm' uns dorthin, gegen Priapos
Über, und gegen des Quells Schußgöttinnen, wo ſich die Schäfer
Bänke gemacht in der Eichen Umſchattungen. Wenn du mir ſängeſt,
Wie du jüngſt mit Chromis dem Libyer ſangeſt im Wettkampf;
Eine Ziege bekämſt du mit Zwillingen, dreimal zu melken,
Die, zwei Böcklein nährend, zugleich zwei Gelten dir vollmilcht;
Auch ein tiefes Gefäß, mit duftendem Wachſe gebonet,
Zweigeöhrt, neufertig, das Holz noch riechend vom Meißel:
Welchem hoch an der Mündung umher ſich ſchlinget der Efeu,
Efeu, fleckig vom Golde der Blum' Helichryſos; denn durch ſie
Kriecht das Gerank, anlachend mit ſafranfarbigen Träublein.

Mitten darauf iſt ein Weib, wie ein göttliches Wunder, gebildet,
Schön mit langem Gewand und dem Stirnband. Neben ihr ſtehen
Männer, die Haare gelockt, und zanken ſich dorther und daher
Mit wetteifernden Worten, doch rühret es wenig das Herz ihr.
Jezo ſchaut auf den einen ihr hold anlachendes Antlitz,
Jezo neigt ſie den Sinn zum anderen: jene vor Liebe
Eifern ſtets, vorſchwellend das Aug' in vergeblicher Mühſal.
Dieſen zunächſt iſt ein fiſchender Greis und ein Felſen gebildet,
Rauhgezakt, wo er ämſig die maſchigen Garne zum Auswurf
Schleppt, hochalt, dem mit Macht arbeitenden Manne vergleichbar.
Alle Kraft der Glieder, ſo glaubt man, ſtrengt er zum Fiſchfang:
Alſo ſtarren ihm rings die geſchwollenen Sehnen des Halſes,
Zwar bei grauendem Haupt; doch die Kraft iſt würdig der Jugend.

Nur ein wenig entfernt von dem meeranringenden Greiſe,
Prangt mit balſamiſchen Trauben ein Weinberg lieblich belaſtet.
Den ein winziger Knabe bewacht, am bedorneten Steinwall
Sizend; auch zeigen umher zween Füchſe ſich; einer durchwandert
Rebengäng', und benaſchet das reifeſte. Dort auf die Taſche
Laurt der andre mit Liſt, und nicht zu verlaſſen das Knäblein
Droht er, bevor er aufs Trokne den Frühſtükloſen geſezet.
Jener flicht ſich von Aehren die zierliche Grillenfange,
Wohl mit Binſen gefügt; auch kümmert ihn weder der Weinberg,
Weder die Taſche ſo ſehr, als nun das Geflecht ihn erfreuet.
Ganz dann umläuft das Geſchirr in geſchmeidigem Schwung der Akanthos.
Staunen wirſt du der Kunſt des äoliſchen Wundergebildes!
Eine Geis auch bezahlt' ich dem Kalydoniſchen Krämer

Deß zum Preis, und den großen gerundeten Käse von Geismilch.
Nimmer annoch berührt' es die Lippe mir, sondern es liegt noch
Ungebraucht. Dies möcht' ich mit williger Seele dir schenken,
Wenn du anizt, du Theurer, die liebliche Weise mir sängest.
Gern ist dir alles gegönnt! Auf, Trautester! Jenen Gesang ja
Wirst du dem Aides nicht, dem allvergessenden, sparen.

Thyrsis.

Hebet Gesang, ihr Musen, geliebteste, Hirtengesang an!
Thyrsis vom Ätna ist hier; euch ruft die Stimme des Thyrsis!
Wo wart ihr, als Daphnis verschmachtete? wo doch, o Nymfen?
Fern im peneiischen Tempe, dem lieblichen? oder am Pindos?
Denn nicht weiletet ihr um den mächtigen Strom des Anapos,
Nicht um des Ätna Geklüft, noch um Akis heilige Wasser.

Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Ihn ja haben Schakal', ihn heulende Wölfe bejammert;
Ihn auch hätt' aus Gebüſch der Löwe beweint, da er hinſank!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Viel der Kühe geſtreckt zu den Füßen ihm, viel auch der Farren,
Viel der Stieren umher und Kälber auch, jammerten kläglich!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Jezt kam Hermes zuerſt vom Gebirg' her: Dafnis, begann er,
Wer doch peiniget dich? wen, Trauteſter, liebeſt du alſo?
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Jetzo kamen die Schäfer, der Kuhhirt kam, und der Geishirt.
Alle befrageten ihn: Was fehlet dir? Selbſt auch Priapos
Kam: Unglücklicher Dafnis, wie ſchmachteſt du! rief er; das Mägdlein

Irrt

Irrt ja um jeglichen Quell, und die Waldungen alle durchſtreift ſie!
(Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!)
Spähend nach dir! Nein, allzu verbuhlt, ein unheilbarer biſt du!
Kuhhirt wardſt du genannt, doch ein Geishirt ſcheineſt du jetzo!
Sieht die meckernden Ziegen der Geishirt brünſtig geliebkoſt;
Schmachtend zerfließt ſein Auge, daß nicht er ſelber ein Bock ward.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Alſo auch dir, wenn du ſiehſt, wie die Jungfraun ſcherzen und lachen,
Schmachtend zerfließt dein Auge, daß nicht mit den frohen du tanzeſt!
Nichts antwortete jenen der Kuhhirt, ſondern im Herzen
Trug er die quälende Lieb', und trug bis zum Ende das Schickſal.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Endlich kam Kythereia, die wunderholde, mit Lächeln,

Heimliches Lächeln im Aug, und bitteren Groll in der Seele.

Ha! den Eros, begann sie, den prahlest du, Daphnis, zu fesseln!

Bist du nicht selbst von Eros, dem schrecklichen, jetzo gefesselt?

Hebet Gesang, ihr Musen, geliebteste, Hirtengesang an!

Aber Daphnis gereizt antwortete: Leidige Kypris!

Kypris, du Unholdin! Du Kypris, der Sterblichen Abscheu!

Meinest du denn, schon sey uns jegliche Sonne gesunken?

Daphnis im Aides selbst wird Qual noch bringen dem Eros!

Hebet Gesang, ihr Musen, geliebteste, Hirtengesang an!

Wo einst Kypris der Hirt — du weißt schon — wandre zum Ida!

Wandre dort zu Anchises! Da grünt's von Eichen und Galgant!

Siehe da ziehn schönsummend um Honigkörbe die Bienen!

Hebet Gesang, ihr Musen, geliebteste, Hirtengesang an!

Hold iſt auch Adonis, dieweil auch Schäfchen er weidet,
Weil auch Haſen er ſchießt, und ander Thiere verfolget!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Trit noch einmal entgegen dem Held Diomedes, und ſag' ihm:
Ich bin Daſnis des Hirten Beſiegerin! Auf, in den Zweikampf!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
O ihr Wölf', o Schakal', o im Berg' einſiedelnde Bären,
Lebet wohl! Ich, Daſnis der Hirt, bin nimmer in Wäldern,
Nie in Gebüſch und Hainen mit euch! Wohl leb', Arethuſa!
Wohl, ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Waſſer ergießend!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Daſnis bis Ich, derſelbe, der hier die Kühe geweidet,
Daſnis, der hier zur Tränke die Stier' und die Kälber geführet.

Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
O Pan, Pan! ob dich halten die luftigen Höhn des Lykäos,
Ob du des Mänalos Krümmen umgehſt: in der Sikeler Eiland
Komm, und verlaß des Helikas Grab, des Sohnes Lykaons,
Und ſein erhabenes Mal, das geehrt iſt ſelber den Göttern!
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruhn!
Komm und empfah', o Herrſcher, die honigathmende ſchöne
Waldſyring' in kleibendem Wachs, um die Lippe gebogen.
Denn ich muß durch Eros hinab zum Aides jetzo!
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruhn!
Jetzo tragt auch Violen, o Brombeerrank', und o Schleedorn!
Blühe der ſchöne Narkiſſos ſogar Wacholdergeſträuchen!
Alles verwandele ſich; und die Pinie prange mit Birnen,

Jetzo da Daſnis ſtirbt; auch den Jagdhund zauſe die Hindin;
Und mit der Nachtigall töne des Bergs Ohreule den Wettſang!
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruhn!
Als er ſolches geſagt, da endigt' er. Zwar Afrodite
Strebt' ihn emporzuheben; doch alles Geſpinſt von den Mören
Fehlete. Daſnis durchging den Acheron, und das Geſtrudel
Barg den Geliebten der Muſen, der nicht den Nymfen verhaßt war!
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruhn!
Und du gieb mir die Geis, das Geſchirr auch, daß ich, ſie melkend,
Sprenge zum Dank den Muſen die Erſtlinge. Heil euch, o Muſen!
Vielmal Heil! Euch will ich hinfort noch lieblicher ſingen.

Geishirt.

Voll von Honige werde der reizende Mund dir, o Thyrſis,

Voll von triefendem Seim; und die Feige von Aegilos ſei dir
Süße Koſt! denn du ſingſt ja melodiſcher, als die Cikade.
Hier, mein Freund, das Gefäß. O ſchau, wie lieblich es duftet!
Traun im Quelle der Horen wird dir gebadet es dünken!
Komm nun her, Kiſſätha! du melke ſie! Aber ihr Ziegen,
Nicht ſo herum mir gehüpft, daß nicht der Bock euch bezahle!

IV.

Zwei Gedichte von Karoline Rudolphi.

Im Juli 1794.

Unerbittlich ſengt der Mittag,
Welkend hangen Blum' und Laub,
Zephir wühlt im heißen Sande,
Und verhüllt uns dicht in Staub.

Ohne deine kühle Wölbung,
Lieblicher Kaſtanjenſaal,
Schmachteten wir ohne Rettung —
Ach, verzehrend iſt der Stral!

Zürnend ſchalt ich oft den Jonas,
Der, als Schatten ihm gebrach,
Mit dem Leben ſelber zürnte,
Als der Wurm den Kürbis ſtach.

Armer Jonas! ſieh', ich zürne
Deinem Unmuth heut nicht ſehr! —
Raubt' ein Dämon mir dies Laubdach,
Auch ich trüg' es nimmermehr. —

Nur, daß du Verderben wollteſt,
Kannteſt nicht des Mitleids Schmerz,
Daß du der Verſchonung zürnteſt,
Das verzeiht kein liebend Herz.

Und als himliſche Erbarmung
Sich dem Sterblichen genaht,
Und den Sünder für die Sünder
Liebevoll um Schonung bat;

Daß der Sünder da noch zürnte,
Daß der Unſchuld Hülfeſchrein
Selbſt dein Felſenherz nicht rührte,
Wer, wer ſoll dir das verzeihn.

Unerbittlich ſengt der Mittag,
Alles Leben athmet ſchwer;
Zephir tauchte ſeinen Flügel
In der Sonne Flammenmeer.

Seng', o ſeng' uns nicht die Freude,
Nicht des Lebens Kraft und Luſt,
Wie dem Jonas, aus den Adern,
Nicht das Mitleid aus der Bruſt!

Der Mittag im Juli.

Duftende Roſen und Lilien fallen
Schmachtend und welkend der Erd' in den Schooß;
Nachtigall'n ſeufzen und Zephire wallen
Glühend und ſterbend von Phöbus Geſchoß.

Phöbus, o göttlicher Phöbus, du ſendeſt
Schier uns der brennenden Pfeile zu viel —
Stralender König des Himmels, du ſpendeſt,
Wahrlich du ſpendeſt der Wohlthat zu viel!

Siehe, wir tragens nicht, ſieh', wir erliegen
Deinem allmächtig verzehrenden Blick —
Siehe, die Bäche des Lebens verſiegen —
Zeuch deine Herrlichkeit ſchonend zurück. —

Laß doch ein trauliches milderndes Wölkchen
Ach! aus der Thetis tiefkühlendem Schooß,
Träufelnd erfriſchen dein irdiſches Völkchen —
Mildern und ſchonen iſt himliſch, iſt groß.

Freilich, uns ſchattet die kühlende Linde,
Uns des Kaſtanienbaums liebliches Dach,
Koſend umſpielen mich ſäuſelnde Winde,
Halten den Funken des Lebens noch wach;

Aber der Waller auf dürſtender Haide,
Senket ſein Haupt auf den Buſen herab. —
Eile, du Waller, von dürſtender Haide,
Eil' und entfliehe dem brennenden Grab'.

Daß dich die Wölbung des Laubdachs erfriſche;
Haſt du, o Waller! zur Heimath noch fern?
Mache dich zu uns am wirtlichen Tiſche;
Komm, wir erfreuen, wir laben ſo gern!

V.

Ehrengedächtniß unſers ehrwürdigen Ahnherrn
Albrecht Dürers
von einem kunſtliebenden Kloſterbruder.

Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen! mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und Kirchen, denen die feſte Spur von unſrer alten vaterländiſchen Kunſt eingedrückt iſt! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine ſo derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen ſie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da Du, Nürnberg, die lebendig wimmelnde Schule der vaterländiſchen Kunſt warſt, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunſtgeiſt in deinen Mauern lebt' und webte; da Meiſter Hans Sachs, und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen Albrecht Dürer mit ſeinem Freunde Wilibaldus Pirkheimer, und ſo viel andre hochbelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünſcht! Wie oft iſt ſie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Bücherſälen in einem engen Win-

kel beim Dämmerlicht der kleinen rundſcheibigen Fenſter ſaß, und über den Folianten des wackern Hans Sachs, oder über anderem alten, gelben, wurmzerfreſſenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düſtern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemahlte Fenſter alle das Bildwerk und die Mahlereien der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder, und ſehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O, ich kenne ſie ja, die Myrtenwälder Italiens, — ich kenne ſie ja, die himmliſche Glut in den begeiſterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimath der ſchönſten Stunden meines Lebens iſt! Ihr, die ihr überall Grenzen ſehet, wo keine ſind! Liegt Rom und Deutſchland nicht auf einer Erde? Hat der himmliſche Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Weſten nach Oſten über den Erdkreis geführt? Iſt ein Menſchenleben zu kurz? Sind die Alpen unüberſteiglich? — Nun, ſo muß auch mehr als eine Liebe in der Bruſt des Menſchen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein traurender Geiſt auf der geweihten Stäte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Al-

brecht Dürers ruhen, der einſt die Zierde von Deutſchland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen beſucht, unter zahlloſen Grabſteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerke, als dem Gepräge der alten Kunſt, bezeichnet iſt, und zwiſchen denen ſich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergeſſenen Gebeine unſers alten Albrecht Dürers, um deſſentwillen es mir lieb iſt, daß ich ein Deutſcher bin.

Wenigen muß es gegeben ſeyn, die Seele in deinen Bildern ſo zu verſtehen, und das Eigne und Beſondre darin mit ſolcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben ſcheint; denn ich ſehe mich um, und finde wenige, die mit ſo herzlicher Liebe, mit ſolcher Verehrung vor dir verweilten, als ich.

Iſt es nicht, als wenn die Figuren in dieſen deinen Bildern wirkliche Menſchen wären, welche zuſammen redeten? Ein jeglicher iſt ſo eigenthümlich geſtempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher ſo aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar ſeinen Zweck erfüllt. Keiner iſt mit halber Seele da; wie man es öfters bei ſehr zierlichen Bildern neuerer Meiſter ſagen möchte; jeder iſt im vollen Leben begriffen, und ſo auf die Tafel hin-

geſtellt. Wer klagen ſoll, klagt; wer zürnen ſoll, zürnt; und wer beten ſoll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt ſich unnütz, oder bloß zum Augenſpiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles ſpricht uns gleichſam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht feſt im Gemüthe faſſen. Wir glauben alles, was der kunſtreiche Mann uns darſtellt; und es verwiſcht ſich nie aus unſerm Gedächtniß.

Wie iſt's, daß mir die heutigen Künſtler unſers Vaterlandes ſo anders erſcheinen, als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein geliebter Dürer? Wie iſt's, daß es mir vorkömmt, als wenn ihr alle die Mahlerkunſt weit ernſthafter, wichtiger und ehrwürdiger gehandhabt hättet, als dieſe zierlichen Künſtler unſerer Tage? Mich dünkt, ich ſehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde ſtehet, wie die Vorſtellung, die ihr ſichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorſchwebt, wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuſchauer wohl am ſtärkſten und ſicherſten ergreifen, und ſeine Seele beim Anſehen am mächtigſten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Theilnahme und freundlichem Ernſt, die eurer lebendigen Einbildung befreunde-

ten Weſen auf die Tafel treu und langſam auftraget. — Aber die Neueren ſcheinen gar nicht zu wollen, daß man ernſthaft an dem, was ſie uns vorſtellen, Theil nehmen ſolle; ſie arbeiten für vornehme Herrn, welche von der Kunſt nicht gerührt und veredelt, ſondern aufs höchſte geblendet und gekitzelt ſein wollen; ſie beſtreben ſich, ihr Gemälde zu einem Probeſtück von recht vielen lieblichen und täuſchenden Farben zu machen; ſie prüfen ihren Witz in Anſtrengung des Lichts und Schattens; — aber die Menſchenfiguren ſcheinen öfters bloß um der Farbe und um des Lichts willen, wahrlich ich möchte ſagen, als ein nothwendiges Übel im Bilde zu ſtehen.

Wehe muß ich rufen über unſer Zeitalter, daß es die Kunſt bloß als ein leichtſinniges Spielwerk der Sinne übt, da ſie doch wahrlich etwas ſehr ernſthaftes und erhabenes iſt. Achtet man den Menſchen nicht mehr, daß man ihn in der Kunſt vernachläßigt, und artige Farben und allerhand Künſtlichkeit mit Lichtern der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unſerm Albrecht ſehr hochgeſchätzten und vertheidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern geſtehe, einiges aus Wißbegier wohl geleſen habe, und in welchen viel Gutes verborgen ſeyn mag, habe ich

über die Wichtigkeit der Kunſt eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüth kommt. Denn es behauptet dieſer Mann irgendwo ganz dreiſt und ausdrücklich; daß nächſt der Theologie unter allen Wiſſenſchaften und Künſten des menſchlichen Geiſtes die Muſik den erſten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieſer kühne Ausſpruch meine Blicke ſehr auf den ausgezeichneten Mann hin gerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein ſolcher Ausſpruch kommen konnte, mußte für die Kunſt gerade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in ſo wenigen Gemüthern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch ſo ſehr natürlich und ſo bedeutend iſt.

Wenn nun die Kunſt (ich meine, ihr Haupt- und weſentlicher Theil) wirklich von ſolcher Wichtigkeit iſt; ſo iſt es ſehr unwürdig und leichtſinnig, ſich von den ſprechenden und lehrreichen Menſchenfiguren unſres alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil ſie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchſte in der Kunſt hält, ausgeſtattet ſind. Es verräth nicht ein ganz geſundes und reines Gemüth, wenn ſich jemand vor einer geiſtlichen Betrachtung, welche an ſich triftig und eindringend iſt, die Ohren zuhält, weil der Redner

ſeine Worte nicht in zierlicher Ordnung ſtellet, oder weil er eine üble, fremde Ausſprache, oder ein ſchlechtes Spiel mit Händen an ſich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, dieſe äußere, und ſo zu ſagen bloß körperliche Schönheit der Kunſt, wo ich ſie finde, nach Verdienſt zu ſchätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verſtoß angerechnet, daß du deine Menſchenfiguren nur ſo bequem nebeneinander hinſtellſt, ohne ſie künſtlich durch einander zu verſchränken, daß ſie ein methodiſches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieſer deiner unbefangenen Einfalt, und heſte mein Auge unwillkührlich zuerſt auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menſchen, ohne daß mir dergleichen Tadelſucht nur in den Sinn kommt. Viele Perſonen aber ſcheinen von derſelben, wie von einem böſen, quälenden Geiſte ſo geplagt, daß ſie dadurch zu verachten und zu verhöhnen geneigt werden, ehe ſie ruhig betrachten können, und am allerwenigſten über die Schranken der Gegenwart ſich in die Vorzeit hinüber zu ſetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zuſammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verſtand; ſpricht

aber ſein eigener Geiſt aus dem Knaben, oder nicht vielmehr die Kunſtweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunſt faſſen nur einzelne auserwählte Geiſter auf einmal, mag auch ſchon die Führung des Pinſels noch ſehr mangelhaft ſeyn; alle die Außenwerke der Kunſt hingegen werden nach und nach durch Erfindung, Übung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es iſt aber eine ſchnöde und bedauernswerthe Eitelkeit die das Verdienſt der Zeiten ihrem eignen ſchwachen Haupte zur Krone aufſetzt, und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verſtecken will. Hinweg, ihr weiſen Knaben, von dem alten Künſtler von Nürnberg! — und daß keiner verſpottend ihn zu richten ſich vermeſſe, der noch kindiſch darüber naſerümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeiſtern hatte, oder, daß man zu ſeiner Zeit ſo ſeltſam altfränkiſche Kleidung trug.

Denn auch um deswillen wollen die heutigen Lehrer ihn, ſo wie manchen andern guten Mahler ſeines Jahrhunderts, nicht ſchön und edel nennen, weil ſie die Geſchichte aller Völker und wohl ſelbſt die geiſtlichen Hiſtorien unſrer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein, ich denke dabei, wie doch ein jeder Künſtler, der die Weſen vergangener Jahrhunderte durch ſeine Bruſt gehen läßt,

ſie mit dem Geiſt und Athem ſeines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich iſt, daß die Schöpfungskraft des Menſchen alles Fremde und Entfernte, und alſo auch ſelbſt die himmliſchen Weſen, ſich liebend nahe bringt, und in die wohlbekannten und geliebten Formen ſeiner Welt und ſeines Geſichtskreiſes hüllt.

Als Albrecht den Pinſel führte, da war der Deutſche auf dem Völkerſchauplatze unſers Welttheils noch ein eigenthümlicher und ausgezeichneter Charakter von feſtem Beſtand; und ſeinen Bildern iſt nicht nur in Geſichtsbildung und im ganzen Äußeren, ſondern auch im inneren Geiſte, dieſes ernſthafte, gerade und kräftige Weſen des deutſchen Charakters treu und redlich eingeprägt. In unſern Zeiten iſt dieſer feſtbeſtimmte deutſche Charakter, und eben ſo die deutſche Kunſt verloren gegangen. Der junge Deutſche lernt die Sprachen aller Völker Europa's, und ſoll prüfend und richtend aus dem Geiſte aller Nazionen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunſt wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels, und die Farben der venezianiſchen Schule, und die Wahrheit der Niederländer und das Zauberlicht des Corregio, alles zuſammen nachahmen, und auf dieſem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen ſolle. — O traurige Afterweisheit! O blinder

Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit, und jedes Vorzügliche aller großen Künstler der Erde zusammensetzen, und durch das Betrachten aller, und durch das Erbetteln von ihren mannigfaltigen großen Gaben, ihrer aller Geist in sich vereinigen und sie alle besiegen könne! Die Periode der eignen Kraft ist vorüber; — man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zusammensetzen das versagte Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterlose Werke sind die Frucht. — Die deutsche Kunst war ein frommer Jüngling, in den Ringmauern einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden erzogen; — nun sie älter ist, ist sie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinstädtischen Sitten zugleich sein Gefühl und sein eigenthümliches Gepräge von der Seele weggewischt hat.

Ich möchte um Alles nicht, daß der zauberhafte Correggio, oder der prächtige Paolo Veroneſe, oder der gewaltige Buonarotti, eben so gemahlt hätten als Raphael. Auch stimm' ich keinesweges in die Redensarten derer mit ein, welche sprechen: »Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine Zeitlang »gehauſet, und die ächte Schönheit und das Ideali«sche vom Raphael abgelernt, so wäre er ein »großer Mahler geworden; man muß ihn be»dauern, und sich nur wundern, wie er es in ſei-

»ner Lage noch ſo weit gebracht hat.« Ich finde hier nichts zu bedauern; ſondern freue mich, daß das Schickſal dem deutſchen Boden an dieſem Manne einen echt vaterländiſchen Mahler gegönnt hat. Er würde nicht er ſelber geblieben ſeyn; ſein Blut war kein italieniſches Blut. Er war für das Idealiſche und die erhabene Hoheit eines Raphaels nicht geboren; er hatte daran ſeine Luſt, uns die Menſchen zu zeigen, wie ſie um ihn herum wirklich waren; und es iſt ihm gar treflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen jüngern Jahren die erſten Gemählde vom Raphael ſowohl als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergallerie ſah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Mahlern, die ich kannte, dieſe beiden eine ganz beſonders nahe Verwandſchaft zu meinem Herzen hatten. Bei beiden gefiel es mir ſo ſehr, daß ſie ſo einfach und gerade, ohne die zierlichen Umſchweife andrer Mahler, uns die Menſchheit in voller Seele ſo klar und deutlich vor Augen ſtellen. Allein ich getraute mich damals nicht, meine Meinung jemanden zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die Meiſten in dem alten deutſchen Mahler nichts als etwas ſehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indeß an dem Tage, da ich jene Bildergallerie geſehen hatte,

ſo voll von dieſem neuen Gedanken, daß ich damit einſchlief und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgeſicht vorkam, welches mich noch feſter in meinem Glauben beſtärkte. Es dünkte mich nehmlich, als wenn ich nach Mitternacht von dem Gemach des Schloſſes, worinn ich ſchlief, durch die dunkeln Säle des Gebäudes ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergallerie zuginge. Als ich an die Thür kam, hörte ich drinnen ein leiſes Gemurmel; — ich öffnete ſie, und plözlich fuhr ich zurück; denn der ganze große Saal war von einem ſeltſamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemählden ſtanden ihre ehrwürdigen Meiſter in leibhafter Geſtalt da, und in ihrer alten Tracht, wie ich ſie in Bildniſſen geſehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, ſagte mir, daß ſie manche Nacht vom Himmel herunterſtiegen, und hier und dort auf Erden in Bildersälen bei nächtlicher Stille umherwankten, und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italieniſche Mahler erkannte ich; von Niederländern nur wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwiſchen ihnen durch, und ſiehe! da ſtanden abgeſondert von allen Raphael und Albrecht Dürer Hand in Hand, leibhaftig vor meinen Augen, und ſahen in freundlicher Ruhe ſchweigend ihre beiſammenhangenden Gemählde an. Den göttlichen Raphael anzureden,

hatte ich nicht den Muth; eine heimliche ehrerbietige Furcht verſchloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich ſo eben begrüßen und meine Liebe vor ihm ausſchütten; — allein in dem Augenblick verwirrte ſich mit einem Getöſe alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieſes Traumgeſicht hatte meinem Gemüthe innige Freude gemacht, und dieſe ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vaſari las, wie die beiden herrlichen Künſtler auch bei ihren Lebzeiten wirklich, ohne ſich zu kennen, durch ihre Werke Freunde geweſen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutſchen von Raphael mit Wohlgefallen angeſehen worden, und er ſie ſeiner Liebe nicht unwerth geachtet hätte.

Das aber kann ich freilich nicht verſchweigen, daß mir nachher bei den Werken der beiden Mahler immer ſo wie in jenem Traum zu Muthe war, daß ich nehmlich bei denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran verſuchte, ihr echtes Verdienſt jemanden zu erklären, und über ihre Vortreflichkeiten mich in Worte auszubreiten; bei den Werken Raphaels aber immer von der himmliſchen Schönheit ſo überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden, noch jemanden deutlich auseinander ſetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung iſt ein gefährlicher Feind des Genuſſes; auch die höchſte Schönheit der Kunſt übt nur dann, wie ſie ſoll, ihre volle Gewalt über uns aus, wenn unſer Auge nicht zugleich ſeitwärts auf andere Schönheit blickt. Der Himmel hat ſeine Gaben unter die großen Künſtler der Erde ſo vertheilt, daß wir durchaus genöthiget werden, vor einem jeglichen ſtille zu ſtehen, und jeglichem ſeinen Antheil unſrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italieniſchem Himmel, unter majeſtätiſchen Kuppeln und korinthiſchen Säulen; auch unter Spitzgewölben, krausverzierten Gebäuden und gothiſchen Thürmen wächſt wahre Kunſt hervor.

Friede ſey mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! und möchteſt du wiſſen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen dir fremden Welt, der Herold deines Namens bin! — Geſegnet ſey mir deine goldne Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutſchland eine eigene vaterländiſche Kunſt zu haben ſich rühmen konnte.

Aber die ſchönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg und verſchwinden, wie glänzende Wol-

ken über das Gewölbe des Himmels ziehn. Sie ſind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen ſie aus innerer Liebe in ihr Gemüth zurück aus beſtäubten Büchern und bleibenden Werken der Kunſt.

VI.

Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen. II. Stück.

1. Herr Lorenz Stark. Fortsetzung. Eine fast dramatische Anschaulichkeit und feine Charakterzeichnung. Nur wünschte ich, der Erzähler wäre so enthaltsam, sich mit dem Darstellen allein zu begnügen, und die Zergliederungen seiner Darstellungen dem Leser zu überlassen. Einige der dargestellten Charaktere besonders der Sohn, erregen schon beim Anschauen keine wohlthätige Empfindung; geschweige, wenn sie zergliedert werden.

2. Versuch über die Dichtungen. Die Übersetzung eines schlechten Originals, womit die berüchtigte Stael ein Bändchen kontrerevoluzionärer Poesie nach französischer Art begleitete. Die versprochnen Bemerkungen müssen sehr trefflich seyn, um einen so wässerigen Text entschuldigen zu können.

3. Fortsetzung der Briefe über Poesie, Silbenmaaß und Sprache. Vierter Brief.

Nachdem der Verfaſſer im dritten Briefe die urſprüngliche Anlage der menſchlichen Natur zum Rhythmus aus ihrem thieriſchen Vermögen und geiſtigen Bedürfniſſen abgeleitet, und die erſte Veranlaſſung ſeiner wirklichen Entſtehung erklärt hat; bemerkt er im Anfange des vierten, daß, was man vor der Erfindung eines ordnenden Zeitmaßes mit dem Namen Geſang und Tanz beehrt habe, von dem Freudenſprunge und dem Geſchrey der Thiere nicht weſentlich verſchieden ſey; daß aber kein Thier die Freiheit ſeiner leidenſchaftlichen Äuſſerungen durch den Rhythmus beſchränke, und daß dieſer alſo aus einer dem Menſchen eignen geiſtigen Beſchaffenheit herrühren müſſe. — Verderbliches Übermaß der Leidenſchaften unterſcheidet den ganz rohen Menſchen vom Thier, und Ausſchweifungen ſind die erſten Äußerungen ſeiner Vernunftmäßigkeit. Ungezügelte Freiheit iſt das höchſte Gut des Wilden. Der Menſch hätte alſo ewig im Stande der Wildheit beharren müſſen, wenn die wohlthätige Hand der Natur nicht das Bedürfniß zum Rhythmus in ſeine Natur gepflanzt, und ihn dadurch genöthigt hatte, den Ausdruck ſeiner Leidenſchaften zu bändigen. Der Ausdruck aber wirkt nach innen zurück, und mildert das Gefühl ſelbſt. Eine treffende Bemerkung! Auf dieſe mildernde Rückwirkung und bildende Kraft des Rhythmus weiß

der Verfaſſer die Sage vom Orpheus ſinnreich zu deuten. Die ganze Stelle iſt ſehr leſenswerth. — Bisher war der Urſprung und die Rückwirkung des Rhythmus nur aus den Anlagen und Bedürfniſſen des einzelnen Menſchen entwickelt. Aber ſchon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte das Beiſammenſeyn einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande ein neues Bedürfniß, das eines ordnenden Zeitmaaßes der gemeinſchaftlichen Äußerungen, erregen, wodurch denn Geſang und Tanz zu einem Bande friedlicher Geſelligkeit umgeſchaffen ward. (Doch darf man nicht denken, was hier unterſchieden wird, ſey auch der Zeit nach auf einander gefolgt; die Menſchen hätten erſt eine Weile ſolo geſungen und geſprungen, ehe ſie es haufenweiſe thun lernten: denn wenn Rhythmus entſtehen ſoll, muß der Trieb einen vorübergehenden, beſchränkten, eignen Zuſtand feſtzuhalten, zu verbreiten und mitzutheilen ſchon vorhanden, und die Geſelligkeit alſo ſchon erwacht ſeyn. Daß aber der geſellſchaftliche Gebrauch der rhythmiſchen Künſte allein den in der menſchlichen Natur urſprünglich gegründeten Trieb zum Putz erweckt, und den Verſtand veranlaßt habe, allmählich das Gefallende zu wählen, kann ich nicht zugeben. Schon die bloße Wiederholung deſſelben Ausdrucks einer Lei-

denſchaft, gab der Neigung zum Schmucke Spielraum und mußte ſie wecken; dieſe Wiederholung aber iſt eine nothwendige Folge des Hanges, einem Gefühl Dauer zu geben, welcher die Entſtehung des Rhythmus veranlaßt. Auch iſt Putz, weil er beſonnene Wahl vorausſetzt, darum nicht auch ſchon ein Geſchäft des Verſtandes. Der Wilde wählt nicht nach deutlichen Begriffen, ſondern nach deutlichen Gefühlen, nicht um einen beſtimmten Zweck zu erreichen, ſondern um ein unbeſtimmtes Verlangen zu befriedigen. Überhaupt fängt die Unterſuchung hier an ein wenig zu eilen. Nach einer vorläufigen Andeutung über die wichtigen Folgen des erſten Aufdämmerns des vorher ſchlafenden Triebes nach Schönheit für die drei rhythmiſchen Künſte, ſchließt der Brief mit dem Reſultat: Die älteſten Geſänge waren von der Art, welche man in der Kunſtſprache lyriſche Poeſie nennt, (freilich mehr die erſte Äußerung der lyriſchen Anlage, die rohen Beſtandtheile der lyriſchen Kunſt, als eigentliche Poeſie;) und wurden immer improviſirt. Die angeführten Gründe ſind nicht entſcheidend. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken. Aber nicht alle Abſicht iſt künſtlich; es giebt eine Art von Abſicht, welche man kaum dem Thier, gewiß aber ſelbſt dem roheſten Menſchen nicht abſprechen kann. Und da derſelbe ſich auch zu andern

Handlungen, wozu ihn gleichfalls Bedürfniß treibt, und die er leidenschaftlich verrichtet, vorbereitet, so wüßte ich nicht, warum es mit seinen Gesängen anders seyn sollte, wenn sich keine äußere Gründe dafür finden. — Der Ausdruck ist rein, klar, bestimmt genug, und nicht ohne Anmuth, zwar nicht so fröhlich, wie im dritten Brief, aber doch auch nicht gar so trocken, wie der Briefsteller selbst zu fürchten scheint. Die Gedanken gehn, oder lustwandeln vielmehr, den leichten Gang eines ruhigen Gesprächs.

4. Der Ritter von Tourville. Diese gedehnte Erzählung muß verborgne Reize haben, weil sie, wie man sagt, vielen gefällt. Ich bin keiner von diesen vielen: aber ich kann mich doch auch schon darum in keinen Streit mit ihnen einlassen, weil der Ritter von Tourville nicht sowohl einen widrigen, als ganz und gar keinen Eindruck auf mich gemacht hat.

IIItes Stück.

1. Elegien von Properz. 10. — 16te. Jede nur leidliche, nur bessere Übersetzung eines großen Klassikers ist mir sehr willkommen: denn nicht zufrieden, daß schon einzelne alte Dichter trefflich verdeutscht sind, wünschte ich, daß alle klassischen gut übersetzt, und auch bei uns so all-

gemein wie bei den Franzoſen geleſen werden möchten. Und ſo war mir denn auch dieſe, bis eine beſſere erſcheint, ſehr willkommen. Freilich von einer poetiſchen Überſetzung, der es an Eurhythmie mangelt, darf man die gewiſſenhafteſte Treue und die ſorgfältigſte Sprache fordern. Hier finden ſich oft genug ungebetne Ausſchmückungen, und dann fehlen dafür wieder Züge, welche ein nur nicht allzu nachgiebiger Freund des Alten ſich nicht wird rauben laſſen. Verſe wie:

»Du auch folge der Leiche mit wundentblößetem Buſen.«

und:

»Deinem Muthwill' entſchlüpf' leichter der üppige Scherz;«

muthen dem Leſer etwas mehr zu, als billig iſt. — Zwiſchen dem vierten und fünften Diſtichon der 14ten Elegie kann ich keinen Zuſammenhang ergründen. Sollte man die beiden Diſticha, welche in der Vulgata die letzten der 10ten Elegie ſind, hier das 4te und 23te, man mag ſie nun zuſammen verſetzen, wohin man will, von einander trennen dürfen?

2. Der Ritter von Tourville. Fortſetzung.

3. Über den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten. Der Geſchmack, meint der Verfaſſer,

faſſer, könne zwar allerdings durch ſeinen Einfluß nie etwas Sittliches erzeugen, aber doch die Sittlichkeit des Betragens begünſtigen, und dem Menſchen gleichſam zur Tugend verhelfen, indem er die Neigungen entferne, welche ſie hindern, und diejenigen erwecke, welche ihr günſtig ſind. Er lehre die rohen Ausbrüche der Natur bändigen, ſeine Leidenſchaften beherrſchen, und unter die Geſetze des Anſtands fügen. Er könne der wahren Moralität in keinem Fall ſchaden, ſey aber der Legalität unſres Betragens im höchſten Grade beförderlich. Unſre Moralität ſey zufällig, und unzuverläſſig. Solle die Weltordnung beſtehn, ſo müſſe der Menſch durch Religion und äſthetiſche Geſetze gebunden werden. — Die Legalität hat ganz und gar keinen moraliſchen, aber wohl unbedingten politiſchen Werth. Daß äſthetiſche Sitten den civiliſirten Menſchen Beherrſchung der Leidenſchaften lehren, und dadurch zur Tugend vorbereiten können, iſt unleugbar. Aber eben dieſelben verführen ihn auch, immer ſcheinen zu wollen, was er nicht iſt, und erwecken alſo allerdings auch böſe Neigungen. — Für das Beſtehen der Weltordnung aber laſſen wir die Vorſehung ſorgen! Der Menſch kann dem Allmächtigen nicht ungeſtraft ins Handwerk pfuſchen, und muß über jeden Eingriff in Gottes Amt eigne Pflichten verſäumen,

und

und heilige Rechte verletzen. Nichts ist ungeschickter und verderblicher in der praktischen Philosophie als die Nützlichkeit des unbedingt Nothwendigen zu preisen, und zu erörtern.

4. Szenen aus Romeo und Julie von Shakespear. Den Freund des Shakespear, welcher den Dichter bisher nur in prosaischen Übersetzungen lesen, aber doch lieben konnte, wird diese treue metrische Übersetzung einiger der schönsten Szenen aus Romeo in ein frohes Erstaunen setzen, wie über die plötzlich eröffnete Aussicht in eine neue Welt. Gelehrtere Kenner des Englischen werden die überwundnen Schwierigkeiten noch besser zu schätzen wissen, wie unser einer. Erhalten wir einen deutschen Shakespear, wie ihn diese Probe verspricht, so bin ich der erste, welcher die Urschrift den Schriftgelehrten überläßt, oder doch wenigstens nur für das seltnere Nachschlagen und fürs Studium zurücklegt. Denn in der Muttersprache rückt doch alles vertraulicher heran, und die geringste Fremdheit stört unvermeidlich den unmittelbaren Genuß. *)

*) Im fünften Stück von Deutschland haben wir unsern Lesern die vortreffliche Übersetzung der schönen Grabesszene aus Romeo und Julie von derselben Hand mitgetheilt, und wir dürfen wohl dem deutschen Publikum eine vollständige Übersetzung der Werke Shakespears von dieser erwünschten Hand versprechen. A. d. H.

IVtes Stück.

1. Benvenuto Cellini. Ein Auszug aus der eignen Lebensbeschreibung eines merkwürdigen italienischen Künstlers, welcher im 16ten Jahrh. lebte. Diese äußerst lebendige Darstellung wird jedem, der sich gern an nackter Natürlichkeit ergötzt, eine köstliche Unterhaltung gewähren. Äußerst merkwürdig ist dieser Charakter als echter Repräsentant der damaligen italienischen Menschennatur und Sitten; als solcher wird er uns hier auch wohl nur aufgestellt.

2. Etwas über William Shakespear bei Gelegenheit Wilhelm Meisters. Gedankengang und Ausdruck wie in den Briefen über Poesie; nur ist die Sprache wärmer und kräftiger, und die Übergänge sind kühner. Bei der so gefällig dramatisirten Auslegung und Beurtheilung des Shakespear in Wilhelm Meisters Lehrjahren erinnert sich der Verfasser an die vielen kritischen Pfuscher, welche sich so oft und so sehr an Shakespear versündigt haben, (denn der Gothische Sophokles ist unter den modernen Dichtern, was Aristophanes unter den alten klassischen: der Prüfstein, welcher den seichten Kunstschwätzer und den echten Kenner unterscheidet;) mit so viel Unwillen, daß er zu sich einem kleinen Ausfall gegen die Kritik selbst hinreißen läßt, und sogar das gemeine Vorurtheil

beſchönigt, als ſtöre ſie den Genuß. Wenn ſich die Kritik nur auf urſprüngliche Anlagen und weſentliche Geſetze des menſchlichen Geiſtes gründet, ſo wird ſie ihren vollen Werth behalten, die Kritiker mögen ſich ſammt und ſonders ſo verächtlich machen, wie ſie wollen. Die Kritik iſt weit mehr als eine bloße äſthetiſche Auslegungs Kunſt, zu der ſie hier herabgewürdigt wird; obgleich im edelſten Sinne des Worts, für die Kunſt, den großen Sinn ſchöpferiſcher Werke rein und vollſtändig mit ſcharfer Beſtimmtheit zu faſſen und zu deuten: denn dieſer Sinn iſt oft tief verborgen, und bedarf eines Auslegers. Es giebt nehmlich in den Werken des Genius eine Art von Unergründlichkeit, welche von der Verworrenheit kraftloſer und ungeſchickter Künſtler durchaus verſchieden iſt, welcher mit der größten Klarheit beſtehen kann, und wie die Unergründlichkeit der Natur, bloß aus der Unerſchöpflichkeit des innern eignen Lebens entſpringt. Aber auch in dieſem höheren Sinne iſt die äſthetiſche Auslegungskunſt nur ein einziger, und nicht der wichtigſte auch nicht der ſeltenſte (wiewohl an ſich ſehr ſelten.) Beſtandtheil des kritiſchen Genies, deſſen einziges Geſchäft es iſt, den Werth oder Unwerth poetiſcher Kunſtwerke zu beſtimmen. Um dies zu können, muß man freilich alle Schönheiten derſelben mit Liebe ganz empfin-

den, ihren Geiſt gefaßt haben, und gültige Grundſätze richtig anwenden. Die Wirkungen aber der Kunſtwerke zu erklären iſt die Sache des Pſychologen, und geht den Kritiker gar nichts an.

Meiſters Gedanken über den Hamlet findet der Verfaſſer durchaus treffend, und erinnert nur bei Gelegenheit des Geiſtes etwas über die kleinen poetiſchen Lizenzen, die Ein Dichter ſich mit den Abſichten eines andern herausnehmen durfte. Nur die eine große poetiſche Lizenz hat er vergeſſen, daß Göthe den Shakeſpear überhaupt mildert. Göthe ſchwelgt viel zu ſehr im Genuſſe ſeines vollendet ſchönen Selbſt, (wenigſtens nach der im Meiſter herrſchenden Stimmung) als daß er die ſchreienden Härten, die empörenden Nacktheiten des zu aufrichtigen Shakeſpear ertragen könnte, und ſich nicht verhüllen müßte. Er iſt auch wohl zu ſehr Dichter, als daß er ſich ſeiner Schöpferkraft ganz entäußern, und mit der treuen Enthaltſamkeit eines beſcheidnen Forſchers die Werke eines andern Dichters erklären könnte. (So fremdartig iſt im Grunde auch der kleine Theil des kritiſchen Geſchäfts, welcher nach des Verfaſſers Bemerkung noch am erſten einige Ähnlichkeit mit dem Wirken des dramatiſchen Genius ſelbſt zu haben ſcheint! Man möchte beinahe fragen: wer iſt ungeſchickter Gedichte zu beurtheilen, als ein Dichter?) Wie ſollte dieſe harmoniſche Ruhe

zu der erhabnen Verzweiflung ſtimmen, welche ſo ſehr die Seele des Hamlet iſt, daß derjenige, bei dem jenes Gefühl nie bis zur Begeiſtrung ſtieg, das merkwürdigſte aller modernen Dramen ſchwerlich verſtehn kann? Wie Göthe den Werther ſchrieb, da erſetzte jenen Mangel die Jugend, ihre wehmüthigen Ahnungen, ihre weißagenden Thränen. Nachher ließ ihn das Geſchick, zu nachſichtig, mit ſeinem Genius allein. — Auch dem, was hier über den Charakter des Hamlet, über den Sinn des ganzen Werks, und ſeine Ähnlichkeit mit Göthens Fauſt geſagt wird, muß ich mehr Schärfe nnd Klarheit wünſchen; ſo willkommen mir auch die einzelnen Bemerkungen über die Bedeutung des Fortinbras, und weiter unten über Hamlets Proſa waren. Die Ähnlichkeit der beiden Gedichte entſpringt ganz und gar nicht aus der Ähnlichkeit der beiden Helden, welche nicht verſchiedner von einander ſeyn können. Fauſts unerſättliche Begier, die gleich zur That wird, will das Unendliche in der Sinnenwelt ſelbſt gleichſam mit Händen greifen, entbrennt nach jeder kurzen Täuſchung nur ungeſtümer, und reißt ihn ſelbſt und alle ſeine übrigen herrlichen Kräfte von Abgrund zu Abgrund mit ſich fort. Dem zarten Hamlet fehlt es zwar nicht an Kraft: ſonſt könnte er ſeine königliche Mutter nicht durch die Dolche ſeiner Rede zermalmen, ſeine Geliebte nicht mit kalter Be-

ſonnenheit wahnſinnig foltern, und wenn ihn die Laune anwandelt, ſeine ungeheure Überlegenheit ſo drückend fühlen laſſen; andrer kleinen Heldenzüge und der ſelbſtſtändigen Feſtigkeit und Tiefe ſeines ganzen Weſens zu geſchweigen. Er handelt nicht, weil ſein großer aber unglücklich gerichteter Verſtand ſeine Kraft bindet, unthätig und für den erſten allgemeinen Blick unſichtbar macht. Er vereinigt tiefe Vernunft und ſcharfen Verſtand mit Witz und Geiſt; er kennt die Menſchen und die Menſchheit; er weiß, möchte ich ſagen, alles, nur das nicht, was man zunächſt braucht. Er hat die Fäden verloren, wodurch er das Unendliche mit dem Endlichen verknüpfen, und das was ſeyn ſoll, mit dem, was iſt, in Übereinſtimmung bringen könnte; daher ſteht er ſtill, obgleich er will, was er ſoll, und kann, was er will, und hört noch lebend auf zu leben. Seine großen Kräfte ſind feindlich gegeneinander gerichtet, hemmen ſich gegenſeitig, und heben ſich auf. — Der Haupteindruck, das Herz beider Gedichte iſt: daß alles Wirkliche nichtswürdig, und alles Würdige und Göttliche leer und weſenlos ſey; nicht etwa bloß ein müßiger Gedanke, als bloße Aufgabe für den Verſtand des Forſchers, als Keim ruhiger Betrachtungen, ſondern zugleich der tiefſte und lebendigſte Schmerz, welchen die anſchaulichſte Darſtellung dieſes Gedankens erregen kann. Das iſt die

Ähnlichkeit beider Dramen: ihre Verschiedenheit liegt in der Verschiedenheit der Hauptmittel zu diesem Endzweck, der beiden Helden selbst. Hamlet muß seiner Natur nach langsam vergehn, und wie von selbst aufhören: Faust hingegen muß mit Krachen zur Hölle herabstürzen. Das ist denn freilich prächtiger, und auch poetischer! Um die Ausführung aber Klopstokisch zu vergleichen: so dürfen wir, wenn wir die Kraft und Kunst, welche den Hamlet vollendete, auf hundert schätzen, die, welche den Faust entwarf, nicht wohl über sieben ansetzen.

Wilhelms Übersetzung war, nach einigen Bruchstücken zu urtheilen, prosaisch. Dies giebt Gelegenheit, nach einer kurzen Übersicht der bisherigen deutschen Übersetzungen Shakespears, und ihrer Wirkungen, das Bedürfniß einer neuen metrischen Übersetzung fühlbar zu machen. — »Man »darf kühnlich behaupten (S. 79.) daß Shakespear »nächst den Engländern keinem Volke so eigenthümlich angehört, wie den Deutschen, weil er »von keinem im Original und in der Kopie so viel »gelesen, so tief studirt, so warm geliebt, und so »einsichtsvoll bewundert wird. Und dies ist nicht »etwa eine vorübergehende Mode; es ist nicht, daß »wir uns auch einmal zu dieser Form dramatischer »Poesie bequemt hätten, wie wir immer vor andern Nationen geneigt und fertig sind, uns in

»fremde Denkarten und Sitten zu fügen. Nein, »er iſt uns nicht fremd: wir brauchen keinen Schritt »aus unſerm Charakter herauszugehn, um ihn »ganz unſer nennen zu dürfen. Was er ſich hie »und da erlaubt, findet bei uns am leichteſten »Nachſicht, weil uns eine gewiſſe gezierte Aengſt»lichkeit doch nicht natürlich iſt, wenn wir ſie uns »auch anſchwatzen laſſen; die Ausſchweifungen ſei»ner Phantaſie und ſeines Gefühls (giebt es an»ders dergleichen) ſind gerade die, denen wir ſelbſt »am meiſten ausgeſetzt ſind, und ſeine eigenthümli»chen Tugenden gelten einem edlen Deutſchen un»ter allen am höchſten. In Allem, was aus ſeiner »Seele gefloſſen, lebt und ſpricht altväterliche Treu»herzigkeit, männliche Gediegenheit, beſcheidne »Größe, unverlierbare heilige Unſchuld, göttliche »Milde.« — Das: nächſt den Engländern; iſt wohl viel zu wenig geſagt: denn wenn die Engländer auch wirklich nicht unfähig ſeyn ſollten den Shakeſpear zu verſtehen und mit Einſicht zu bewundern, ſo ſind doch unſtreitig die Deutſchen ungleich geſchickter dazu. Und nur die Deutſchen können ihn ganz nutzen, wegen der Allgemeinheit des Geſchmacks und aller der Eigenſchaften, um derentwillen ich ſie ein kritiſches Volk nennen möchte; nur ſie dürfen es wagen, über ſeinen Werth zu entſcheiden.

»Soll und kann Shakeſpear (S. 81.) nur in »Proſa überſetzt werden, ſo müßte es allerdings, »bei den bisherigen Bemühungen ſo ziemlich ſein »Bewenden haben. Allein er iſt ein Dichter, auch »in der Bedeutung, da man dieſen Namen an »den Gebrauch des Silbenmaßes knüpft. Wenn »es nun möglich wäre ihn treu und zugleich poe»tiſch nachzubilden? Schritt vor Schritt dem Buch»ſtaben des Sinnes zu folgen, und doch einen »Theil der unzähligen, unbeſchreiblichen Schönhei»ten, die nicht im Buchſtaben liegen, die wie ein »geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen? »Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der aus»gezeichnetſte Vorzug unſerer Sprache, und ſie hat »in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern »Sprachen misglückt, oder weniger gelungen iſt. »Man muß an nichts verzweifeln.« — Von den proſaiſchen Überſetzungen des Shakeſpear gilt ganz beſonders, was Leſſing von allen proſaiſchen Überſetzungen engliſcher Dichter ſagt: »daß der Gebrauch »der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer »gebundenen kadenzirten Wortfügung uns an Be»ſoffene denken läßt, die ohne Muſik tanzen.« (Dramat. I. 153.) »Die Poeſie des Stils (ſagt unſer Verfaſſer S. 101.) »kann ohne geordnete »Verhältniſſe der Bewegung gar nicht beſtehn. »Der wiederkehrende Rhythmus iſt der Pulsſchlag

»ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache ſich »dieſe ſinnlichen Feſſeln anlegen läßt und ſie gefäl»lig zu tragen weiß, erkauft ſie die edelſten Vor»rechte, die innere höhere Freiheit von allerlei ir»diſchen Obliegenheiten. Soll das Silbenmaaß im »Drama nicht Statt finden, ſo muß es ja bei der ſchlich»teſten Proſa ſein Bewenden haben. Denn ſonſt »wird unvermeidlich eine ſogenannte poetiſche Pro»ſa entſtehen, und poetiſche Proſa iſt nicht nur »überhaupt ſehr unpoetiſch, ſondern vollends im »höchſten Grade undialogiſch. Sie hat die natür»liche Leichtigkeit der Proſa verloren, ohne die »künſtliche der Poeſie wieder zu gewinnen, und »wird durch ihren Schmuck nur belaſtet, nicht wirk»lich verſchönert. Ohne Flügel, um ſich kühn in »die Lüfte zu heben, und zu anmaaßend für den »gewöhnlichen Gang der Menſchenkinder, fährt ſie, »unbeholfen und ſchwerfällig, wie der Vogel Strauß, »zwiſchen Fliegen und Laufen über dem Erdboden »hin.« — Mit den triftigſten Gründen vertheidigt der Verfaſſer den Gebrauch des Silbenmaaßes im Drama überhaupt, ſelbſt nach den Grundſätzen derjenigen Poeſie, welche noch bloß die charakteriſtiſche Nachahmung intereſſanter Wirklichkeit iſt, und insbeſondre die Miſchung von Poeſie und Proſa in Shakeſpears Dialog. Er trägt dabei gelegentlich eine Theorie des poetiſchen Dialogs vor, welche

viel neue Wahrheiten enthält, und zu der ſich wohl, ſo lange man die Poeſie nur aus jenem Geſichtspunkte betrachtet, nicht viel hinzuſetzen läßt. — Betrachtet man aber die Poeſie als eine ſchöne Kunſt, als das nothwendige Mittel, um das unbedingte Gebot der Schönheit zu erfüllen, ſo gehört die Nothwendigkeit des Metrums und ſeines allgemeinen Gebrauchs unter die wenigen Wahrheiten, über die in der Wiſſenſchaft ſelbſt kein Zweifel mehr Statt findet, mag es auch in den Köpfen einzelner Vernünftler noch ſo ſehr dämmern. Da nun Schönheit wirklich Ziel und Geſetz der antiken Poeſie war, ſo wünſchte ich, der Verfaſſer hätte uns keine Veranlaſſung zu dem Argwohn gegeben, er hielte den allgemeinen Gebrauch des Silbenmaaßes bei den Alten nicht für eine weſentliche Eigenſchaft der klaſſiſchen Kunſt, ſondern für Zufall und Nothbehelf. Hier muß ich noch einen Irrthum rügen: »Das Anſehn der Alten, (ſagt der V. S. 91.) ſoll nichts mehr gelten, als die Gründe, welche ſie ſelbſt bei dem oder jenem Verfahren für ſich hatten.« Iſt dies wahr, ſo kann das Anſehn der Alten überhaupt gar nichts gelten: denn was iſt bekannter, als daß die alten Künſtler nicht nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen dichteten, und ſich um die Meinungen der Philoſophen gar nicht bekümmerten? Daß ihre theoretiſchen Verſuche in der

Philoſophie der Kunſt ſich nie auch nur von ferne der Wiſſenſchaftlichkeit genähert haben? Die alten Dichter thaten in gewiſſem Sinn alles aus Nothwendigkeit und nichts aus Wahl. — Bei dem gemeinen Haufen war und iſt das Anſehn der Alten nichts anders als ein blindes Vorurtheil für das heilige Herkommen, welches man mit Recht gänzlich verwarf. Aber ließe es ſich nicht denken, daß ein prüfender Alterthumsforſcher (wenn es etwa einen ſolchen gäbe), weil er, was die Natur die alten Dichter lehrte, ſehr oft mit den Kunſtgeſetzen der reinen Vernunft wunderbar übereinſtimmend fand, weil er die Gründe einſieht, warum dieſe Übereinſtimmung möglich und wirklich war, dieſelbe nun auch da vermuthete, wo ſie nicht gleich einleuchtet? daß er ſich wenigſtens nicht übereilte, eine allgemeine Eigenſchaft der Klaſſiker für eine bloß zufällige Abweichung zu erklären; beſonders wenn es einen Gegenſtand beträfe, über den die Meinungen der Denker noch nicht bis zur Wiſſenſchaft (welches viel ſagen will) gediehen wären?

Den Schluß machen einige Bemerkungen über die Schwierigkeiten, Geſetze und Freiheiten einer nach dieſen Grundſätzen entworfnen Überſetzung des Shakeſpear.

* * *

Vtes Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung. Möchte doch hier der Auszug etwas kürzer seyn! Es gehört schon ein starker Magen dazu, sich an naiven Mordthaten zu belustigen, Das ewige Einerlei dieser Raufereien muß aber auch einen solchen ermüden.

Dieser Auszug ist überhaupt bis jetzt eine wörtliche Übersetzung aus dem eignen Leben des alten Künstlers, welches im italienischen Original einen starken Quartanten in Nugents englischer Übersetzung, zwei starke Oktavbände beträgt. Diese Lebensbeschreibung hat in vielen Rücksichten, besonders für den philosophischen Geschichtsforscher und Kunstfreund hohes Interesse. Allein die Weitschweifigkeit, mit der Benvenuto von seinen unzähligen blutigen Händeln spricht, ist für den Leser schon in seiner Geschichte selbst ermüdend, in einem Auszuge für die Horen aber wohl gar zweckwidrig. In der ersten Hälfte des Auszuges hat der Übersetzer bloß die Einleitung des Verfassers weggelassen, in welcher dieser mit vieler Naivität von seinen Voreltern, und mit Künstlerstolz von der großen Wichtigkeit der Selbstbiographen spricht, unter andern auch eine Anekdote erzählt, die so naiv und bedeutend ist, und seinen Vater und dessen Erziehungsweise so lebendig charakterisirt, daß es

zu verwundern iſt, wie der deutſche Überſetzer ſie weglaſſen konnte Hier iſt ſie:

»Als ich ohngefähr fünf Jahr alt war, befand ſich mein Vater einſt in einem kleinen Zimmer, in welchem man gewaſchen hatte, und wo eben ein tüchtiges Feuer brannte. Er ſang und ſpielte dazu auf der Geige, dicht ans Feuer gerückt; das Wetter war empfindlich kalt. Als er in die Flammen hineinſah, wurde er ein kleines Thier gewahr, wie eine Eidechſe geſtaltet, das in der dichteſten Fluth des Feuers lebte. Er merkte ſogleich was es war, rief meine Schweſtern und mich, und nachdem er uns das Geſchöpf gezeigt hatte, gab er mir eine Ohrfeige. Ich fing an zu weinen; er aber ſchmeichelte mir, bis ich ſtille ward. Dann ſagte er dieſe Worte: Liebes Kind, ich gab dir dieſe Ohrfeige nicht, weil du irgend ein Verſehen begangen hätteſt, ſondern damit du dich ſtets erinnern möchteſt, daß das kleine Geſchöpf, welches du hier in den Flammen ſiehſt, ein Salamander iſt, den man, ſo viel mir bekannt iſt, bis jetzt nicht mit Augen geſehen hat. Indem er dies ſagte, umarmte ermich, und gab mir etwas Geld.«

Auf dieſe Anekdote folgt nun ſogleich das, womit der Überſetzer ſeinen Auszug anfängt.

Zwiſchen der erſten Lieferung und der Fortſetzung iſt nur Ein Abſchnitt ganz übergangen, in

welchem Benvenuto von seinem Zwiste mit einem Ludwig Pulci spricht. Da der Übersetzer so gewissenhaft ist, uns mit allen übrigen Schritten und Fortschritten des Helden bekannt zu machen, so hätte er auch wohl nicht ganz übergehen sollen, daß Benvenuto in diesem Capitel erzählt, wie er sich darauf gelegt habe, die künstlich gearbeiteten, mit Gold ausgelegten stählernen Griffe an türkischen Dolchen nachzuahmen und zu übertreffen. —

Übrigens machen die beiden Aufsätze in den Horen noch kaum den fünften Theil der ganzen Lebensbeschreibung aus, die an Interesse gewiß nicht abnimmt, und die, wenn der Übersetzer so fortfährt, einen ansehnlichen Theil der Horen füllen wird.

2. Die Pulververschwörung in England im Jahr 1705. Der Gegenstand bekannt, die Behandlung gewöhnlich.

3. Elegie. Über diese kann ich aus einer sonderbar scheinenden, aber sehr triftigen Ursache kein Urtheil fällen: aus nichts wird nichts.

4. Eine Nachahmung der ersten Satire des Juvenal. Hie und da ein guter Einfall, ein glücklicher Ausdruck. Im Ganzen nicht fröhlich, oder nicht leidenschaftlich genug. Und welche Verse!

5. Sehnsucht nach Frieden (nach dem Tibull.) Mit Liebe, und oft sehr glücklich, doch einigemal nicht enthaltsam genug übersetzt.

6. Die Chariten. Theokrits sechzehnte Idylle. Bis zur höchsten Vollendung ausgefeilt und von bewundernswürdiger Eurhythmie. — Will man die klassischen Dichter unter alle Liebhaber des Schönen verbreiten, so ist es nicht genug, sie tadellos zu übersetzen. Es sind durchaus Anmerkungen nöthig, nicht etwa um mythologische und andre Anspielungen zu erläutern, sondern um den modernen Leser mit Geist und Art des Ganzen vertraut zu machen: vorzüglich um das, was ihm anstößig seyn muß, aber der antiken Poesie wesentlich ist, erklärend zu rechtfertigen, und um ihn auf dasjenige wahrhaft Bedeutende, was er sonst aus Modernheit gewiß übersehen wird, aufmerksam zu machen. Sollen diese Anmerkungen so klar und vollständig seyn, daß sie dem Liebhaber alles erklären, und ihn noch mehr zu wissen reizen, und doch dabei durch ihre scharfe und kurze Bestimmtheit selbst den Kenner des Alterthums erfreuen; so mögen sie leicht eben so schwer seyn, als eine tadellose Übersetzung selbst, aber sie sind dennoch unentbehrliche Begleiter derselben.

So wie im Anfange die philosophischen Aufsätze; dann die Gedichte in den Horen das Übergewicht

wicht hatten, so jetzt die historischen Aufsätze und prosaischen Erzählungen. Sind sie, wie sie seyn sollen, so können sie auch gewiß am ersten die schwere Aufgabe erreichen, zugleich den Vielen und den Wenigen Genüge zu leisten.

---

2) Der Genius der Zeit. Mai und Junius, 1796.

Diese beiden Stücke, welche in einem Hefte geliefert sind, enthalten ausser mehreren Gedichten, worunter das, welches die Duldung zur Überschrift hat, (S. 185) das geistreichste ist, folgende Aufsätze: 1) Noch etwas über Leidenschaft. 2) Schilderung des Triumvirats nach Appian. (535—563) Ist die Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Übersetzung. 3) An den Verfasser des Journals der neuesten Weltbegebenheiten. (563 ꝛc.) Eine Apologie der regulären deutschen Truppen, die gegen die Amerikaner gefochten haben, von dem Herrn Oberst Ewald. 4) Schilderung von Irland. Im Herbst 1794. (566—653) Aus dem Tagebuche eines Reisenden. Diese Fragmente verrathen einen philosophischen Beobachter. Die allgemeinen Re-

flexionen fallen ſämtlich gegen den Druck der höhern Stände, und gegen die Einſchränkung der Freiheit aus, und alle werden durch Irlands unglücklichen Zuſtand veranlaßt und belegt. 5) Die Syrakuſanerinnen am Adonisfeſt in Alexandria. Theokrits funfzehnte Idylle. Neu überſetzt von J. H. Voß. (669 — 682) Meiſterhaft. In einer Note wird die erwünſchte Nachricht gegeben, daß Deutſchland von ſeinem Voß eine Überſetzung des ganzen Theokrit zu erwarten hat, die bereits fertig, und wovon hier die funfzehnte Idylle zur Probe gegeben iſt. 6) Dümouriez, oder die franzöſiſche Konſtitution von 1795; oder kurzer, jedoch gründlicher Beweis, daß D. als er in ſeiner neueſten Schrift eine Kritik der franzöſiſchen Konſtitution von 1795 lieferte, dieſe Konſtitution gar nicht geleſen hatte. Es werden Stellen aus der Konſtitution und D. Schrift neben einander geſetzt, woraus man ſiehet, daß von allem, was D. tadelt, gerade das Gegentheil in der Konſtitution ſteht. 7) Merkwürdigkeit der Zeit. (687 — 710) Eine ausführliche Nachricht von der glücklichen Reform in St. Gallen. 8) Meine Verbannung aus dem Lande Hildesheim. (711 — 716) Iſt die Erzählung der famöſen Geſchichte des P. Kraß. 9) Europens politiſche

Lage und Staatsintereſſe 1-3 Heft. Eine günſtige Anzeige der inhaltsreichen freimüthigen Schrift. 10) Über die durch die peinliche Gerichtsordnung Karls des V geſetzte Todesſtrafe der Diebe von v. K. (737) Es wird gezeigt, das die Urſache den Diebſtahl ſo ſtrenge zu beſtrafen, jetzt aufgehört hat. 11) Fragen eines Unwiſſenden an den Erzähler. Aus dem Franzöſiſchen. (750 — 757) Eine Stelle aus dem Historien von Düpont, worin die gewaltſamen Schritte der franzöſiſchen Regierung gemißbilligt werden. 12) Aufgefundene griechiſche Handſchrift. (759 — 770) Ein Brief der das Unvernünftige der Selbſtrache in einem geſitteten Staate darlegt. 13) Schreiben an den Herausgeber. (771—776) Es wird gezeigt, daß in dem Hannöverſchen 236 der wichtigſten und einträglichſten Staatsämter ausſchließlich mit Edelleuten beſetzt werden. 14) Schreiben eines Landmannes an den Herausgeber des Genius der Zeit. 15) Edikt der Churf. Mainziſchen Regierung, worin es den Buchhändlern zur Pflicht gemacht wird, alle Schriften, die ſie verkaufen wollen, zu leſen oder leſen zu laſſen, damit ſie für allen Inhalt verantwortlich ſeyn mögen. Auch ſollen ſie von allen ihren Artikeln 2 Exemplare an die Regierung abliefern.

3) Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. IV — VII. Stück.

April. I. Überſicht der neueſten Staatsbegebenheiten in Europa. Im Anfange des März 1796. II. Über Beurtheilung der Kunſtwerke. Wenn ein reiſender Prinz, der doch eben nicht ganz ſtumm vor den Kunſtwerken ſtehn, oder wenigſtens nicht ohne Wort im Munde davon gehen möchte, einem geſchickten Künſtler, der um ſeine Kunſt Beſcheid wüßte, aber doch mit den Farben bekannter wäre als mit den Worten, zumuthete, dieſer möchte ihm doch in einer gemeßnen Viertelſtunde fein alles ſagen, was ſo ein Mahler oder Bildhauer zu thun hätte, um ſo ein Werk hervorzubringen; ſo möchte die allzu bereitwillige Antwort allenfalls ſo ausfallen, wie dieſer Aufſatz. Wenn dann der verſtändige Kenner und Kritiker dieſes Urtheil beleuchtete, wie ſichs gehörte, ſo käme dann wohl erſt das heraus, was man nach der Überſchrift von dieſem Aufſatze vergeblich erwartet. III. Bemerkungen über Riga. Manches gute Detail, das einen anſchaulichen Begriff von Stadt und Leuten giebt. Schauerlich iſt die Erzählung von einer ſchrecklichen Hungersnoth vergangener Jahrhunderte und einem darauf gegründeten Feſt, welches der gemeine Mann in ſei-

ner Dumpfheit unter dem Nahmen Hungerkummerfest mit Spielen und Tänzen auf einem großen Felde jährlich feiert, das noch mit Todtengebeinen, mit verfallnen Särgen, aus welchen Köpfe und Füße verwester Leichname hervorragen, bedeckt ist. Fast noch widriger muß dem empfindenden vorurtheilfreien Menschen das seyn, was der Verf. von der Erniedrigung und allgemeinen Verachtung sagt, in der die Leibeignen und selbst die freigelaßnen Letten dort leben. Die darauf folgenden Erzählungen der allgemeinen Gastfreiheit und Freigebigkeit der Einwohner gegen Freunde verstärkt nur noch jenen widerlichen Eindruck. IV. Sechs Stunden aus Finks Leben. Eine lebendig dargestellte Lebensszene, der es nicht an Eigenthümlichkeit fehlt: desto mehr fehlt es manchem Urtheil darin an Reife, und dem Ganzen an innerem, echtem Inhalt. V. Schriftsteller-Eitelkeit und Kleinheit großer Städte. Eine Satire. An einzelnen witzigen und bedeutenden Zügen fehlt es den Satiren des Herrn Gottschalk Necker eben nicht, aber seine poetische Ader ist weder reichströmend, noch von starkem Lebensschlage, und sein Salz oft taub. Oft liegt die ganze Poesie auch wohl nur in den abgesetzten Zeilen, die wie Verse aussehen. VI. Neue Modeartikel. Eine Dame im Reithabit.

Mai. I. Übersicht der neuesten politischen Begebenheiten. Gegen Ende des März, 1796. II. Gemälde, entworfen auf einer Wanderung durch den Kanton Glarus, vom Herrn Magister Zschokke. Glückliche, ganz genossene Lebensmonate, in dem schauerlich romantischen Lande unter treuherzigen Kindern der Natur, lebendig und liebevoll dargestellt. Diese durch mehrere Stücke durchgehende treffliche Beschreibung nimmt mit jedem Stücke an Interesse zu. III. Sechs Stunden aus Finks Leben. IV. Der Gast hat seinem Wirth nicht einzureden. Eine echte Sage des Morgenlandes. Sehr charakteristisch und naiv erzählt. V. Die goldne Zeit. Vom Herrn Konsistorialrath Zöllner. In einem artigen, feingeführten Gespräch zwischen einer jungen Dame und einem Philosophen kommen die Redenden am Ende auf folgende große Wahrheit. »Der einzige Boden, in welchem wahrhaft Gutes keimen und gedeihen kann, ist richtige Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Verhältnisse, und ausdauernder Ernst, dieser Einsicht gemäß, die Gesetze der Tugend zu üben. Wo dies die Grundlage des Verhaltens ist, da fühlt der Mensch sich zufrieden, ohne Stein der Weisen, ohne Universaltinktur und ohne Gleichheit und Brüderschaft!« VI. Weise Narrheit. Ein Zug aus der afrikanischen Geschichte. Vom Herrn Rektor Sanger-

hauſen. Dieſe kleine Erzählung erinnert an ein ſehr weiſes Wort des Hofnarren eines der ſächſiſchen Auguſte; an welches auch die neueſten Begebenheiten oft genug erinnern. Auguſt, der eben von dem Balkon ſeines Schloſſes die Garde kommandirte, freute ſich an den ſchnellen und gut zuſammentreffenden Bewegungen der Soldaten, und ſagte zu ſeinem daneben ſtehenden Luſtigmacher: Es iſt doch köſtlich, wenn man nur ſo Ein Wort: Halt! Marſch! ausſprechen darf, und alles geht und ſteht gleich wie man's haben will. Ja, ſagte der weiſe Narr, wenn die aber einmal nicht wollen? wie dann?« VII. Herkules und Omphale. Fragment eines ungedruckten Geſprächs von Leſſing. Wer läſe nicht gern ein treffendes Wort von unſerm einzigen Leſſing zweimal. Hier iſt es. »A. Erkläre mir doch dieſes Gemälde. B. Es iſt Herkules und Omphale. A. Das heißt, mir das Gemälde nennen, aber nicht erklären. B. Mehr verſteh' ich davon nicht. A. Deſto ſchlimmer. Sieh, der da, dieſer Athlet am Spinnrocken, in dem engen weiblichen Purpur, iſt .... B. Herkules. A. Nicht doch — iſt ein nagelneuer Philoſoph Und die da, dieſe ſchöne gebietriſche Nymphe, ſo fürchterlich luſtig ausgeputzt, iſt .... B. Omphale. A. Behüte! — iſt die liebe Theologie. Der Philo-

ſoph hat ihr ſeine Demonſtration umgehängt und einen knotigen Sorites in die Hand gegeben. Dafür hat er ſich in ihren Purpurrock gepaßt, der ihm auf dem nervichten Leibe überall plaßt, und nun ſißt er da, und ſpinnt ihren Rocken ab. B. Warum droht ſie ihm denn aber mit dem knotigen Sorites? A. Er ſoll noch feiner ſpinnen.« — Daß uns doch die Nachleſe aus Leſſings Papieren, die in dem vierten Band ſeiner Lebensbeſchreibung kommen ſoll, viele ſolche treffende Worte voll tiefen Sinn geben möchte! VIII. Kleiner Beitrag zur Seelenerfahrungskunde. Ein drei und neunzigjähriger Greis in Preußen, der noch wenig Wochen vor ſeinem Tode zwei bis drei Meilen zu Fuße machte, ohne ſonderlich ermüdet zu werden, wird endlich krank, nimmt in ſeiner Krankheit ſo wenig als in ſeinem ganzen Leben Medizin, fühlt ſeinen Tod heranrücken, wartet aber vorſeßlich zwei Tage auf ſeine Enkel, die er aus Elbing hat rufen laſſen. Wie er indeß am andern Abend wieder vergeblich nach ihrer Ankunft fragt, ſagt er: Nun kann ich nicht länger warten; wendet ſich auf die andre Seite, und ſtirbt. IV. Berichtigung (den Herrn Magiſter Reinhard betreffend.) O weh! das Original des Briefes, den Hr. R. für verfälſcht erklärt hat, und durch deſſen Produzirung der Hr. Prediger Jeniſch in Berlin ſich rechtfertigen ſollte,

und allein rechtfertigen konnte, iſt verloren gegangen. H. J. hofft ihn noch einſt wieder zu finden; wir wünſchen es ihm: bis dahin iſt aber alles weitere Reden vergeblich. Die Redaktoren ſagen in einer Nachſchrift: »Gerechtfertigt durch die vorſtehende Erklärung, in welcher der Empfänger ſelbſt bezeugt, daß wir jenen uns von ihm eingehändigten Brief in der Zeitſchrift mit diplomatiſcher Genauigkeit abdrucken laſſen, in welchem er ſagt: daß nichts übrig bleibe, als daß er ſelbſt als Empfänger und Einhändiger des Briefes an den Herausgeber denſelben verfälſcht und verſtümmelt habe — überlaſſen wir nun die Sache dem, welchem ſie gehört, der den Brief beſitzt, der die Sache ſelbſt von uns auf ſich ladet.« So weit ſind ſie in der Ordnung. Aber das folgende harte Wort, welches das ſtreitige Faktum doch als ausgemacht vorausſetzt, hätten ſie nicht hinzufügen ſollen, da ſie außer Stand ſind das Faktum zu beweiſen. X. Weiberrache ein Schwank von Schink. XI. Ehrlich währt am längſten, von Bürde. XII. An das Glück, von Gleim. XIII. Herder und Balde, von Kl. Schmidt. XIV. Über einen unleugbaren Vorzug der neueſten Moden, von C. v. Klenk. XV. Neue Modeartikel mit einem illuminirten Kupfer, zwei Damen in modiſchem Putze vorſtellend.

4) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutſcher Männer in Paris. Mit Belegen. La vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Altona, 1796.

Sechſtes Stück. I. Nachrichten von dem Leben Chamforts, nach Ginguené, mit Zuſätzen von Salis, Fortſetzung. Das Leben Chamforts iſt beſonders dadurch intereſſant, daß man darin die Lebensweiſe und Autorcarriere der meiſten franzöſiſchen Autoren aus der Zeit vor der Revolution anſchaulich dargeſtellt findet. Ein Brief von Mirabeau an Chamfort (II.) giebt dieſer Abtheilung beſonderes Intereſſe. Welcher Menſch von freiem Sinn und echtem Menſchengefühl vermag wohl folgende Stelle ohne die innigſte Rührung zu leſen. Mirabeau ſchreibt an Chamfort, den er jederzeit ſelbſt in Anſehung der Kraft und moraliſchen Stärke, als ſeinen Obern und Meiſter achtete: »Sie ſind ein lebendiger Zeuge, wie unwahr es ſei, daß man biegen oder brechen müſſe; ein Zeuge, daß man zum höchſten Anſehen gelangen könne, ohne eine abergläubiſche Ehrfurcht für die Welt und ihre Geſetze zu hegen; daß man zur philoſophiſchen und praktiſchen Unabhängigkeit gelangen könne, ohne jemals den Stolz eines hohen Gefühls oder eines

glücklichen Gedankens gebeugt oder zurückgedrängt zu haben; daß man seine Stelle, trotz der Menschen und der Dinge um sich her, ohne andre Schonung einnehmen könne, als diejenige, welche die Menschheit der Menschheit, die Duldung der Tugend den Vorurtheilen der Schwachen schuldig ist; und wenn der Fußsteig, den man nehmen muß, um so zum Ziele zu gelangen, auch gleich der steilste ist, so ist er doch auch beiweitem der kürzeste « III. Auszug aus den Briefen eines deutschen Arztes. Voll interessanter Nachrichten über das gegenwärtige Medizinalwesen in Frankreich, über einige wichtige öffentliche litterarische Anstalten, über öffentliche Feste und mehrere merkwürdige Menschen. IV. Proklamation des Generals Buonaparte an seine Waffenbrüder ꝛc. V. Das vollziehende Direktorium an die Sambre = Rhein = Mosel- und Nord = Armeen. Charakteristische republikanische Sprache. VI Lepoigne. VII. Collot d'Herbois in Cayenne. Aus einem Brief von ihm. VIII. Der Volksrepräsentant Drouet an die gesetzgebende Versammlung. Eine schwache kümmerliche Vertheidigung. IX. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Unter den vielen angenehmen Nachrichten welche diese Auszüge enthalten, findet man auch einige über neue Theaterstücke. Aus einem Trauerspiel Caton d'Utique, das der Briefsteller tadelt, führt er

eine Stelle an, die ſehr applaudirt wurde, und fügt hinzu: die Pariſer Herren und Damen hätten ſich darin wirklich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie heißt:

Pour vivre en république il nous faut des vertus;
Et depuis trop longtemps les Romains n'en ont plus.

X. Aus dem Berichte des Repräſentanten Courtois über die Begebenheiten vom 9ten Thermidor. Viele, aus dem erſt kürzlich gedruckten, übrigens an neuen Thatſachen armen, und in einem deklamatoriſchen Tone geſchriebenen Bericht, ausgehobne Anekdoten noch lebende zum Theil wichtige Männer betreffend. VI. Gift und Gegengift. Aus dem Messager du Soir. VII. Rede des Präſidenten der Volksgeſellſchaft zu Meiland, gehalten auf dem Platze der Kathedralkirche. XIII. Proklamation der Volksgeſellſchaft zu Meiland. XIV. Hymne der italieniſchen Armee. Nach der Melodie der Marſeiller Hymne. Der Refrain dieſes kräftigen Liedes heißt:

Au bout de vos exploits, réveillez vous, Romains,
Brisez, brisez les fers dont on chargea vos mains.

Le chant du départ. Hymne de guerre. Mit Muſik fürs Klavier von Mehul.

Inhalt des siebenten Stücks.

I. Über den Gebrauch, sich in Briefen der altdeutschen Wörter Ewre, Dieselben, Denenselben und Dero zu bedienen. S. 1.

II. Versuch über den Begriff des Republikanismus. Veranlaßt durch die Kantische Schrift zum ewigen Frieden. Von Fried. Schlegel. . . . . 10.

III. Thyrsis. Theokrits erste Idylle. Übersetzt von J. H. Voß. . . . . 42.

IV. Zwei Gedichte von Karoline Rudolphi.
Im Juli 1794. . . . . 55.
Der Mittag im Juli. . . . . 57.

V. Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers, von einem kunstliebenden Klosterbruder. . . . 59.

VI. Notiz von deutschen Journalen.
1) Die Horen, 2 bis 5tes Stück. . . 74.
2) Der Genius der Zeit. Mai und Junius 1796. . . . . 97.
3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 4. bis 7tes Stück. . . 100.

4) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Mit Belegen. La vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Altona 1796. 106.

Bei Johann Friedrich Unger werden folgende neue Werke zur Michaelis-Meſſe 1796 fertig.

Beleuchtung, (nähere) des dem Freiherrn von Mack zugeſchriebenen Operationsplans für den Feldzug 1794 des öſterr. franz. Krieges, freimüthig und wahr. 3ter Band. gr. 8. mit Kupf. 1 thl. 12 gr.

Deutſchland, fürs Jahr 1796. 6, 7, 8s Heft. Der Jahrgang aus 12 Stück beſtehend 8. broſchirt, koſtet 5 thlr.

Girtanners D. Chriſtoph hiſtoriſche Nachrichten über die franzöſiſche Revolution. 8ter Band. 8. Neue Aufl. Mit einem Plane der Thuillerien.

Deſſelben 12ter Band. 8. 1 thl. 8 gr.

Göthe's neue Schriften. 6r Band. 8.

Deſſelben Wilhelm Meiſters Lehrjahre. 4ter und lezter Band. 8. 1 thl. 12 gr.

Hoffmanns (des Herrn Geh. Rath von) einige kurze allgemeine Bemerkungen über den Staat, in Rückſicht ſeiner Aufnahme. 8. 6 gr.

Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Mit dem Bildniß Raphaels. 20 gr.

Kochbuch (neueſtes Berliniſches) oder Anweiſung Speiſen, Saucen und Gebacknes ſchmackhaft zuzurichten. 1r Band. Dritte Auflage. 12 gr.

Oeuvres choisies de Mr de Florian recueillies à l'usage de la jeunesse. 8. 12 gr.

Recueil de tous les Traités, Conventions, Mémoires et Notes conclus et publiés par la Couronne de Dannemark depuis l'avénement au trône du roi régnant jusqu' á l'époque actuelle, ou de l'année 1766 jusqu'en 1794 inclusivement. Gr. 8. 1 thl. 12 gr.

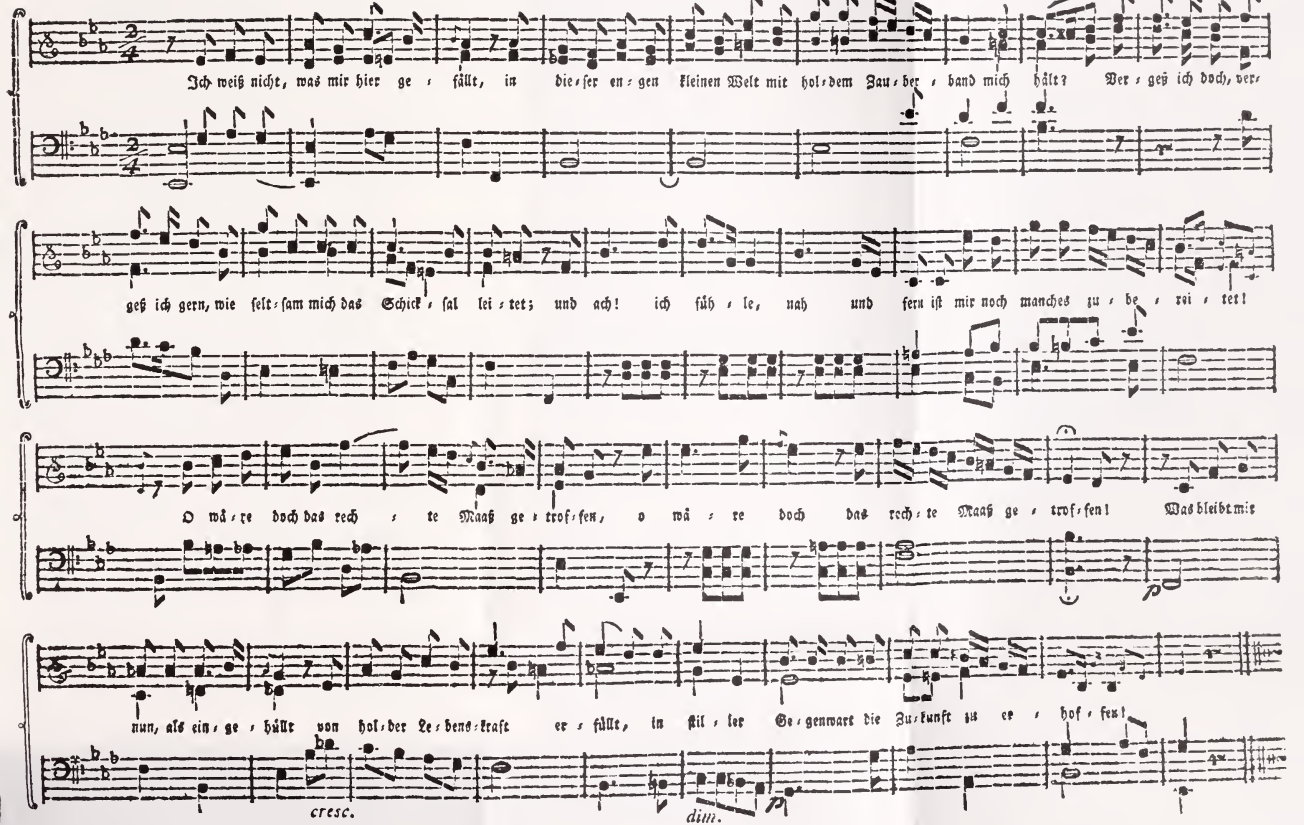
Wittstock (Levin Markus) ein Tausend und Zwei und Sechzig Münz- und Wechseltabellen von Friedrichsd'or, Dukaten, Souverain, Karolin und Laubthaler, und von Berliner und Breslauer Pfunden, Hamburger Thaler und Mark Banko, Wiener und Holländischen Gulden, Londner Schilling und Pfund Sterling. Alles von 1 bis 100,000 gegen Preuß. Kourant reduzirt. Zur großen Bequemlichkeit des handelnden Publikums sorgfältig berechnet. 8. 2 thl.

Woltmanns Geschichte der europäischen Staaten, 1 thl. 8 gr.

Gesang

von Göthe und Reichardt.

Mit Affekt.



Oeuvres choisies de Mr de Florian recueillies à l'usage de la jeunesse. 8. 12 gr.

Recueil de tous les Traités, Conventions, Mémoires et Notes conclus et publiés par la Couronne de Dannemark depuis l'avénement au trône du roi régnant jusqu' á l'époque actuelle, ou de l'année 1766 jusqu'en 1794 inclusivement. Gr. 8. 1 thl. 12 gr.

Wittſtock (Levin Markus) ein Tauſend und Zwei und Sechzig Münz- und Wechſeltabellen von Friedrichsd'or, Dukaten, Souverain, Karolin und Laubthaler, und von Berliner und Breslauer Pfunden, Hamburger Thaler und Mark Banko, Wiener und Holländiſchen Gulden, Londner Schilling und Pfund Sterling. Alles von 1 bis 100,000 gegen Preuß. Kourant reduzirt. Zur großen Bequemlichkeit des handelnden Publikums ſorgfältig berechnet. 8. 2 thl.

Woltmanns Geſchichte der europäiſchen Staaten. 1 thl. 8 gr.

FOLD OUT

Deutſchland.

O heldes Licht, durchläutre
Mich ganz mit deiner Heitre,
Zu ſchaun, was wahr iſt, ſchön und gut.
Voß.

Achtes Stück.

I.

Briefe über die Kantiſche Philoſophie *) an einen Freund in Paris.

Erſter Brief.

(Zur Einleitung.)

Was ſoll ich zu den widerſprechenden Urtheilen ſagen, die Sie über Kants Philoſophie gehört haben? Ich würde doch nur Partei ſein, wenn ich mich auf die eine oder die andere Seite ſchlagen, und beſtätigen wollte, daß die Wiſſenſchaft und

*) Dieſe Briefe ſind für ſolche Leſer beſtimmt, welche ſich einen kurzen deutlichen und beſtimmten Begriff von den Reſultaten dieſer Philoſophie machen wollen, ohne Kants Werke ſelbſt geleſen oder verſtanden zu haben.

die Menſchheit etwas dadurch gewinne oder nicht gewinne, und was kann der Machtſpruch da helfen, wo nur allein eigne Einſicht das Urtheil beſtimmen muß, wenn es Gültigkeit haben und Überzeugung hervorbringen ſoll? Wer ein gründliches Urtheil über Kants Philoſophie fällen will, muß doch wenigſtens den Zweck und die Mittel ſeiner Unterſuchungen kennen. Ich kann Ihnen in Ihrer jetzigen Lage das eigne Studium ſeiner Werke nicht zumuthen. Sie ſind weitläuftig und ſchwer, und erfodern ſchlechterdings mehr Zeit und mehr Muße, als Ihre unruhevollen politiſchen Geſchäfte Ihnen verſtatten. Indeſſen iſt es ſo ſchwer nicht, eine bündige Vorſtellung von dem zu geben, was er eigentlich in ſeinen Unterſuchungen beabſichtiget, was er herausbringt, und durch welche Gründe er ſeine Reſultate unterſtützt. Ich nehme daher Ihre Auffoderung recht gern an, Ihnen einen vorläufigen Begriff von dem Inhalte der Kantiſchen Werke zu geben, obgleich Ihr Urtheil darüber im Allgemeinen ſchon gefällt zu ſein ſcheint. Sie verſprechen ſich nicht viel mehr von dem, was in der Philoſophie Aufſehen macht. Sie vermuthen alſo, es werde irgend ein altes Syſtem, wieder neu aufgeſtutzt mit frappanten Zügen, in einer neuen Sprache dargeſtellt, ſein. Ich glaube indeſſen, daß Ihr Urtheil noch nicht ſo ganz abgeſchloſſen iſt, daß Sie

es nicht sollten ändern können, wenn Sie die Sache anders finden; denn ich kenne Ihre Unbefangenheit in Untersuchungen dieser Art. Ich habe Kants Werke genau, sehr genau studiert, und will Ihnen in aller Kürze das Wesentliche Ihres Inhalts wiedergeben. Ich werde Ihnen nicht die Worte, sondern den Geist derselben mittheilen; und Sie mögen dann selbst urtheilen, ob es sich der Mühe verlohnt, die Philosophie dieses Mannes zu studieren, und ob es nützlich und gut ist, sie allgemein zu verbreiten

Sie wissen, daß die Philosophen von jeher oft mit den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes in Widerspruch gerathen sind. Daß wir einen Körper haben, daß Dinge außer uns existiren, daß die Natur nach festen Gesetzen fortgehe, daß der Mensch Pflichten und Verbindlichkeiten habe, und der Zurechnung fähig sei ꝛc.; dieses sind Sätze, welche der gemeine Verstand von jeher als wahr vorausgesetzt hat, und sie sind nie eher bezweifelt worden, als bis man anfing die Gründe derselben aufzusuchen. Da es nemlich ein Bedürfniß der Vernunft ist, und alle eigentliche Wissenschaft darauf beruhet, daß man von seinen Urtheilen hinreichende Gründe anführen kann; so zeigen sich die ersten Spuren der sich entwickelnden Vernunft auch darin, daß sie von den gemeinen

Urtheilen die Gründe aufſucht, und ſie beſtätiget oder verwirft, je nachdem ſie findet, daß ſie auf wahren oder falſchen Gründen beruhen. Alles philoſophiren beſtehet in nichts anderm, als in dem Aufſuchen der hinreichenden Gründe gewiſſer ſchon vorhandenen Urtheile, oder in dem Ableiten gewiſſer Folgen aus Urtheilen, die man als wahr befunden hat.

Wenn man nun die Geſchichte der Philoſophie befragt; ſo findet man, daß ein Theil der Philoſophen ein oder mehrere Syſteme erbauet haben, wodurch, nach ihrer Meinung, die Ausſprüche des gemeinen Menſchenverſtandes begründet ſind, und woraus deren Wahrheit aus allgemeinen Grundſätzen erkannt werden kann. Andere aber haben zu beweiſen geſucht, daß die Gründe jener Philoſophen nicht hinreichend ſind, und daß vielmehr das Gegentheil von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes aus gewiſſen Grundſätzen folge. Oft folgerten ſogar zwei entgegengeſetzte Parteien aus einerlei Grundſätzen die entgegengeſetzten Urtheile. Endlich gab es einige Philoſophen, welche alle Möglichkeit eines gründlichen Beweiſes für irgend einen Satz gänzlich in Zweifel zogen, und der menſchlichen Vernunft die Fähigkeit, ihre Sätze zu beweiſen überall abſprachen; es ſei nun, daß ſie das bisherige Mislingen aller verſuchten Beweiſe,

oder die vermeinte Einsicht in die natürliche Schwachheit der Vernunft dazu bestimmte.

So finden wir zu allen Zeiten drei Parteien unter den Philosophen. Einige, welche die Orthodoxen heißen mögen, die sich der Aussprüche des gemeinen Verstandes annehmen, und sie in ihrem System beweisen; andere, welche die Aussprüche des gemeinen Verstandes als Irrthümer verwarfen, und entgegengesetzte Urtheile durch ein System begründen wollten. Dieses sind die Heterodoxen. Endlich die Skeptiker, ein Volk, welches die Systeme beider verwirft, und zu beweisen sucht, daß es überall gar kein System gebe und daß bloß das gewiß sei, daß der Mensch nichts philosophisch d. i. aus hinreichenden Gründen wissen könne.

Diese Parteien spalten sich wiederum in sehr viele Zweige, welche aufzusuchen hier nicht der Ort ist. Der Grund, weshalb ich ihrer überhaupt erwähnen mußte, ist, weil die Kantische Philosophie von der Entdeckung ausgeht: daß 1) die bisherigen Orthodoxen in der Philosophie darin recht haben, daß sie die Aussprüche des gemeinen Verstandes in Schutz nehmen; daß aber ihre entdeckten Gründe für die Wahrheit derselben theils unzureichend, theils falsch sind, und daß also ihre ganze Wissenschaft größtentheils auf Einbildungen beruhet; 2) daß die bisherigen Heterodoxen darin Recht haben, daß sie

die falschen Gründe der Orthodoxen als unzureichend verwerfen, und daß sie ihnen zeigen, wie aus ihren angenommenen Grundsätzen solche Urtheile folgen, welche den Urtheilen des gemeinen Verstandes entgegen sind; daß sie aber darin irren, daß sie jene Grundsätze selbst für wahr halten: ihre kühne Konsequenz bringt sie der Wahrheit nicht näher; 3) daß die Skeptiker auf dem rechten Wege sind, wenn sie das Ungewisse und das Falsche in den Grundsätzen und Folgen beider vorhergenannten Parteien aufdecken, und dadurch zur gründlichern Untersuchung auffodern; daß sie aber darin sich selbst verirren, wenn sie sich überreden, eine absolute Unfähigkeit der Vernunft, irgend etwas mit Gewißheit zu erkennen, beweisen zu können.

Kant hat nun einen Versuch gemacht, sich als Mittelsmann zwischen alle diese Parteien zu stellen, und indem er jeder etwas zugesteht und etwas abspricht, sie insgesammt mit der Vernunft in Einstimmung zu bringen. Den Orthodoxen zeiget er, daß sie darin recht gethan haben, daß sie sich an die Aussprüche des gemeinen Verstandes halten. Es giebt Körper außer uns. Der Mensch ist ein moralisches freies Wesen, das unsterblich ist. Es existirt ein Gott und eine moralische Weltregierung ꝛc. Dieses sind auch die Resultate seiner Philosophie. Er zeigt aber, daß diese Säze sich auf ganz

andere Gründe stützen, als diejenigen sind, welche bisher von den Orthodoxen gebraucht worden sind. Er beweiset, daß die Einwürfe der Heterodoxen gegen die Grundsätze oder auch gegen die Konsequenz der Orthodoxen gegründet waren; aber dabei auch, daß ihre eigne Konsequenz die Falschheit ihrer Behauptungen nicht aufhebt, weil die Grundsätze, worauf sie ihre Schlüsse bauen, falsch sind. Endlich sucht er den Skeptikern darzuthun, daß sie zwar viel Dank dafür verdienen, daß sie die Vernunft nicht haben einschlummern lassen, sondern sie zur steten fortgesetzten Wirksamkeit anspannen; daß aber die Gründe des Skeptizismus deswegen falsch sind, weil sich ganz andere und gewissere Prinzipien der Gewißheit der menschlichen Erkenntniß vorzeigen lassen, als diejenigen sind, die man bisher dafür ausgegeben hat, und auf deren Falschheit der Skeptiker seine Verzweiflung an aller Wissenschaft gründete.

So, mein Freund, haben Sie nun den Gesichtspunkt vor sich, aus welchem Sie die Kantischen Bemühungen vorläufig betrachten müssen. Seine Hauptabsicht ist, »die Aussprüche des gemeinen Verstandes, »besonders aber die moralischen Begriffe, die Tugend »und die Religion des Menschen gegen alle fernere »Angriffe, durch deutliche und einleuchtende Gründe

»zu ſichern, alle bloß eingebildete Erkenntniſſe aus »dem Gebiete der Philoſophie zu entfernen, leeren »Spekulationen allen ferneren Eingang zu verweh»ren, und aller Schwärmerei der Vernunft durch »genaue Bezeichnung der Grenzen, innerhalb wel»cher ſie allein etwas reelles erkennen kann, Thor »und Thür zu verſchließen.«

Dieſes zu leiſten, wird Ihnen vielleicht unmöglich ſcheinen, da die Philoſophen Jahrtauſende daran gearbeitet haben, ohne es zu vollbringen. Sie werden ſich erinnern, daß jede Partei, jede Sekte immer eine Zeitlang die ſtolze Einbildung genährt hat, den Anfang und das Ende aller menſchlichen Erkenntniß entdeckt zu haben, daß jede im Beſitz der hellſten Wahrheit zu ſein glaubte, und daß dennoch ihr Irrthum von andern ſehr bald wieder entdeckt wurde, die ſich abermals von neuem ſchmeichelten, die Wahrheit gefunden zu haben, denen es aber doch wieder nicht beſſer ging, als ihren Vorgängern. Sie werden alſo vielleicht den neuen Adepten ſchon zum Voraus als einen Betrogenen von ſich weiſen, weil Sie an den Stein der Weiſen nicht glauben, und werden es ſchon für einen Anfall von Leichtgläubigkeit halten, wenn Sie ſich herablaſſen, ihn anzuſehen.

Aber wie? mein Freund, wenn hier gar nicht von einem Geheimniß, von einem verborgenen Stei-

ne der Weiſen die Rede iſt? wenn es einen ſimpeln gemeinen Probierſtein giebt, der an Jedermanns Wege liegt, und der bloß deswegen nicht bemerkt oder geachtet wurde, weil er gar zu gemein iſt? Sind etwa der Fälle zu wenig, daß wir das Jahrhunderte lang am Ganges ſuchen, was wir an den Flüſſen unſeres Vaterlandes weit beſſer antreffen können? Alſo halten Sie Ihr Urtheil fürs erſte noch ein wenig zurück, und warten Sie wenigſtens noch einige Briefe von mir ab, ehe Sie beſtimmen, ob es der Mühe werth ſei, auf das Studium der Kantiſchen Schriften einige Zeit zu verwenden, oder nicht.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

II.

Briefe,

auf

einer Reise durch Sachsen nach Franken geschrieben.

Erster Brief.

Gera, den 27sten Julius, 1796.

Ungern verließ ich Leipzig, den angenehmen Sommeraufenthalt, dessen man auch ohne eigentlichen Umgang mit Menschen gar lieblich genießen kann. Die reizende englische Pflanzung rund um die Stadt, die nur ein Mann von Gefühl und Geschmack *) aus dem alten stinkenden, sonst mit kahlen Maulbeerbäumen umpflanzten, Stadtgraben erschaffen konnte. Das liebliche Rosenthal, eine fast englische Natur; so manche schöne und nützliche Anlage, wie der Garten des Banquier Lörs,

*) Der geheime Kriegsrath Müller, jetziger Burgemeister der Stadt Leipzig, macht sich durch diese schöne Pflanzung, die mit jedem Jahre schöner gedeiht, wie durch so manche andere Verschönerung der Stadt, um seine Mitbürger und Nachkommen, und um so viele tausend Reisende von allen Nazionen, auf die edelste Weise verdient.

A. d. H.

in welchem die schönsten einheimischen und fremden Pflanzen zum erfreulichen Genuß aller Gartenfreunde in seltener Vollständigkeit und Ueppigkeit prangen; das, durch verbesserte Wiesen- und Baum-Kultur erfreuliche Gut des Kammerrath Frege, Amt Nauendorf; die artige angenehme Richtersche Anlage vor der Stadt, und so manche andere Gärten und Pflanzungen, gewähren einem genußfähigen Menschen dort die lieblichsten Sommergenüsse. Und wer, wie ich, dort dem Schatten froher Jugendgenüsse, und dem frühe verworrenen, sich immer freundlicher lösenden Lebensknoten nachzuspüren hat, und ihm gerne nachspüren mag, dem wird gerade das so lieb und beruhigend, daß er, auch ohne besonderes Hinzuthun der Einwohner, hinlängliche Veranlassungen und Veranstaltungen findet, sein Leben auf seine eigene Weise angenehm hinzutreiben. Dazu gehört nun freilich auch für unser Einen, außer jenen angenehmen Promenaden und einem so guten Gasthofe, als ich an dem Hotel de Baviere fand, ein Vereinigungspunkt für alles, was die Post und der Buchhandel gewährt; und den fand ich kaum zehn Häuser von meinem Hotel entfernt, auf eine sehr befriedigende Weise, an dem neuerrichteten Beygangschen Museum, das eine reiche Quelle der angenehmsten Unterhaltung für den Fremden, wie für den Einheimischen

iſt. So hatte ich in Leipzig die vier großen Lebenselemente des beglückten Wanderers, Gaſthof, Promenade, Poſt und Buchhandel in einer ſo angenehmen Harmonie und bequemen Lage bei einander, daß ich ein ſo glücklicher Hausvater und Landmann ſeyn mußte, als ich es wirklich bin, um nicht auf den Gedanken zu kommen, daß ſolch Wanderleben wohl gar die angenehmſte, und für einen freien Menſchen des ablaufenden achtzehnten Jahrhunderts angemeſſenſte Exiſtenz auf dieſer, in jedem Sinne rundlaufenden, Erde ſei. —

So wenig ich auch geſonnen bin, Dir diesmal eine Beſchreibung der Merkwürdigkeiten Leipzigs zu geben, — vieles lernte ich in dieſer Jahreszeit auch nur in ſeiner unbelebten Geſtalt kennen, als den ſehr geſchmackvollen, freundlichen Konzertſaal, das wohleingerichtete Theater — ſo muß ich Dir doch noch ein Wort von der Einrichtung des genannten Muſeums ſagen: ich bin es ihm für den täglichen Genuß, den es mir gewährte, faſt ſchuldig.

Der zweite Stock eines anſehnlichen Hauſes iſt auf eine zweckmäßige und zierliche Weiſe zu einer öffentlichen Leſeanſtalt eingerichtet. Man tritt zuerſt in einen großen, mit den Bildniſſen deutſcher Gelehrten ausgezierten Saal, in welchem, ſo wie in einem Nebenzimmer, die ſehr anſehnliche Leſe- und Leihbibliothek aufgeſtellt iſt, die ſchon gegen neun-

zigtausend Bände enthalten soll, und immerfort vermehrt wird. Auf diesen Saal stößt eine Reihe mit Geschmack eingerichteter und verzierter Zimmer, wovon das erste zur mündlichen Unterhaltung bestimmt, das zweite zum ungestörteren Lesen und Schreiben für Jeden, der allenfalls Auszüge aus Büchern machen will, das dritte ganz besonders zur völlig ruhigen Zeitungs- und Journallektüre eingerichtet ist, und das vierte eine ansehnliche Sammlung von Kunstwerken, neuen Schriften und Büchern zur Ansicht, und auch zum Verkauf darbietet. Alle diese Zimmer sind theils mit hübschen Gemälden, theils mit Kupferstichen geziert, werden Abends angenehm erleuchtet, im Winter geheizt, und stehen den ganzen Tag, von Morgens um 9 bis Abends um 9 Uhr den Abonnenten, und den, von diesen eingeführten, Fremden zu ungestörter, litterarischer Unterhaltung offen. Was mir vor vielen andern dergleichen Anstalten daran gefällt, ist: daß vom Spiel, vom Essen und Trinken und allem andern unlitterarischen Weilen daselbst gar nicht die Rede ist. Für die tägliche Benutzung des Museums, der ganzen Zeitungs- und Journalsammlung, und der Leihbibliothek selbst, auch außer dem Hause und außer der Stadt, zahlt ein Abonnent für das ganze Jahr den mäßigen Preis von 12 Thalern; doch scheint die Anzahl der Theilnehmer, deren Namen

auf zierlichen Tafeln, in Rahmen gefaßt, an einer Wand gar klüglich prangen, noch nicht groß zu ſeyn, im Verhältniß der Koſten und Mühe, die der Unternehmer auf dieſes rühmliche Inſtitut wendet.

Bei einer flüchtigen Ueberzählung zählte ich an politiſchen Zeitungen 2 engliſche, 9 franzöſiſche, worunter auch der Moniteur, *) 23 deutſche; an gelehrten Zeitungen: eine italieniſche und 20 deutſche; an Monatſchriften: 10 engliſche, 3 franzöſiſche und 63 deutſche; von denen die neueſten Stücke immer in beſtimmten, mit ihren Titeln bezeichneten Fächern da liegen. Ein großes Buch beim Eingange zeigt gleich an, was denſelben Tag neu angelangt iſt, und ein anderes die Namen der Fremden, die ſich haben einführen laſſen. Da ſo leicht kein merkwürdiger, oder auch nur auf Litteratur aufmerkſamer Fremder eine ſolche Anſtalt un-

*) Im vorigen Jahre konnte der Unternehmer nur mit großer Mühe die Erlaubniß von Dresden erhalten, den Moniteur für ſein Muſeum kommen zu laſſen, und endlich ward ſie ihm mit dem ausdrücklichen Beding gegeben, daß er den Moniteur keinem der Abonnenten außer dem Hauſe leihen ſollte. Der Leipziger Cenſor übertraf in dieſem Jahre ſeine Landesregierung noch an Strenge, indem er eine bloße Nachricht, die Muſik zur Marſeiller Hymne betreffend, nicht unter die Buchhändler-Anzeigen zur leipziger Zeitung paſſieren ließ.

A. d. H.

besucht lassen wird, so erfährt man dadurch zugleich auf eine angenehme Art, mit wem man sich eben dort treffen kann.

Der Weg hieher geht durch schönes Land, in welchem die schönsten Äcker und Wiesen mit köstlichen kleinen Holzungen gar lieblich abwechseln. Die unbeschreibliche Fruchtbarkeit dieses Jahrs macht das Ganze überaus erfreulich.

Nach allen Seiten hin gewährt Sachsen dem theilnehmenden Reisenden einen sehr erfreulichen Anblick. Das Land ist fruchtbar und schön, mit allen Gaben der wohlthätigen Natur reichlich ausgestattet; der Landbau wird fleißig und sorgfältig betrieben; der Wiesewachs nicht gegen den Ackerbau vernachlässigt, daher die Viehzucht auch im Ganzen gut ist; die Holzungen werden gut unterhalten, und häufig mit jungem Anwuchs verschönert. Der innere Verkehr wird wenigstens zum Theil, wenn auch noch nicht so viel, als zu wünschen wäre, durch gute Landstraßen befördert; Posten und Landfuhrwerk sind gut eingerichtet, und werden billig und schnell genug bedient; in den kleinen Landstädten sind die Gewerbe in reger Betriebsamkeit; die Menschen sind größtentheils aufgeweckt, arbeitsam, gefällig und manierlich. Ueberall und an allem sieht man, daß Sachsen einen ansehnlichen Vorsprung vor seinen Nach-

barn voraus hat, länger und beſſer kultivirt iſt, und wenn es gleich das noch nicht iſt, was es ohne den ſiebenjährigen Krieg, ohne die vorhergegangene, oft zweckloſe, Verſchwendung ſeiner Regenten, und die vielleicht zu große und einſeitige Oekonomie ſeines jetzigen Kurfürſten, ſeyn könnte, — der in ſeinem beharrlichen Eifer erſt die Schulden des Landes ganz zu tilgen, eh' er zu mancher nöthigen Beförderung der Indüſtrie in das innere Gewerbe thätig mitwirkt, vielleicht zu weit geht: — ſo wird doch kein uneingenommener Preuße, oder Böhme und Franke anſtehen können, dem ſächſiſchen Landmann und Bürger in demſelben Grade den Vorzug in der Kultur zuzugeſtehen, in welchem das Land ſelbſt vor den benachbarten Ländern von der Natur begünſtigt worden iſt. Dieſen Vorzug möcht' ich aber nicht über den Bauern- und Kleinbürgerſtand hinaus behaupten, und ſchwerlich von den gebildeten und ſogenannten höhern Ständen gelten laſſen. Da hat der Preuße *) offenbar den Vorzug. Eine liberale Denkart, die ſich auf echte Aufklärung und vielſeitige gründliche Ausbildung gründet, findet man ſelbſt beim ſächſiſchen Gelehr-

*) Der Verfaſſer verſteht unter Preuße gewiß, den der preußiſchen Regierung Unterworfenen.

A. d. H.

Gelehrten nur selten; der Adel und der großbemittelte Bürgerstand scheint größtentheils noch weit davon entfernt zu seyn. Und wenn ich gleich dem preußischen Edelmann, Gelehrten und Großbürger nichteinen so ehrenvollen Vorzug durchgängig zugestehen möchte, so ist doch gegenwärtig gewiß die Zahl der echtaufgeklärten, gründlich unterrichteten, zu einer liberalen Denkart gebildeten Männer in preußischen Landen ungleich größer, als nicht nur in Sachsen, sondern selbst in jedem andern Theile von Deutschland.

Sachsen hat durch die frühere Beförderung und den unmittelbaren Antheil an der Reformation zuerst den wichtigen ersten Schritt zur innern Kultur gethan, und es hat vor allen deutschen Ländern früh moralische Schriftsteller gehabt, die aufs Volk, bis auf die unterste Klasse hinab, gewirkt haben. Dieses hat dadurch den Grad von moralischer, humaner Bildung erhalten, der sich, nach den bisher herschenden Begriffen, mit den mechanischen Gewerben nur allein zu vertragen scheint, und steht so eine merkliche Stufe höher, als seine Nachbarn, denen selbst dieser Grad von Bildung noch fehlt. Aber die höhern Stände, denen eine weitere Ausbildung ihres Geistes durch die bisherige Lage der Dinge nicht nur leicht, sondern auch zur Pflicht geworden ist, diese scheinen großentheils selbst auf

demſelben, für ſie ſehr niedern, Grad der Bildung ſtehen geblieben zu ſeyn, und ſich mit der etwanigen feinen Ausbildung ihrer körperlichen Kräfte begnügt zu haben. In dem Gefühl der Vorzüge ihres Landes und der Landeskultur, verbunden mit dem geiſtlichen Stolz auf den frühern Antheil an der Reformation, und dem Dünkel auf den Beſitz großer, für ſie aber noch meiſtens todter, unbenutzter Schätze von edlen Kunſtwerken aller Art, wird der Sachſe von Stande leicht verleitet, ſich für ausgebildet und aufgeklärt zu halten, und darüber das ſelbſtthätige Streben, welches dahin erſt führt, zu verabſäumen. —

Doch ich gerathe ins Räſoniren über ein Land, das ich eben, zu früh für mein Herz, hinter mir laſſe, um dem, mit Krieg und Tumult erfüllten, Frankenlande entgegen zu reiſen. Beſſer, ich laſſe meine Idee über das köſtliche Sachſen und ſeine guten Bewohner ruhen, bis auf der Rückreiſe ein zweiter, längerer Aufenthalt in dem, in ſo mancher Rückſicht großen und reichen Dresden und in ſeiner intereſſanten Umgebung, mich in den Stand ſetzt, mit bequemerer Lokalkenntniß und größerer, freierer Ueberſicht, ein beſtimmteres Urtheil zu fällen.

Hier fand ich alles gedrängt voll geängſteter, großentheis geiſtlicher Flüchtlinge aus Würzburg und Bamberg, die ihre neufränkiſchen Feinde ſchon

im Besitz ihrer Wohnungen und Schätze sehen, und sich kaum hier vor ihnen sicher glauben. Reisende, Zurückkommende, sächsische Truppen und preußische Werber, die mit einem großen Transport Rekruten hier eben durchgehen, erzählen viel von der eiligen Flucht der Oesterreicher, die auf ihrem Rückzuge schon im Baireuthischen sind; wie sie auf den Landstraßen den Fuhrleuten die Pferde vom Wagen spannten, die Knechte mit Prügeln nach Hause jagten u. s. w. So überzeugt ich auch bin, daß Furcht und Leidenschaft die Gefahr gewiß vergrößern; so halt' ich's denn doch, wenn auch nur zum ungehinderten Durchkommen, für klüger, meine Pferde zurückzuschicken, und Postpferde zu nehmen. Die Wege, die an sich schon schlechter sind, als die bisherigen, werden durch anhaltenden Regen ohnehin mit jedem Tage schlechter.

Das Gräfl. Reußische Land giebt dem benachbarten Kursächsischen weder an Fruchtbarkeit, noch an Schönheit nach. Eine größere Mischung von Nadelholz zu den bisherigen Laubhölzern, und ganze junge Tannenwälder geben ihm noch obendrein ein neues Interesse. Das Schloß des Grafen Reuß liegt an einer waldigen Anhöhe überaus angenehm, und hat einen freien, anmuthigen Blick ins Land. Die Stadt, die vor etwa zwanzig Jahren fast ganz abbrannte, ist größtentheils regelmäßig und ansehn-

lich wieder erbaut; auch ſcheint es ihr gar nicht an Leben und induſtriöſem Betriebe zu fehlen. Dies wird fürs Auge freilich jetzt durch die große Menge von flüchtenden Fremden ſehr vermehrt. Das Gewühl in meinem geräumigen anſehnlichen Gaſthofe vor der Stadt iſt ſo groß, daß ich nach dem, mir längſt angerühmten, zwei Stunden von hier gelegenen Brunnen Ronneburg eile, um da den Abend, den ein ſchönes Gewitter zu erfriſchen verſpricht, lieblicher zu genießen.

Ronneburg.

Es iſt ein lieblicher, freundlicher Fleck der Erde, dies Ronneburg; auch der Weg hieher gar angenehm; über die Hälfte des Weges fährt man auf Altenburgiſchem Boden über eine gute Chauſſee hin, mit Obſtbäumen bepflanzt, die der Herzog von Gotha des Bades wegen hat anlegen laſſen. Ein fernes Gewitter nach einem ſehr heißen Tage gab der Landſchaft gegen Untergang der Sonne ein maleriſches Licht, breitete einen, faſt italieniſchen, weichen Duft über den fernen Horizont aus, und gab der ganzen Landſchaft ein Intereſſe, das ſie vielleicht nur ſelten hat. Das Bad liegt jenſeit der Stadt in einem angenehmen Thale; mehrere, gut in die Augen fallende Häuſer für Badegäſte, und ein helles, anſehnliches Brunnenhaus, in dem man auch ſehr gut bedient und bewirtet wird, ſagen gleich,

daß man sich's hier wohl sein lassen kann. Ein anmuthig bepflanzter Hügel mit vielen geschlängelten Gängen und lieblichen Ruheplätzchen, gewährt den Brunnengästen ganz nahe angenehme Spaziergänge; von einem Pavillon auf einem freistehenden Hügel hat man eine reiche Aussicht ins fruchtbare, bebauete Land. Auch hier ist es voll Fremder, sowohl deutscher als französischer Emigranten. In Vergleich mit diesen sind nur wenig Gäste aus dem Lande selbst hier. Ich mußte mir klagen lassen, daß der Herzog und die Herzogin von Gotha dies angenehme Bad in ihrem eigenen Lande nie besuchten; wohl zu Zeiten einmal da abgestiegen wären, aber nie einen hinlänglichen Aufenthalt genommen hätten, um die Annehmlichkeit davon zu genießen. Selbst der Prinz August, Bruder des Herzogs, dessen schwache Gesundheit es nöthig zu machen scheint, und über dessen kürzliche Genesung von einer tödtlichen Krankheit allgemeine Freude im Lande, und bei allen, die ihn kennen, herscht, selbst er besucht es nicht. Der Präsident Th*, den ich hier zu sehen hoffte, war eben durch einen Eilboten von seinem Herzoge abgerufen, um, wie man hier sagte und hoffte, den Franzosen entgegengeschickt zu werden, und mit dem kommandirenden französischen General freundliche Maßregeln zu treffen.

Von keinem der Gäste, die diesen angenehmen

Ort in der letzten Zeit fleißig besuchten, wußte man mir mehr zu erzählen, als von der Herzogin von Kurland, die hier in der Nähe ein Landgut hat, das sie in den letzten Jahren fleißig bewohnte. Ihre populäre, humane Denkart und Lebensweise unterscheidet sie von dem größten Theile des hiesigen Adels eben so sehr, als ihr feiner Sinn und gebildeter Geschmack für die schönen Künste. Jetzt war sie ins Karlsbad gegangen, um sich dort nach Jahrelanger Entfernung wieder mit ihrem, von ihr so höchst verschiedenen Gemahl zu vereinigen.

Vergeblich hofft' ich hier interessante Züge aus der letzten Lebenszeit unseres vortreflichen Georg Benda zu sammeln; er hat die letzten Jahre nicht mehr hier, sondern in einem kleinen Städtchen, mich dünkt zu Gestniß, gelebt, und auch, da er noch hier war, seine Tage in echtphilosophischer Abgezogenheit von der Welt, ganz sich selbst gelebt.

III.

Schreiben eines Reisenden an seinen Freund in H** über Nürnbergs gegenwärtige Lage.

Im Jul. 1796.

Ich hätte zu keiner günstigern Stunde für unsere Korrespondenz nach Nürnberg kommen können. Die preußische Besitzergreifung der Vorstädte, des ganzen Bezirks innerhalb der Linien, und noch anderer Aemter und Distrikte, brachte so viele Dinge zur Sprache, und das verschiedene Interesse der Bürger machte sie gegen mich, um ihre Partei zu rechtfertigen, so offen und mittheilend, daß ich in wenigen Wochen über die Verhältnisse Nürnbergs mehr unterrichtet wurde, als sonst vielleicht in so viel Jahren nicht geschehen wäre. Ich spare mir die Auseinandersetzung der, sehr verwickelten, Nürnbergischen Staatsverfassung, die an Konkurrenz der verschiedenen Rechtsanmaßungen, und daraus entstehenden Kollisionen der Gerichtsbarkeit der Ämter und Gerichte, der Venezianischen wenig nachgiebt,

für einen andern Brief auf, und lege Ihnen in diesem nur den Zustand vor, in welchem sich Nürnberg nun durch die Geltendmachung der, von dem Brandenburgischen Hause schon längst prätendirten Rechte versetzt sieht.

Wer Recht oder Unrecht hat, dies wage ich nicht zu entscheiden. Wollen Sie sich in diese verwickelte Sache einlassen, so haben Sie die Erklärungen Preußens und Nürnbergs hier beigefügt, und sollen auch die ausführliche Deduction erhalten, wenn sie erscheint. Nur das habe ich immer so bei mir gedacht, daß, da der Nürnberger Magistrat immer seine Bürger zu unterdrücken suchte, und ihm alle Mittel gut genug waren, sich Recht gegen sie zu erschleichen, daß sie auch gegen andere Reichsstände nie werden redlich verfahren haben. Wer seine Kinder betrügt, der handelt gewiß nicht ehrlich gegen seine Nachbarn.

Daß der König die Vorstädte nie mehr an Nürnberg zurückgeben wird, läßt sich als eine ausgemachte Sache voraussetzen. Eben so gewiß ist es, daß Preußen die Brandenburgischen Besitzungen nie vertauschen wird, denn die sind ihm wegen der Vortheile, die sie, ihrer Lage nach, für seinen Handel nach Deutschland haben, viel zu gelegen, als daß es sie einem, für *seine Macht* unnöthigen Arrondissement aufopfern würde. Überhaupt

scheint sich Preußen mehr angelegen sein zu lassen, seine entferntern Besitzungen in Verbindung zu sezzen, als sie gegen nahgelegene, die ihm keine so ausgebreitete Handlung gewähren können, zu vertauschen. Man merkt es an Allem, daß Preussen strebt, seine militärische Verfassung, zu der es durch die Gefahr, die ihm eine Koalition von halb Europa drohete, gezwungen wurde, in eine gesetzmäßige, das Wohl seiner Unterthanen in dem Maße immer mehr bezweckende Regierung umzuschaffen, als seine äußere Sicherheit und seine Macht gegen andere Staaten sich vermehrt, und es der Sorgfalt überhebt, bloß für seine politische Existenz zu sorgen. Kurz, Preußen strebt darnach, seine Unterthanen in selbstständige Bürger umzuschaffen. Handlung und Gewerbe sind nun das Haupt-Augenmerk Preußens, und es wird nichts verabsäumen, um beide so sehr als möglich in Flor zu bringen.

Aus diesen Vordersätzen läßt sich nun leicht auf den Vortheil schließen, den es aus seinen Fränkischen Besitzungen ziehen wird, und die mißliche Lage voraussehen, in die Nürnberg versetzt werden wird. Vor allen wird Preußen suchen, den Handel Nürnbergs in die Vorstädte zu ziehen; es wird diesen alle Freiheit einer Stapelstadt gewähren, und durch alle, nur mit seiner Verfassung

nicht völlig unvereinbarliche Privilegien den Handel und die Industrie derselben zu befördern suchen. In Verbindung mit Danzig, ist es dadurch im Stande, den nordischen Handel nach dem südlichen Deutschlande besonders seinen Besitzungen eigen zu machen. Der Handel nach Danzig und Frankfurt an der Oder wird für die Nürnberger Kaufleute fast unmöglich gemacht, und dafür den Vorstädten aufs höchste erleichtert werden. Die Kaufleute in den Vorstädten werden durch Befreiung von Zöllen in ihren Speditionen so viele Erleichterung haben, und die Nürnberger so sehr beschwert werden, daß sie auf keiner Messe und keiner Spedition die Konkurrenz mit jenen werden halten können. Abschaffung der Handwerks-Misbräuche, weniger Abgaben und wohlfeilere Lebensmittel werden die Handwerker in den Vorstädten in den Stand setzen, bei geringern Preisen ihrer Manufakturen mehr zu verdienen, als die in der Stadt; und diese werden daher gezwungen werden, sich entweder auch in den Vorstädten niederzulassen, oder in ihrem Traume von freier Reichsbürgerschaft zu verhungern. Raum, um so viel Kaufleute und Handwerksleute in sich zu fassen, als sich nur niederlassen mögen, werden die Vorstädte gewiß bald genug erhalten, denn wahrscheinlich wird schon in diesem Jahre der Anfang mit der Vergrößerung derselben gemacht werden.

Ob Preußen das Recht habe, Nürnberg so sehr in das Verderben zu stürzen, will ich nicht untersuchen; aber dies ist nicht zu leugnen, daß ein Staat nicht verbunden seyn kann, aus Mitleiden gegen einen andern, der aus Eigensinn einen Schatten von eigener Hoheit, trotz aller eintretenden Umstände und selbstverschuldeter Ohnmacht, nicht aufgeben will, das Wohl seiner eigenen Bürger zu verabsäumen.

Wie befindet sich denn, wenn meine Voraussagungen, auf die ich wetten wollte, daß sie Beschlüsse des preußischen Kabinetts sind, eintreffen, der Nürnbergische Bürger in Vergleich mit dem Preußischen in den Vorstädten? Gewiß äußerst elend! Er wohnt in einem Staate, der allen Kredit verloren hat, und dies eben nicht durch einen Zufall, durch den bisweilen auch der wohlhabende Mann in Verlegenheit gesetzt werden kann, sondern weil man weiß, daß er eine Schuldenlast hat, die sich wenigstens auf vierzehn Millionen beläuft, und die durch Verkaufung aller Besitzungen, Habseligkeiten und Gerechtsame des Staats nicht getilgt werden kann; weil man weiß, daß er sich gegen die Darleiher eine Schalkung erlaubt, die nicht auf die geringste Redlichkeit in seinen Finanz-Operationen schließen läßt. Um Ihnen den letztern Vorwurf verständlich zu machen, muß ich Ihnen sagen, daß jedes Amt

in Nürnberg Obligationen auf seine Specialhypothek giebt, während das Losungsamt sie auf die Generalhypothek aller Staatsbesitzungen und Einkünfte ertheilt. Welcher Gläubiger ist nun gesichert? Entweder der auf die Specialhypothek, oder der auf die Generalhypothek angewiesene, ist betrogen. Bei diesen Staatsschulden findet sich nun noch ein jährliches Deficit von hundert fünf und dreißig tausend Gulden (135,000 Fl.) das nun nach den preußischen Besitznehmungen noch höher steigen muß. Wodurch kann dies Deficit je gedeckt werden? Durch ein Moratorium in Bezahlung der Interessen? Ehe ein Gläubiger dazu verbindlich gemacht werden kann, muß er wenigstens höchst wahrscheinliche Sicherheit erhalten, daß sich sein Schuldner in einer endlichen Zeit so erholen wird, daß er ihm im ärgsten Falle doch sein Kapital bezahlen kann: denn ein Moratorium bis zum jüngsten Tage kann doch kein Richter von einem Gläubiger für den Schuldner je verlangen. Und wäre Nürnberg wohl mit einem andern Moratorium etwas gedient? Um über Verbesserung des Finanzwesens zu berathschlagen, und sie auch mit Zustimmung des Raths auszuführen, hat man ein Kollegium unter dem Titel: Oekonomie-Verbesserungs- und Rechnungs-Revisions-Kollegium niedergesetzt, das jährlich neuntausend Gulden fixe Aus-

gaben verursacht, und -- bleibend seyn soll, welches aus Patriziern, Gelehrten, Kaufleuten und Handwerkern bestehet. Dieses Kollegium hat nun in vier Jahren eine Verminderung der Ausgaben von zweitausend Gulden (2000 Fl.) entdeckt, und um ein paar hundert tausend Gulden Stadtgüter verschleudert, ohne das Deficit im geringsten zu vermindern, und die Einnahme zu erhöhen. Hat es aber wohl viel mehr thun können? Um dieses zu entscheiden, muß ich Ihnen noch einige andere schlimme Seiten der Nürnbergischen Verfassung aufdecken.

Alle Arten von Abgaben sind in Nürnberg bereits schon erhoben, wenn man die Zölle auf die Handlungs-Artikel ausnimmt. Der Bürger zahlt hier eine Steuer unter dem Titel: Losung, die dem Kapitalisten genau sieben Sechszehntheile ($\frac{7}{16}$) seiner Interessen, und dem Kaufmann zwei u. drei Fünftel ($2\frac{3}{5}$) Prozent von seinem Kapitale abnimmt; außerdem muß noch jeder Bürger fünf Gulden zwanzig Kreuzer (5 Fl. 20 Kr.) Losung geben, wenn er auch gar kein Vermögen hat. Wer ein Haus sein eigen nennt, der muß zuerst zwei Gulden sieben und zwanzig Kreuzer Grundgeld bezahlen, dann soll er noch sein Haus taxiren, wie viel es Zins tragen kann, und von diesem Zins giebt er die Losung, als wären es Interessen; so

daß Jemand, der ein Haus beſitzt, das hundert Gulden (100 Fl.) Zins beträgt, ſechs und vierzig Gulden und einige Kreuzer dafür Steuer geben muß. Bewohnt alſo ein kleiner Kaufmann, deſſen ganzer Fond zehntauſend Gulden iſt, ein Häuschen, das hundert Gulden Zins einbringen könnte, ſo ſoll er über dreihundert Gulden Steuer bezahlen. Eine Abgabe, die viele zu Grunde richten müßte, wenn in Nürnberg mit dem Sollen immer ein Müſſen verbunden wäre. Wenig Perſonen zahlen dieſe Abgabe, wie ſie die hohe Obrigkeit verlangt, aber dagegen ſetzen ſich freilich die andern der Gefahr aus, daß nach ihrem Tode, wenn von Herrſchafts wegen inventirt wird, welches man bei wohlhabenden Perſonen, theils durch den Vorwand der obervormundſchaftl. Vorſorge, wenn Kinder da ſind, theils durch veranſtaltete Uneinigkeit der Erben faſt immer zu bewirken ſucht, ein großer Theil ihrer Erbſchaft als Strafe für die Loſungs-Schalkung weggenommen wird. Bei dieſer drückenden Abgabe iſt nun noch auf allen Viktualien Akziſe; das Simra Getreide, ohngefehr ſo viel als bei uns ſechs und ein drittel Faß, zahlt, ehe es Brod wird, beinahe zwei Gulden (2 Fl.) Abgabe. Der deutſche Wein zahlt das Maß vier, der ausländiſche acht Kreuzer. Das Bier, der Eimer zu 64 Maß, zahlt fünf und vierzig Kreuzer, wenn es

in der Stadt gebrauet wird, und einen Gulden dreißig Kreuzer, wenn es vom Lande kommt. Eier, Schmalz, u. ſ. w. gaben unter den Thoren Zoll. Dieſen nimmt nun Preußen ein. Von dem Fleiſche wird die Akziſe durch das Monopol mit dem Unſchlit erhoben, zu welchem ein eigenes Amt niedergeſetzt iſt, das aus drei Deputirten, die alle Rathsherren ſind, aus einem adelichen Amtmann, einem Amtſchreiber und ein paar Ausläufern beſteht.

Bei dieſer ungeheuren Steuer und dieſen drükkenden Akziſen, iſt nun der Bürger noch mit einer ſolchen Menge entbehrlicher Deputationen und Beamten beläſtiget, von denen kein einziger von ſeiner Beſoldung leben kann, ſondern die alle auf Sporteln angewieſen ſind, daß ſich dieſe Abgaben durch den langſamen, nur durch Beſtechung zu beſchleunigenden Juſtizgang; durch die Menge der Schreiber und Beamte, die man bei jedem Kaufe, Vertrage, Einklage, kurz, bei allen bürgerlichen Geſchäften, zu ſportuliren hat; durch die Präſente an die Deputationen; durch die aufgedrungenen Unkoſten bei Hochzeiten, Leichen u. ſ. w. (denn wer z. B. nur den Titel vornehm hat, der muß, wenn er ſich noch ſo ſtille kopuliren läßt, und niemand dabei ſieht, als den Pfarrer und den Ueberbringer der Unkoſtenkonto, dennoch an Leute, die keinen Scheit aus dem Hauſe thun, einige neunzig Gulden be-

zahlen) beinahe verdoppeln. Eine gleiche Bewandnis hat es mit den Leichenbegängnissen, und mit dem privilegirten und unprivilegirten Gassenbetteln. Nur ein Beispiel von diesem Sportuliren. So oft die Bierbrauer eine veränderte Taxe des Biers haben wollen, müssen sie der Deputation zwölf Dukaten zum Geschenke machen. Ähnliche Geschenke müssen alle offene Gewerbe machen. Ich habe Ihnen das Nürnbergische Adreßbuch beigelegt, damit Sie sich selbst von der ungeheuren Menge Staatsraupen, die an dem Wohlstande der hiesigen Bürger nagen, überzeugen können. Diese Menge Beamten sind zugleich die Arme der Patrizier, die jeden guten Vorschlag, der nicht zu ihren hoffärtigen Hoheits-Gaukeleien und ihrem Privat-Eigennutze paßt, aus dem Felde zu schlagen suchen. An Vermehrung der Einkünfte durch die Verbesserung der Oekonomie ist in den nächsten Jahren noch nicht zu denken, denn alles ist durch die Unwissenheit und den Eigennutz so herabgebracht, daß man zuerst Geld haben muß, um es in guten Stand zu setzen. So ist z. B. der Wald so schlecht versehen worden, daß man, wenn er nicht ganz zu Grunde gehen soll, den Wald durch das Geld der Stadt verbessern muß, und nicht daran denken darf, durch den Wald Geld in die Stadt zu schaffen.

Nehmen Sie nun dies alles zusammen, und sagen Sie, ob irgend ein Collegium der Welt, unter der Voraussetzung, daß es, unbedeutende Kleinigkeiten ausgenommen, immer beim Alten bleiben soll, die Staats-Einkünfte vermehren, oder das Deficit vermindern kann. Die Schwäche würden freilich kluge Personen nicht haben, unter diesen Umständen eine Verbesserung vornehmen zu wollen, und die Schuld der Staatsverderber auf sich wälzen zu lassen.

Das bisher Gesagte wird Ihnen vielleicht schon Schauder verursachen, wenn Sie sich statt eines H. Bürgers einen Nürnberger denken; aber es liegt noch nicht der ganze Abgrund vor Ihnen. Wenn auch Nürnberg ein Moratorium bis zum jüngsten Tage bekäme, so würde doch die Schuldenlast sich immer vermehren, denn es ist in beständigem Streite mit seinen Nachbarn, und betreibt seine Prozesse auf die Art, wie sie in seinen Mauern müssen betrieben werden, wenn man sie gewinnen will. Diese Prozesse würden dann sicher wieder bald ein großes Deficit hervorbringen. Aber gesetzt, Nürnberg vergliche sich mit allen Reichsständen, so würde doch, da durch ein Moratorium die Losung sich auf achtzigtausend Gulden vermindern müßte, weil erst die Hälfte der Schulden an Nürnbergische Bürger zahl-

bar sind, und nun durch die preußische Besitzergreifung eine große Einnahme wegfällt, ein jährliches, sich immer vergrößerndes, Deficit entstehen. Also ein Moratorium bis an den jüngsten Tag kan Nürnberg nicht mehr retten. Bleibt also Nürnberg in seiner verderblichen Hoheitssucht, so wird jeder Gläubiger entweder sein Geld an Nürnberg großmüthig hinschenken müssen, oder auf dem Wege Rechtens nicht so viel erhalten, als die Klage gegen Nürnberg kostet. Wer freilich sich auf das Drohen versteht, der wird nun noch ein kleine Summe herausschrecken können, weil die gnädigen Herren es jetzt gerade am wenigsten gern sehen würden, wenn man sie für bankerott erklären wollte. Ihr guten Väter, die ihr glaubt euren Kindern ein Kapital zu ihrem bessern Fortkommen in dem Schooße des Staats niederzulegen; ihr armen Wittwen und Waisen, die ihr glaubtet, ohne zu betteln, von euren geringen Mitteln leben zu können; ihr unglücklichen angehenden Bürger, die ihr sicher genug gewesen seid, auf euer, dem Staate anvertrautes, Vermögen Handel oder Gewerbe anzufangen; alle, alle werdet ihr um eure Forderungen betrogen; ihr müßt im Elende schmachten, damit ein Patrizier noch den andern Bürgern schimpflich begegnen, und wenn es ihm etwa einfallen sollte, sich wieder an der unzüchtigen Betastung ihrer Töchter weiden

kan. *) Was hat nun der Nürnbergiſche Bürger für alle das Elend, das er duldet, und für alle die Betrügereien, zu denen er mittelbar hilft? Das iſt doch wol die natürliche Frage, die jeder Mann von geſundem Verſtande thun wird, und auf welche die beſtimmte Antwort ſo ausfallen muß: Schlechte Polizei, niederträchtige Sittenrichtung, was man hier Schöppenamt heißt, und eine Obrigkeit, die gegen keinen würdigen Bürger Achtung beobachtet, aber vor jeder Drohung des Pöbels zittert. — Aber hier mein Freund, da ich Ihnen ſo viel Niederſchlagendes ſchreibe, muß ich Sie ſogleich wieder durch etwas, das die Fortſchritte der Aufklärung beweiſt, aufrichten. Der dumme Pöbel in Nürnberg iſt, wie ein Vorfall, den ich nun gleich berichten werde, beweiſet, nur achtzig Mann ſtark. Einige Bürger, und was gerade dem Patrizier hier hätte gewonnen Spiel geben müſſen, wenn es unter den Armen und durch den jetzigen Krieg leidenden Handwerksleuten viel Pöbel gäbe, — meiſtens reiche Bürger ſahen die Gefahr ein, die nun Nürnberg drohet, und gaben eine Schrift ein, worin ſie dem Magiſtrate bewieſen, daß er bisher, ſowohl in politiſchen als in Finanzſachen, ſo albern gehandelt, daß die Bürger-

*) Es wird Ihnen ſchon die ſkandalöſe Viſitationsgeſchichte aus der Hebe und andern Schriften bekannt ſeyn.

ſchaft kein Vertrauen mehr auf ihn haben kan, daß er alſo in einer ſo wichtigen Sache, wo es auf einen großen Verluſt von Land und Leuten, oder gar auf die Umänderung der jetzigen Staatsverfaſſung ankäme, nicht eigenmächtig verfahren, ſondern ſich einen Ausſchuß von der Bürgerſchaft wählen ſollte. Dieſe Schrift nun hatte der Magiſtrat die Impertinenz durchſtrichen zurückzugeben, und dann zu erklären, daß er, der den Staat ins größte Elend ſtürzte, ſchon ſelbſt wüßte, wenn es Zeit wäre, dem Rathe der Bürgerſchaft ein geneigtes Gehör zu gönnen. Dies war ſchon ein Verfahren, das eines afrikaniſchen Deſpoten würdig war; aber dabei ließ es der Nürnbergiſche Magiſtrat nicht bewenden, denn deſpotiſch zu handeln, das iſt ihm zu wenig, er muß auch niederträchtig handeln. Er zeigte die Unterzeichner dieſer Schrift dem Kaiſerlichen Geſandten, Grafen von Schlick, als Jakobiner an, und empfahl ſonderlich den Konzipiſten dieſer Schrift, Dr. Köhler, zur allerhöchſten Kaiſerlichen Ungnade. Noch nicht genug, man ſuchte auch den dummen Pöbel aufzuhetzen, der aber, zum Glück der Menſchheit, unter den vielen armen bedrückten Handwerksleuten, doch nur mit Inbegriff von Schreibern und Beamten, wie ich ſchon geſagt, nur achtzig Mann ſtark war.

Laſſen Sie uns nun aber von dieſer greulichen

Szene das Auge wegwenden, und die Lage Nürnbergs betrachten, wenn es seinen Hoheitsdünkel aufopfern und sich Preussen überlassen würde. Der mislichste Punkt in dieser Sache ist, daß Preußen, welches gar nicht gesonnen ist, der noch bestehenden deutschen Verfassung Hohn zu sprechen, mit der Bürgerschaft, ohne Beitritt des Magistrats, der nach dem Aberglauben, den man nun Staatsrecht nennt, die gesetzliche Obergewalt von Nürnberg ist, nicht unterhandeln wird. Dieser Magistrat aber wird Preussen alles, was es nicht einmal fordert, und noch die Gerechtigkeit der Landeshoheit bis an den Laufer Schlagthurm und an den weißen Thurm abgeben, (was dies heißt, sehen Sie aus dem beigelegten Plane von Nürnberg) wenn er nur noch einige Jahre das Recht haben kan, seine Unterthanen — denn als Bürger behandelt er sie wahrlich nicht — elend zu machen. Aber gesetzt, dieser Magistrat würde durch die Entschlossenheit der Bürger dahin gebracht, einen aus ihnen, dessen Familie nun die Vorsehung als eine schändliche Thierart aussterben läßt, der sich an der Infamirung der Töchter Nürnbergs einst ergötzte, und der, obschon der Letzte seines Geschlechts, und mit häufigem Mammon umgeben, doch noch den Geiz bis zur Entadelung der menschlichen Natur, und seine Hoffart bis zur Stärke eines Obersten der Teufel

treibt, als einen Auswurf der Menschheit zu verabscheuen, und der klugen Ergebenheit in die Zeitläufe zu folgen: so würde Nürnberg ein, vor allen Städten Deutschlands glückliches, Loos treffen. Preussen würde zwar Nürnbergs Bürger nie als Unterthanen annehmen, aber es würde sich erbarmen, den elenden Nürnberger Staat als Reichspfandschaft in einen blühenden Zustand zu versezzen. Preussen sucht sich durch eine, in einem monarchischen Staate noch nie vorgekommene, Klugheit selbst in eine Republik umzuschaffen, weil jeder Unterthan volle bürgerliche Freiheit genießt. Friedrich der Einzige suchte seine Unterthanen durch den Spruch: gebt was ihr sollt, und redet was ihr wollt, zum Denken aufzurufen, und der jetzige König, der einem vortreflichen Ministerium die völlige Freiheit giebt, alles Gute zu thun, was aufgeklärte Menschen vermögen, sucht seinen Staat bis zu der Höhe zu vervollkommnen, daß er sagen kann: lernt was ihr sollt, so wißt ihr was ich will. — Daß ich mich hier nicht hoffnungsvollen Träumen überlasse, davon wird Sie die trefliche Rede überzeugen, die Herr von Hoym in Warschau bei der Huldigung hielt. Wenn also Preussen Nürnberg als Reichspfandschaft übernimmt, so wird es die größten Vortheile genießen, und in eben dem Maaße glücklich wer-

den, als es außerdem nach meiner Schilderung unglücklich wird.

Der Kredit von Nürnberg wird völlig hergestellt werden, das wird der Hauptzweck Preussens sein; um diesen sicher zu erreichen, wird es die Verfügungen treffen, die ich Ihnen nun nach meiner Aussicht, die mich in diesem ganzen Kriege und jetzigen Umständen noch nie betrogen hat, angeben will. Die Abgaben werden vermindert, und nach den übrigen fränkischen Fürstenthümern regulirt. Die Justiz wird nach dem preußischen Gesetzbuche verwaltet; Ordnung und Polizei wird eingeführt, und besonders das privilegirte und unprivilegirte Gassenbetteln abgeschafft. Die Sporteln und Deputationsgebühren hören auf. Jeder Beamte bekömmt seinen bestimmten Sold, und die Deputationen werden durch die Polizei-Direction alle entbehrlich. Der Handel von Nürnberg bleibt frei, und bekommt noch einige Privilegien in den übrigen preußischen Ländern, die er vorher noch nie gehabt hat. Er wird besonders mit Danzig in Verbindung gesetzt, und dadurch wahrscheinlich die ansehnlichste Handelsstadt Deutschlands. An Konskription wird gewiß preußischer Seits eben so wenig als in Danzig gedacht, und es wird auch nicht mehr Militär nach Nürnberg kömmen, als in den Kasernen Platz hat. Die Lebensmittel werden wohl-

feiler, und Niemand wird mehr zu zweckloſen Ehren-Abgaben gezwungen. Von der alten Einrichtung wird ſo viel beibehalten, als ſich mit einer guten Staats-Einrichtung verträgt. Urtheil und Recht wird nicht mehr verzögert, bis die Prozeßkoſten dem Prozeßgegenſtande gleich ſind. Alles, was Preußen jetzt thut, die Vorſtädte allein empor zu bringen, das wird es thun, um die Stadt ſamt den Vorſtädten in einen blühenden Zuſtand zu verſetzen.

Dies iſt ein kurzer Umriß von den Vortheilen, die Nürnberg unter preußiſchem Schutze erhält. — Aber freilich verlieren die Patrizier ihre aufgeblaſene Hoheit und ihre geheime Einnahme; ſie werden ſich aus allen Kräften noch als ein beſonderer Staat erhalten wollen, um das zu ſcheinen, wofür ſie kein Vernünftiger erkennt, und die Einkünfte zu beziehen, die ihnen kein ehrlicher Mann als rechtmäßig zugeſtehen wird. Würden ſie aber in ſich gehen, und es giebt unter den jüngern einige Männer von Gefühl für Wahrheit und Recht, ſo würden ſie ſehen, daß ſie durch dieſen Schritt in der Achtung vernünftiger Menſchen gewinnen müßten, und daß ſie auf kein Recht Verzicht thun, daß ſie rechtmäßig erlangt, und nicht durch die Unfähigkeit, daſſelbe zum Wohl des Staats zu gebrauchen, verwirkt haben. Und wenn auch der Pa-

triziat den beſſern unter ihnen nicht folgen wollte, ſo werden gewiß Nürnbergs Bürger, ehe ſie verhungern, oder ihre Geburtsſtadt verlaſſen müſſen, den verzweifelten Schritt wagen, ihre Obrigkeit, die ſie nicht als Bürger, deren Wohl ſie zu beſorgen hat, ſondern nur als Mittel, um in der Einbildung noch eine glänzende Rolle zu ſpielen, behandelt, auch nur als eine, ſie an ihrem Wohl hindernde, thieriſche Gewalt behandeln, und ihre körperlichen Kräfte zur Gründung ihres Wohls benutzen, weil die, deren Pflicht es iſt, auf rechtmäßige Art dieſes Wohl zu begründen, für Wahrheit und Recht taub ſind. Es thut mir leid, daß ich gerade in dieſer intereſſanten Zeit Nürnberg verlaſſen muß, und nicht abwarten kann, ob der Nürnberger Bürger ſeine Gutmüthigkeit bis zum letzten Biſſen Brod beibehält, immer ſchwatzt und nie handelt, und ſich ſo muthwillig ins höchſte Elend ſtürzen läßt.

Leben Sie wohl ꝛc.

IV.

Zwei Epigramme aus dem Theokrit,

übersetzt von J. H. Voß.

I.

Auf einen Dreifuß für Dionysos von Demoteles.

Jener Führer des Chors Demoteles, welcher den Dreifuß
Und Dich, freundlicher Gott, o Dionysos geweiht,
War bescheiden mit Knaben; im Chorreihn aber besiegt' er
Männer, auf Schönheit stets, und was gezieme, bedacht.

II.

Grabschrift des Satirikers Hipponax.

Der Liedersänger hier Hipponax ruhet sanft.
Bist Du ein Böser, nahe nicht dem Grabe;
Doch bist Du biederherzig und von Redlichen,
Kühn setze Dich; und wenn Du willst, entschlummre.

V.

Absagung.

Von Herder nach Balde.

Bleibet hinweg von mir, ihr lebenden Felsen und Steine
Aus Deukalions Hand,
Die je kein Amphion mit seiner Leier beseelte,
Oder vom Boden erhob! —
Fast war ich gefangen; doch mir zerrissen die Bande,
Wie von der Flamme versengt.
Ja Ihr seid es! Ihr seid die Weisen des ewigen Rechtes,
Und der gebietenden Pflicht.

Liber III. Ode XII.

Auctor à celeberrima Secta Stoicorum deciscit.

Quid mihi vobiscum est latebrae foetentis alumni,
Deucalione sati?
Mobile lignorum genus, et viventia saxa:
Quae tamen Ogygiam
Amphion nullus citharâ traxisset ad Urbem,
Prondere fixa suo.
Jam tandem deprensa mihi fraus omnis et error,
Pene ligatus eram
Stupea sed valido disrupi vincula nervo,
Ceu putrefacta situ,
Estis, iô, rigidi cultores estis Honesti,
Usque severa Tribus.

Eure Augen ſind trocken von Thränen; es kennet die Wange
Nie ein Lächeln; es ſchwillt
Nie euch die Galle; die Bruſt kennt keine Stürme, bei euch iſt
Alles ſo ruhig und groß! —
Glaubts, Piſonen! ich nicht. Mich hat die Erfahrung gelehret,
Und ich vertraue mich ihr. —
Hört ihrs, deren Tugend in Wolken wandelt, und die ihr
Nieden das Leben verſitzt.

Non turgent oculi lacrimis; non gaudia risu;
Non tumet igne jecur:
Nullaque sedatum tempestas pectus inundat,
Omnia pace vigent.
Credite Pisones: at non ego: credite Verpi,
Gens inimica Deo.
Credere me tristis vetat experientia rerum,
Nec sinit esse rudem.
Auditis? quorum virtus olet horrida caepas.
Totaquae vita sedet:

Aufgeblaſene, hört. Ich wende mein Schiff in die Wellen,

Hin in das freieſte Meer,

Wo es in Winden ſpielt, und ſich zu ſichern dem Sturme

Ruder und Steuer bedarf.

Eine Weisheit iſt meine; (bewahrt das ſtille Geheimniß!)

Mäßigung mitten im Brauch

Und im Genuß. Mich füg' ich den Dingen, ich füge ſie mir an,

Ohn' anmaßenden Stolz.

Multum vesicae vobis, et majus inane est.

Fastus ubique sonat.

Hinc abeo versis aliud mare currere velis

Liberioris aquae.

Qualis in Adriacis Venetûm secura phaselus,

Et mea ludet aquis.

Decurrat placidis innubila moribus aetas,

Temperiemque ferat.

Non suspecta metu, non importuna tumore,

Non odiosa minis.

Iſt zum Lachen die Zeit; ich lache mit fröhlichen Freunden.

Rettet mein Eifer ihn jetzt,

Eifr' ich. Iſt es die Zeit mit ihm zu weinen; ich weine

Herzliche Thränen mit ihm.

Menſch bin ich und ein Menſch will ich ganz in Leiden und Luſt ſeyn,

Nirgend ein Stock oder Fels.

Tempus erit, laetus risum cum poscet amicus:
Splene feremus opem.
Tempus erit flendi: veris manabit in uda
Fletibus ora dolor.
Denique verus homo; non truncus inutilis agri
Nec lapis esse volo.

VI.

Salomon Geßner.

Nach Hottinger.

(Fortsetzung.)

Nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte in Berg kehrte Geßner zu den Seinigen nach Zürich zurück. Sein Vater bestimmte ihn zur Buchhandlung. Unser Geßner dachte dabei vermuthlich mehr an die Bücher, die er lesen und schreiben, als die er verkaufen würde; wenigstens ließ er sich den Lebensgenuß durch dieses neue Geschäft eben nicht sehr verkümmern.

Der Aufenthalt auf dem Lande hatte die Entwicklung seines Genies begünstigt; seine Lage in Zürich war nicht minder seiner weitern Ausbildung uträglich, Er besuchte viel das Rahnische Haus, inst auch Klopstocks langer Aufenthalt. Der Vater Rahn war ein talentreicher, durch Umgang, Weltkenntniß und Erfahrung ausgebildeter Mann. Alle seine Söhne, deren ältester hernach Klopstocks Schwager und des biedern treflichen Fichte Schwiegervater geworden ist, zeichneten sich durch Geist, Talente, Kenntnisse und einen originellen Schnitt aus. Ihre Wohnung ward bald der Sammelplatz der besten Köpfe von Zürich. Geßner lernte da-

ſelbſt mehrere kennen, mit welchen er ſpäterhin eine enge Freundſchaft ſchloß: als Tobler, Steinbrüchel, Schultheß u. a. Mit andern, vor nehmlich Konrad Vögeli, einem edlen Manne von hellem Kopfe und reinem Herzen, erneuerte er die früheſte Jugendbekanntſchaft.

An wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und methodiſchem Studium waren ihm die meiſten, und an Bekanntſchaft mit den beſten Schriften der Franzoſen, Engländer und Deutſchen alle überlegen. In ihrem Umgange erweiterten ſich ſeine Kenntniſſe und befeſtigte ſich ſein Geſchmack. Ein paar Bogen naive, feine, zum Theil muthwillig witzige Gedichte, ſind dieſem Zeitpunkte zuzuſchreiben; wiewohl darinnen im Ganzen der Ton feſter und männlicher iſt, ſo kommen doch noch Unrichtigkeiten und Härten im Versbau vor, welche beinahe unbegreiflich ſcheinen, und auch die Fehler gegen die Rechtſchreibung ſind noch auffallend und häufig.

An die Stelle der Wachsbildnerei war die freie Zeichnung mit Bleiſtift und Reisfeder gekommen. Geßner zeichnete viel nach der Natur, nach ſeiner eigenen Erfindung, und auch nach andern Kunſtwerken. Ein merkwürdiger Umſtand hätte ſchon damals bald ganz für die Kunſt entſchieden. Im Jahr 1749 ward Geßner nach Berlin in eine Buchhandlung gegeben, wo man ihn ganz wie einen

gemeinen

gemeinen Ladenjungen behandelte. Die schönen Umgebungen in einer glänzenden Königsstadt, und der Umgang mit jungen Landsleuten, welche Berlin besuchten, um es zu genießen, machte ihm eine solche Lage gar unerträglich. Geßner verließ den Buchladen, bezog ein eigenes Zimmer und überließ sich ganz seinem Hange zu den schönen Künsten, und dem gesellschaftlichen Vergnügen. Nur seinem Landsmanne Sulzer machte er seinen Entschluß bekannt, damit er künftig Mittler zwischen ihm und seinen Eltern sein möchte. Diese waren mit dem raschen Schritt des Jünglings sehr unzufrieden, und ließen ihn seine Abhängigkeit durch Zurückhaltung des Geldes empfinden. Geßner beschließt seine Unabhängigkeit zu behaupten, entzieht sich allen seinen Freunden, schließt sich in sein Zimmer ein, niemand erfährt etwas von ihm, bis er nach einigen Wochen zum Vorschein kommt, und den Hofmaler Hempel, der sein Freund war, auf sein Zimmer holt. Dieser findet alle Wände voll frischgemalter Landschaften. Geßner beschwört seinen erstaunten Freund, ihm zu sagen ob er glaube, daß aus ihm ein echter Künstler werden könne, fest entschlossen, sich auf diesen Fall ganz der Kunst zu widmen. Lange betrachtet Hempel mit staunender Aufmerksamkeit die Gemälde, und fragt endlich, nach welchen Originalen er gearbeitet hätte.

Geßner versichert, daß alles von seiner Erfindung sei, klagt ihm aber auch zugleich, daß die Gemälde durchaus nicht trocknen wollten. Er hatte nämlich die Farbe nicht mit Leinöl sondern mit Baumöl gerieben. Hempel lachte hoch auf, und rief: Wahrlich ein Anfanger, der solche Dinge nicht weiß, und solche Stücke erfindet, wird uns nach zehn Jahren echte Kunstwerke aufstellen!

Die Eltern ließen sich indessen mit ihrem Sohne aussöhnen, und bewilligten ihm noch einigen freien Aufenthalt in Berlin. Nun genoß er die Freuden des Lebens und Ergötzlichkeiten der großen Welt mit aller Lebhaftigkeit eines feuervollen, sich frei fühlenden Jünglings, aber mit mehr Klugheit, als es die meisten thun, und mit steter Hinsicht auf einen edlen Zweck. Er lebte viel mit Gelehrten und Künstlern, besonders mit Hempel, Krause, (dem Komponisten) Ramler, und Sulzer, dessen rauher und einseitig strenger Kunstrichterton ihn aber immer in einiger Entfernung hielt. Ramlers Genauigkeit im Versbau war ihm wohlthätig, er lernte durch ihn seine natürliche Unfähigkeit zu einem vollkommenen Versbau kennen, und folgte dem Rathe, seine harten Verse in harmonische Prosa umzugießen. Ramler nützte ihm und Deutschland durch diesen Rath gewiß mehr, als später beiden durch die Versifikation der geßnerischen Gedichte.

Von Berlin ging Geßner nach Hamburg. Er nahm seine Empfehlung an Hagedorn mit, gab diese aber nicht eher ab, als bis er Hagedorn mehrmalen in einem Kaffeehause gesehen, sich bereits mit ihm befreundet hatte, und dieser den Namen des angenehmen Fremden wissen wünschte. Er fand an Hagedorn einen überaus liebenswürdigen Mann, und lebte sehr viel mit ihm. Im lieblichen Lindenschatten von Harvstehude scherzten, lachten und tranken sie oft von Herzen froh. Auch führte ihn Hagedorn zu Karpfern, bei welchem gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft von Weltleuten, witzigen Köpfen und komischen Originalkarakteren, die man oft mit schlauer Auswahl zusammengesucht hatte, mit einander zu Tische saßen. Hier hatten guter Ton und ungezwungene Munterkeit den Vorsitz, und würzten mit unterhaltenden Erzählungen und geistreichen Scherzen das fröhliche Gastmal. Wie glücklich war Geßner noch in der Erinnerung dieser Zeiten!

Auf seiner Rückreise nach Zürich erlebte er in dem Theater zu Strasburg eine drollige Szene. Als der maskirte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Kulissen nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Sogleich die ersten Töne frappirten sein Ohr; er glaubte Daucourt zu hören, mit dem er in Berlin in jugendlicher Vertraulichkeit

viel frohe, luſtige Stunden verlebt hatte, und hielt es doch gleichwol für Täuſchung, da er ihn vor wenigen Wochen noch auf dem berliner franzöſiſchen Theater gelaſſen hatte. Sein Erſtaunen wuchs indeß mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte weit auf das Theater hervor. Daucourt erblickte ihn kaum, als er, ſeiner Rolle uneingedenk, ſich ihm um den Hals warf, und ihn faſt in ſeinen Armen erdrückte: Ah! vous voilà donc aussi, mon cher Geſsner! comment vous va? — Geßner konnte nicht wohl anders als die herzliche Umarmung erwiedern, ohnerachtet des ungelegenen Orts und des erſtickenden Gelächters im Parterre und den Logen.

Geßner kehrte mit gereinigtem und befeſtigtem Geſchmack in ſein Vaterland zurück. Natur und Glück waren ihm ferner hold; ſeine Jünglingsjahre fielen in den glücklichſten Zeitpunkt, in welchem vielleicht allein nur ein ſolcher einfacher, zarter Idyllendichter entſtehen konnte. —

Erſt wurden einige kleinere Gedichte von ihm bekannt, die er ſpäterhin nicht in ſeine Werke aufgenommen hat. Amiots Ueberſetzung des Longus, die er in ſeines Vaters Bücherſchrank fand, erzeugte bei ihm die Idee zum Daphnis. Hirzel, der Verfaſſer des philoſophiſchen Bauern, war damals ſein täglicher vertrauter Umgang, und ſein freund-

schaftlicher Kunstrichter. Er verleitete ihn auch, mehr absichtliche Moral hinein zu flechten, als dem leichten, lieblichen Gedicht vielleicht zuträglich war.

Die Zensur in Zürich machte indeß dennoch große Schwierigkeit bei dem Druck dieses schönen Gedichts. Man fand solche Liebesgeschichten wenig erbaulich, und die Einmischung heidnischer Gottheiten an einem christlichen Dichter anstößig. Ein geistlicher Zensor protestirte gegen das Motto: Me juvat in gremio doctae legisse puellae etc. als gegen ein Ärgerniß; ein weltlicher ließ dem Vater des Dichters sagen, er würde wohl daran thun, seinem Sohne je eher je lieber eine Frau zu geben. — Endlich ward der Druck bewilligt, jedoch mit der Einschränkung, daß das Motto ausgestrichen, und weder der Name des Verfassers, noch der Ort des Drucks genannt werden mußte.

Die schöne Welt und die kritischpoetische Welt der Bodmerischen Kunstjünger nannte nun unsern Dichter, wiewol leider mit ganz verschiedenen Nebenideen, den holden Geßner. Bodmer hieß ihn schlechtweg den Daphnis. —

Der Theokrit veranlaßte bei ihm die Idyllen, die nach einigen kleineren, jetzt vergessenen Zwischengedichten erschienen, und größeres Aufsehen als sein Daphnis erregten. Geßner hat sich darinn

eine eigene Welt erschaffen, und sie mit den liebenswürdigsten, seligsten Kindern eines goldenen Alters bevölkert. Seine Schäfer sind Wesen von einer bessern Art, als wir Menschen sind. Sie haben alle Einfalt des kindischen Alters der Welt, und dabei doch das feine Gefühl aufgeklärter Menschheit. Seine ganze Schäferwelt liegt unter einem glücklichen Klima, das von höhern Farben glüht, von einer hellern Sonne, einem schönern Monde beleuchtet wird, und dessen Bewohner ihres Wohnsitzes werth sind. Ihre Liebe ist wie der Äther; ihre Gesinnung ungetrübt wie der Felsenquell, der sich in Marmorbecken sammelt. Wohlthun ist ihre Beschäftigung; ihr Gesang der Schönheit der Natur, dem Lobe der Gottheit und jeder sanfteren Tugend geweiht.

Das absprechende Urtheil Bodmers, der ihn für einen ganz artigen Idyllendichter, aber doch für unfähig hielt, ein Heldengedicht, für das Bodmer eine ausschließende Vorliebe hatte, zu empfangen und auszuführen; spornte ihn zu seinem Tod Abels an. Dieser ward von allen Geßnerischen Gedichten zuerst in Frankreich bekannt, und erregte viel Aufsehen.

Im Jahr 1762 gab Geßner seine Gedichte in einer Sammlung von 4 Bänden heraus. Der 4te Band enthielt fast durchaus neue Gedichte: der

erſte Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder, und die beiden Schauſpiele Evander und Eraſt.

Den erſten Schiffer dichtete Geßner auf einem, nahe bei der Stadt gelegenen Landhauſe, in einer der reizendſten Gegenden von Zürich. Ein kleiner mit Schilf bewachſener Teich ſtieß an ſeine Wohnung. Daſelbſt ſah man ihn, in ſüße Träumereien vertieft, oft Stunden lang ſitzen. Ohne Zweifel entſpann ſich da der erſte Gedanke zu dieſem reizenden, entzückenden Gedichte, für das Geßner ſelbſt immer eine beſondere Vorliebe äußerte.

Durch Hubers Überſetzungen wurden Geßners Gedichte nach und nach in Frankreich bekannt, und machten allgemeinen, lebhaften Eindruck. Diderot nannte Geßner einen Griechen: »da iſt griechiſcher Geiſt, griechiſche Zartheit und Simplizität auf den Stamm der modernen Kultur geimpft.« Diderot trug mit ſeinem feinen kritiſchen Gefühle ſelbſt zur Vollkommenheit der huberſchen Überſetzungen bei: wenn Huber ihm ſolche vorlas, rief Diderot, der das Original nicht verſtand, oft aus: »das hat der Dichter gewiß ſo nicht geſagt!« und es fand ſich bei genauerer Unterſuchung immer, daß der feine Sinn des Kritikers richtiger geahnet, als der Überſetzer geſehen hatte. Rouſſeau war entzückt. Von Montmorenci ſchrieb er an Huber:

»Ihr Geßner iſt ein Mann nach meinem Herzen,« u. ſ. w. In der Überſetzung des Eraſts und Evanders begegneten ſich Brulé, Junker und Riviere mit Huber.

Das beſte Loos war den neuen Idyllen vorbehalten, die Meiſter ganz vortreflich überſetzte. Diderot wünſchte einige Erzählungen mit Geßners Idyllen zugleich herauszugeben: Geßner willigte gerne darein, und im Jahr 1772 erſchienen die Idyllen und Erzählungen in beiden Sprachen gemeinſchaftlich.

Man hat in Frankreich häufig geßneriſche Gedichte zu Dramen, Operetten und Balletten verarbeitet, worunter beſonders das Ballet: der erſte Schiffer von Gardel noch immer das Pariſer Opernpublikum entzückt.

VII.

Über die Muße. *)

von Hrn. Prof. Garve.

Ὅσιόν τι ἡ σχολή.

Unter Muße verstehe ich diejenige Lage eines Menschen, in welcher es ihm frei steht, sein Gemüth mit dem Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm vorzüglich gefällt.

Das Wesentlichste bei derselben ist also, die innere Freiheit des Geistes, in der Wahl der Sachen, auf die er seine Aufmerksamkeit richten, und überhaupt derer, wozu er seine Kräfte brauchen will.

Der Muße stehen zwei verschiedene Zustände entgegen: das geschäftige, und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebene und befohlene Arbeiten; in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freien Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig

*) Dieser kleine angenehme Aufsatz ist aus den so eben erschienenen vermischten Aufsätzen gezogen, die wir unsern Lesern nächstens umständlich anzeigen werden.

A. d. H.

Muße, als der Tagelöhner oder Handwerksgeselle, der für sein Brod arbeitet. Beide stehen unter einem Herrn; beide sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglichkeit einer freiwilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kömmt auf die Stärke des freien Geistes an, ob eine gewisse Lage ihnen Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drück n, die ihn nicht frei athmen lassen, sind dem andern ein Spiel, und hindern ihn nicht, sein Nachdenken auf andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt auch daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eigenen Zeitraum zu widmen. Der eine wird, durch den Rausch zu vieler gesellschaftlichen Ergötzungen, trunken, und vergißt sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der andere lebt in eben dem Geräusche, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreiheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. Es ist daher, das arbeitsame und das zerstreute Leben, von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die

ſchwachen werden durch das erſte bloß Routiniers, durch das andere leichtſinnig, gedankenleer, oder ausſchweifend. Die ſtarken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerſtreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menſchen dieſe überwiegende Selbſtmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objekte, es mögen ernſthafte oder ergötzende ſeyn, gleichſam zu überwältigen und ſo zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellektuelle und moraliſche Vollkommenheit darunter nicht litte: ſo iſt es allerdings etwas wünſchenswürdiges, für einen an ſich thätigen und fähigen Geiſt, von dieſem Dringen und Drängen äußerer Gegenſtände frei zu ſeyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beſchäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn dieſe äußere Losſpannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Geſinnungen zu Theile wird; einem Manne, der, durch eigenen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unabläſſig beſchäftigt iſt: dann iſt ſie wirklich, wie ein Sokrates ſie nannte, etwas heiliges; ein ehrwürdiger Zuſtand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchſte Weſen vorſtellen.

Gelaſſene, ruhige Thätigkeit iſt an ſich ſchon eine herrliche Eigenſchaft. Thätigkeit aus eigener Wahl iſt ein zweiter königlicher Vorzug. Wenn ſie nur auch noch ununterbrochen, auf einen großen und gemeinnützigen Zweck, gerichtet ſein kan, weil keine äußere Störung ſie abruft: dann kan ſie den Menſchen hoch erheben, und der Welt wichtige Dienſte leiſten.

Aber für den unvollkommenen Menſchen, der noch auf den erſten Stufen ſeiner Ausbildung ſteht, iſt Muße kein ſchicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bei allen Menſchen äußere Gegenſtände zuerſt die Sinne in Bewegung ſetzen müſſen, ehe ihr Verſtand anfängt ſich zu äußern: ſo müſſen bei den meiſten Menſchen aufgegebene Geſchäfte erſt ihre geiſtigen Kräfte in eine regelmäßige Wirkſamkeit bringen, ehe dieſe, ſich ſelbſt überlaſſen, zur Veredlung ihrer ſelbſt, oder zum Beſten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Menſch ſchläft ein, ſobald er mit ſeinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halbgebildete Geiſt verlangt wenigſtens einen, ihm von andern für ſein Nachdenken vorgelegten, Gegenſtand; er hat eines Anſtoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur, durch die Pflichten eines gewiſſen Amtes, oder durch die Geſchäfte eines beſtimmten Berufs, gegeben werden können. Es ſind

nur die auserwählten Menschen, die, wie Cicero vom Afrikanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wann sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frei sind.

Die gaukelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile und das beständige zurückprallen ist der Karakter der ersten; die Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelangen zum Ziele, unterscheidet die zweite.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande: mit keinem Gegenstande kan sie so völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Stadtort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen: das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freiheit und der selbstgewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungeu bietet dem geschäftlosen Manne eine innere bereitliegende Quelle von Vergnügungen und Unterhaltung und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an

Geistesnahrung und Arbeitsstoff für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich, durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welch glücklicher Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Weltalls, geschmückt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindende und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt! — Nie wird mir das Alterthum und dessen Geschichte wichtiger, als wenn die gemeinschaftlichen Gegenstände, welche von allen Generationen gesehen worden sind, mir eben jetzt vor Augen stehen; und die gemeinschaftlichen Freuden, welche von allen genossen worden sind, eben jetzt meine Sinne und meinen Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne und erwärmten sich an ihren Stralen; auch sie freueten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen und Gerüchen als ich, ergötzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist

des Menſchen, Gott und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet iſt? Was führt mich mehr in ſie hinein — was unterſtützt das Beſtreben der Vernunft, über Sinnlichkeit emporzuſteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende, harmoniſche Wirkſamkeit von Himmel und Erde, zum Entſtehen und Wachſen der künſtlich gebaueten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geiſteskräfte ſinken, und der Faden der Unterſuchung abreißt, gleich ſind auf dem Lande ſinnliche Gegenſtände bei der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenſtände welche den Geiſt, ohne ihn zu zerſtreuen, abſpannen, die Lebensgeiſter erfriſchen, und den Menſchen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, geſtärkt wieder an ſeine Arbeit gehen laſſen.

Das Landleben wird wenigen Menſchen lange gefallen, wenn ſie nicht entweder das Land ſelbſt, welches ſie bewohnen, oder an deſſen Stelle das Feld der Wiſſenſchaft und der Litteratur anbauen. Auf der andern Seite wird Einſamkeit und Studiren ſelbſt dem, welcher ſich, unabhängig von andern Menſchen, zu vergnügen und zu beſchäftigen am beſten verſteht, weit eher läſtig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeſchloſſen iſt.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt dem Menschen die äußern Gestalten und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genusse von beiden kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bei sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohlzuthun und Andern Dienste zu leisten: o dann kann er, bei dieser ländlichen Muße, so thätig und so glücklich sein, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

VIII.

Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden. *)

Die allgemeine Religion. Ein Lesebuch für alle Stände; von Ludwig Heinrich Jakob.

Deutschland hat ein vortreffliches Werk über die natürliche Religion von Reimarus. Dieser große Mann hat alles erschöpft, was die Metaphysik und Physikotheologie für die Religion leisten kann. Es ist aber auch eben so bekannt, daß die Gegner der metaphysischen und physikotheologischen Beweise durch jene Gründe nicht widerlegt worden sind; daß durch Kants neue Untersuchungen sich aufs deutlichste ergiebt, daß alle metaphysischen Beweise für Gegenstände der Religion unmöglich sind, und daß selbst die Physikotheologie nichts leistet, weil alle ihre Schlüsse ohne Bündigkeit und Kraft

*) Man findet eine Ankündigung dieses Werks von dem Verfasser auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen, worin angezeigt wird, daß es zu Ostern 1797 erscheint, und daß bis zum 1sten April 1797 Ein Spezies-Thaler Pränumeration auf ein Exemplar vom Verfasser in den Postämtern und Buchläden angenommen wird.

sind, wie in der Kritik der reinen Vernunft augenscheinlich dargethan ist.

Die Vortreflichkeit des Reimarusschen Werks ist daher nicht darein zu setzen, daß dasselbe bündige und kraftvolle Beweise für die Religion liefert. Denn dieses ist auf dem Wege, welchen R. betrat, unmöglich; sondern sie besteht in den scharfsinnigen und gelehrten Beobachtungen über die Zweckmäßigkeit der Natur. Diese sind es, welche jeden Leser mit Bewunderung und Entzückung erfüllen, und welche die Vernunft bestechen, sie für Gründe der Sätze zu halten, welche der Verfasser daraus folgert.

Und ob man gleich gestehen muß, daß Reimarus die Fehlschlüsse des Büffons und die seichten Behauptungen eines Lamettrie und anderer richtig aufgedeckt hat; so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß diese Polemik wenigen Lesern verständlich und noch wenigern erbaulich sein kann, da für Reimarus Beweise selbst aus dem Siege, den er über seine Gegner davon trägt, nicht der mindeste Vortheil fließt, sondern alle Gründe, welche Hume in den Gesprächen über die natürliche Religion gegen die Physikotheologie und Ontotheologie hervorgebracht hat, in ihrer vollen Kraft bleiben. Der Grund der Unmöglichkeit,

durch Metaphyſik und Phyſik etwas für die Theologie zu leiſten, erhellt aus Kants Kritik.

Aber es giebt, nach dieſem großen Philoſophen, einen andern Weg, auf welchem man zur Religion gelangt, ſelbſt ehe man ihn kennen lernt. Selbſt Reimarus, Jeruſalem, Bonnet und andere Phyſikotheologen, ſo wie alle Menſchen überhaupt, welche echte religiöſe Überzeugung beſitzen, verdanken dieſelbe dieſem Grunde, deſſen Verbindung mit ihrer Überzeugung ihnen nur unbekannt war; und da ſie glaubten, man könne die Religion nicht anders, als durch Spekulation begründen; ſo überredeten ſie ſich, ihre Überzeugung rühre von dem her, was ihrer Spekulation zufolge der einzige Grund davon ſein könnte.

Ein Umſtand hätte die Phyſikotheologen, die im Grunde nichts anders, als Metaphyſiker ſind, ob ſie gleich nicht ſo heißen wollen, ſchon längſt auf das fehlerhafte und nichtige ihres Syſtems aufmerkſam machen ſollen. Dieſes iſt nehmlich der wichtige Fehler ihrer Beweiſe, daß ſie, von außerordentlich wenig Menſchen nehmlich bloß von ſubtilen und ſpekulativen Köpfen gefaßt werden können. Nun iſt aber Religion eine Sache, die für jedermann gehört, die als Gewiſſensſache auch nothwendig von jedem ſelbſt beurtheilt werden muß. Daher kann ein Religionsgrund nichts taugen,

der, wenn er wirken ſoll, außerordentliche Talente und mühſames Nachdenken vorausſetzt. Dieſer einzige Vorwurf tödtet allein die ganze Phyſikotheologie, als Mittel betrachtet, die Religion in den Herzen der Menſchen zu begründen und zu befeſtigen.

In dem oben angekündigten Werke wird die Begründung der Religion auf eine andere Weiſe dargeſtellt, als es von den Phyſikotheologen geſchehen iſt. Es wird eigentlich kein Beweis für die Religion geführt, denn dieſer iſt nach den bisherigen Unterſuchungen unmöglich; ſondern es werden nur die Gründe deutlich mitgetheilt, welche in jedermann die wahre Religion hervorbringen, wenn ſie da ſind. Indeſſen iſt wohl zu bemerken, daß nicht ſowohl ein Erkenntnis dieſer Gründe, als vielmehr ihr Vorhandenſein in dem Subjekte ſelbſt die Religion erzeugt. Dieſe Gründe beſtehen nehmlich in der moraliſchen Geſinnung des Subjekts, in der hohen ernſtlichen, d. i. durch die That bewieſenen Achtung gegen das Sittengeſetz oder die Pflicht. Man wird ſich ganz umſonſt bemühen, jemand von der Religion durch Erkenntnis von Gründen zu überzeugen, wenn er ſie nicht vorher durch ſeine moraliſche Geſinnung ſelbſt begründet hat.

Der Philoſoph kann daher, in Beziehung auf

die Religion, nichts weiter thun, als 1) durch Darstellung der subjektiven Ursachen, welche die Religion in den Herzen der Menschen erzeugen, darthun, daß dieselben keine Schwärmereien, sondern von der Vernunft hinlänglich gerechtfertigte Gefühle und Reflexionen sind; 2) dadurch, daß er zeigt, jene Gefühle welche die Religion begründen, seien etwas ursprüngliches und unumstößliches, beweisen, daß alle Angriffe gegen die Religion in den Herzen der Tugendhaften nie etwas ausrichten werden, weil sie sämtlich entweder gegen die bisherigen theoretischen Beweise, oder gegen die Tugend gerichtet sind. Ist das erstere, so treffen sie den Glauben des Tugendhaften nicht; denn dessen Religion beruhet auf keinem theoretischen Beweise: ist das zweite, so ist der Angriff ebenfalls ganz vergeblich, weil die innere Überzeugung von der Erhabenheit und Würde der Tugend auf dem unmittelbaren Bewußtseyn beruhet, das so wenig wegdisputirt werden kann, als irgend eine andere wahrhafte Empfindung. Der Philosoph kann endlich 3) durch moralische Weltbetrachtungen die religiöse Überzeugung beleben und praktisch wirksam machen.

Diese drei Geschäfte hat der Verf. in seinem Werke auszuführen gesucht. Es folgt erstlich die Darstellung der Ursachen, welche Religion in einem tugendhaften Gemüthe hervorbringen und die Ent-

wickelung der Begriffe, welche der Religion zum Grunde liegen. Hiermit iſt aber auch zugleich das zweite Geſchäft vollendet. Denn es erhellet nun von ſelbſt, daß dieſe Gründe kein Einwurf der Religionsgegner trifft. Polemiſche Erörterungen aber hielt der Verf. für zweckwidrig an einem Orte, wo es eigentlich ſeine Abſicht war Religion zu erwekken, und nicht die vernünftelnde Vernunft zu bekämpfen. Deſto mehr lag ihm aber das dritte Geſchäft am Herzen, nehmlich durch die Betrachtung der Natur ſelbſt zu zeigen, wie viele Spuren der Macht, Weisheit und Güte Gottes derjenige in der Welt antrifft, welcher einmal gewiß iſt, daß ein Gott ſei. Nun konnten die Naturbetrachtungen erſt ihre volle Wirkung ausüben, wenn man ſie nicht mehr als Beweiſe, ſondern als Beſtätigungsgründe deſſen, was man ſchon gewiß glaubt, anſieht. Dieſe moraliſchen und religiöſen Reflexionen über die, durch die Naturforſcher herausgebrachten, Erkenntniſſe unſeres Weltgebäudes nehmen den größten Theil des Werks ein, und man wird aus denſelben zur Genüge ſehen, daß die Beſorgnis, als ob die ſchöne und rührende Betrachtung der Zwecke in der Welt durch die Kantiſche Philoſophie aufgehoben werden ſollte, durch die Stellung, welche ſie hier erhält, erſt in ihrer vollen Wirkung erſcheint.

Der Verf. hat auf dieſe Weiſe den allerſcharfſinnigſten und wichtigſten Gegner der natürlichen Religion auf ſeine Seite gezogen. Hume nehmlich geſteht ſelbſt ein, daß wenn es möglich wäre, auf einem andern Wege von dem Daſein Gottes überzeugt zu werden, als durch Betrachtung der Natur, die wahrgenommenen Unordnungen in der Welt dieſen Glauben nimmermehr erſchüttern könnten. Die Stelle iſt ſo merkwürdig, daß es den Leſern nicht unangenehm ſein wird, ſie hier zu leſen: »Wenn« ſpricht Philo, *) »ein ſehr eingeſchränktes vernünftiges Weſen, das übrigens noch ganz unbekannt mit der Einrichtung der Welt wäre, ſchon vorher die Überzeugung hätte, daß die Welt das Werk eines guten, weiſen und mächtigen Schöpfers wäre; ſo würde ſich daſſelbe vorläufig nach ſeiner Vorausſetzung einen ganz andern Begriff von der Welt machen, als derjenige iſt, welchen uns die Erfahrung giebt; es würde ſich vermöge der bloßen Erkenntnis der Eigenſchaften, die es von der Urſache der Welt hat, unmöglich einbilden können, daß die Wirkung derſelben ſo voll von Laſter, Elend und Unordnung ſei, als ſie uns wirklich in dieſem Leben erſcheint. Denken wir uns nun, daß dieſe Perſon in die Welt einge-

*) Hume Essays and Treatises on several subjects, Vol. II. Ed. 1788. in den Dialogues concerning natural Religion, p. 510.

führt würde, immer noch fest überzeugt, daß die Welt von einem erhabenen und wohlwollenden Wesen herrühre; so würde sie anfänglich vermuthlich über die unerwarteten Auftritte erstaunen, aber sie würde doch dabei ihren vorigen Glauben nicht verlieren, wenn er sich sonst auf gute Gründe stützte; *) denn ein so eingeschränkter Verstand müßte sich auch seiner Kurzsichtigkeit und Unwissenheit bewußt seyn, und daher einräumen, daß es mancherlei Auflösungen dieser Erscheinungen geben könne, die er nur nicht im Stande ist zu entdecken. Aber nun nehme man an, so wie es der Fall mit dem Menschen wirklich ist, daß dieses Geschöpf — sich erst durch die Betrachtung der Welt jene Überzeugung erwerben soll; **) so ändert sich der Fall ganz und gar, und man kan auf diesem Wege nimmermehr mit Grunde zu einem solchen Schlußsatze gelangen. Denn nun mag er noch so sehr von den Schranken seiner Vernunft überzeugt sein; so wird doch diese Betrachtung seinem Beweise für eine höchst gültige Intelligenz nimmermehr eine größere Kraft verschaf-

*) Dieses ist gerade in dem angekündigten Werke der Fall.

**) Dieses konnte Hume gegen alle Theologien bis auf Kant sagen. Dieser große Mann hat aber gezeigt, daß sich die Religion wirklich gar nicht auf Naturbetrachtungen stützt, sondern durch ganz etwas anderes begründet sei, und hat dadurch alles, was Hume für unmöglich hielt, geleistet.

fen. Denn alle seine Schlüsse dürfen sich doch nur auf das stützen, was er kennt, nicht aber auf das, was ihm gänzlich unbekannt ist. Je größer man die Schwäche und Unwissenheit des Menschen macht, desto mehr Kraft benimmt man seinen Beweisen, und desto eher entsteht der Verdacht, als ob dergleichen Gegenstände den Horizont seiner Kräfte gänzlich übersteigen. «

IX.

Neue deutsche Werke.

1) Woldemar. Neue verbesserte Ausgabe; Königsberg 1796, bei Friedrich Nikolovius. Erster Theil, VI. S. und 286 S. Zweiter Theil 300 S.

»Daß es ein Vermögen der Göttlichkeit (II. 251.) im Menschen gebe, wiewohl er bis tief in das Innere seines Wesens abhängig und gebrechlich ist, und sein mußte; daß Gott kein leerer Wahn sei;« ist das große Thema dieses philosophischen Romans, der bis in seine zartesten Theile von dem leisesten, sittlichen Gefühl, von dem innigsten Streben nach dem Unendlichen beseelt ist. Das Dasein eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe zu enthüllen, ist Hauptabsicht oder Nebenabsicht mehrerer Werke Jakobi's, der kein Philosoph von Profession, sondern von Karakter ist. In diesem, theils abhandelnden, theils darstellenden Werke of-

fenbart er nun wo nicht den beſten, doch einen groſſen Theil von allem, was er je über den Karakter jener freien Kraft, ihre möglichen und natürlichen Verirrungen, und über ihre einzig wahre Richtnng wahrgenommen, empfunden, gedacht und geahnet hat, denen die das Genie der Liebe und der Tugend haben — den Geiſterſehern. (Ergieß. Horen. 95. VIII. Samml S. 4.)

Wahr iſts, man kan niemand Freiheit eingießen, der den Keim dazu nicht in ſich trägt. Aber der Keim bedarf eines äußern Anſtoßes, der ihn mächtig reize, ſeine Hülle zu zerſprengen; er bedarf Pflege und Nahrung. Wo könnte er dieſe beſſer finden, als in Werken, in welchen das göttliche Prinzip des Menſchen in lebendiger Wirkſamkeit, ja in ſeinen individuelleſten Äußerungen dargeſtellt wird? In Werken, wo die Dichtung die Ideen nur wie eine leichte Hülle zu umſchweben ſcheint, und den unſichtbaren Gott allenthalben durchſchimmern läßt? Ein ſolches Werk iſt Woldemar!

Es iſt ein großes Verdienſt dieſer und mehr oder weniger aller jakobiſchen Schriften, daß ſie dem Unglauben an Tugend und an allen Ideen ſo kräftig entgegen ſtreben. »Jede Erhabenheit des Karakters kommt von überſchwenglicher Idee (Allw. 268.);« und praktiſche Kraft und Gültigkeit der Ideen iſt unnachläſſige, vorläufige und ſubjektive Bedingung aller Philoſophie. — Es iſt nicht zu ändern, daß alle, die ganz an der Erde kleben, glauben, man wolle ſie zum beſten haben, wenn man ihnen von Ideen redet, wie der alte Hornich, wenn man ſein Gefühl in Anſpruch nahm. (I. 4.) Ein andrer Unglaube iſt aus der Philoſophie entſprungen, und hat ſelbſt diejenigen, welche zwar der höchſten Begeiſterung fähig ſind, aber jede Überſpannung haſſen, mistrauiſch und furchtſam gemacht. Die Majorität der Vernünftler war nehmlich durchaus unfähig, ſich nicht blos mit dem Kopfe, ſondern auch mit dem Herzen zu Ideen zu er-

heben. Sie leugneten, was über ihren Horizont war; und konsequente Denker, die auf einem zu niedrigen Standpunkt standen, und doch nichts unerklärt lassen wollten, bahnten ihnen den Weg. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermaßen zu systematisiren und zu sankzioniren, indem sie alle Mittelmäßigen zu einer unsichtbaren Kirche vereinigten. Die Häupter der Gemeinde gehen nun wie Feuerherren umher, und wo sie etwas wittern, was wie Enthusiasmus aussieht, schreien sie: Mystizismus! Schwärmerei! — Durch Gründe die Angriffe des entschiednen Skeptikers vollständig zu besiegen, maßt sich Jakobi gar nicht einmal an: aber ein Werk, wie Woldemar, wird jeden der fähig ist, das Höchste zu lieben und zu wollen, durch die That lebendig überzeugen, daß diese Liebe kein Gedicht und kein Traum sei. Wenn dadurch auch nur einer seiner edlen Mistrauischen Zuversicht gewinnt, so ist das kein kleiner Gewinn für die Menschheit.

Jakobi's lebendige Philosophie ist ein reifes Resultat seiner individuellen Erfahrung, und eine entschiedene Gegnerin jener todten Philosophie, welche nur mit Buchstaben, den »Gespenstern des ehemals Wirklichen,« (I. 245.) ein Gewerbe treibt, eine Form, welche ihren Geist überlebt hat, der Schlamm und die Grundsuppe menschlicher Erkenntnis ist, und »aus dem geilsten Misbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung entsprang« (Allw. S. 16.). — Die gänzliche Trennung und Vereinzelung der menschlichen Kräfte, welche doch nur in freier Vereinigung gesund bleiben können, ist die eigentliche Erbsünde der modernen Bildung. Der allgemein verbreitete und ungeheure Unfug kalter Vernünftler ohne Sinn, Herz und Urtheil liegt am Tage, und selbst unsere größten Denker sind nicht ganz frei von Abgötterei mit der Vernunft. Gegen solche despotische Eingriffe nimmt Jakobi die Rechte des Herzens in Schutz, und macht die große Wahrheit einleuchtend, daß »die Tugend sich nicht erklügeln

lasse« (I. 126.). In dieser polemischen Rücksicht können Jakobi's Schriften sehr günstig wirken, da die Natur ohnehin dafür gesorgt hat, daß sein Vernunfthaß in unserem Zeitalter wenigstens keine allgemeine Epidemie werden kan.

Diese neue Ausgabe des Woldemar ist ein erfreulicher Beweis, wie empfänglich das deutsche Publikum für Ideen ist, und eine Bestätigung, wie sorgfältig der Verfasser seine Werke zu feilen, wie geschickt er sie auszubilden versteht; denn alle seine Änderungen sind auch Verbesserungen.

Gleich vorn sind die vielen Motto's, die sich sonst vor dem Eingange des Heiligthums drängten, wie Schweizer an der Pforte eines Schlosses paradiren, sämtlich verabschiedet. So auch das statt Vorrede zum 2ten Theil, und die Dedikazion an den alten Freund, an den Mächtigen, der ihm einst liebend, zürnend, drohend zurief: nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft.« Die hinzugekommene, vorläufige Karakteristik Woldemars (S. 14 - 16.) ist voll der wichtigsten Aufschlüsse nicht blos über ihn, sondern über den Geist und die Entstehung des ganzen Werks. »Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst« u. s. w. »So kam er seinem Gegenstande immer näher; so entfernte, in gleichem Maße, sein Gegenstand sich immer mehr von ihm.« Durch eine zweckmäßige Versetzung, (S. 45 - 76. d. neuen Ausg. u. 36 - 63. d. alt.) durch die Erklärung und Geschichte von Hornichs Haß gegen Woldemar, welcher sich beim Tokadille zuerst entwickelt, (S. 41.) und auf Veranlassung eines kalekutischen Hahns (S. 106.) die höchste Blüte erreicht; und durch das Tischgespräch

bei Dorenburg ist das Ganze ungleich deutlicher, runder und vollständiger geworden: hätte der Künstler dazu nur nicht solcher Figuranten bedurft, wie der widerliche Alkam und der unbedeutende Sidney. Dieser Engländer ist durchaus nichts, als ein Schüler des treflichen Thomas Reid und Ferguson's, durch dessen Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft Woldemar zuerst zur »Feuertaufe« gelangte, (S. 80.) »da ihn bisher nicht nur die neuern Weisheitslehrer, sondern auch die großen Alten nur mit Wasser getauft hatten.« Sehr merkwürdig hingegen ist der Karakter Hornichs, wiewohl ihr entschiedener Gegenfüßler doch nicht ohne Familienähnlichkeit mit der heiligen Gemeinde ist. Auch dieser alte Wechsler ist auf seine Weise besessen: er schwärmt für das Philisterthum, und seine knechtische Vergötterung des Buchstabens möchte sich auch gern aufschwingen. — Daß Henriettens Thränen bei Vorlesung von Woldemars Brief (S. 27. d. alt. Ausg.) das mehrmalige Wechseln ihrer Farbe, und die endlich bleibende Blässe weggelassen sind, ist gut, aber nicht hinreichend. Denn wiewohl die großen Beiden ihren erhabenen Abscheu, sich

»Wie es im Menschengeschlecht der Männer
und Weiber Gebrauch ist,«

zu vereinigen, beständig im Munde führen; so sind doch nicht wenig Züge stehen geblieben, welche diesen Betheurungen widersprechen, und nur aus Geschlechtsliebe entspringen und auf Ehe abzielen können. — Vieler kleiner Änderungen nicht zu erwähnen (I. S. 194. 208. 218. 254. 273. II. S. 13. 14. 74. 100. 136. 220. 221.), wird im 2ten Bande, außer einigen für die Deutlichkeit vortheilhaften Zusätzen (S. 157. 160. 186.), auch der Plutarch in den Familienkonvent, wo über das Herz des gefallnen Woldemar eine medizinische Konsulazion gehalten wird, mit etwas mehr Vorbereitung eingeführt. (S. 187 - 190.) Da Biederthal glücklicherweise eine Abschrift von Woldemars Auszug besitzt, so braucht die arme Henriette, die nur eben ohnmächtig war,

und während der ganzen Sitzung eine lange Rede nach der andern aus dem Stegreife gehalten hat, das dicke Buch nicht mehr so lange auf dem Schooße zu haben.

Es gehört eine vertraute Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um alle Widersprüche, um die Vermischung des Vortreflichen mit dem Gefährlichen und Widrigen darinn ganz einzusehn, obgleich von beidem auch auf den ersten Blick so manches auffällt. Nothwendig ist es, das eine vom andern strenge zu scheiden: denn mit dem bloßen Streben nach dem Unendlichen ist die Sache doch gar nicht gethan. Ein Werk kan bei dieser hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt sein, und wer, was er als Unphilosophie und Unschicklichkeit erkennt, zu beschönigen sucht, ist unwürdig, daß man auf sein Urtheil achte, oder weiß nicht, was er will. So gern man auch schonen möchte, darf man sich hier doch durchaus keine Halbheit erlauben: denn es sind eben mir die Würdigsten, welche ein genialisches Werk wie Woldemar verführen und an den Rand des Abgrunds locken kan. Spott über den Unzusammenhang des Ganzen, und das Ungeschick im Einzelnen kan niemand beleidigen, der das Werk aus der Nähe betrachtet, und fest ins Auge gefaßt hat.

Man geräth in nicht geringe Verlegenheit, wenn man sich über den eigentlichen Karakter die höchste Absicht und das endliche Resultat des Ganzen strenge Rechenschaft geben will. Und doch kan man es nicht richtig würdigen, ohne hierüber im Reinen zu sein. Betrachtet man es, nach einem Wink in der Vorrede über den Unterschied desselben vom Allwill, als ein poetisches Kunstwerk: so fehlt es an einem befriedigenden Schluß, und Woldemar's reuige »Zerknirschung läßt immer noch einen ganz unerträglichen Nachgeschmack« zurück. Was kan empörender sein, als seine Selbstverachtung, sein Schwindel vor den Tiefen seines Her-

zens? Die Erzählung endigt mit einer unaufgelösten Dissonanz. Woldemar's Innres und Äußres ist unheilbar zerrüttet. Nach einer solchen Reue kan er sich wohl zum Gehorsam eines guten Knechts aber nie zur Würde eines freien Mannes erheben. Sein Verhältnis mit Henrietten ist eigentlich zerrissen. Sie ist nicht seine Freundin mehr: er hat eines andern Vertrauten über sie nöthig, als sie selbst, und wirft sich an Biederthals Busen (II. 299.) Die Freundschaft, mit der W.'s Gemüthsruhe steht und fällt, muß vollends brechen oder verhallen. Nicht zu erwähnen, wie peinlich, häßlich, und also unpoetisch fast alle dargestellten Situazionen, Karaktere und Leidenschaften sind: so wäre das Unnatürliche der Hauptbegebenheit, welches wir jeden Augenblick empfinden, in einem Gedicht eine unersetzliche Störung. Woldemar's und Henriettens Misverständnis konnte gar nicht statt finden, wenn nur so viel Zutrauen, so viel Delikatesse in ihnen wäre, als zu dem Bestehen auch des gemeinsten blos gesellschaftlichen Verhältnisses erforderlich ist. Sie reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundschaft, und erörtern das förmlich, worüber sich wahrhaft delikate Menschen stillschweigend verstanden haben würden, die eigentliche Natur ihres Verhältnisses: wo hingegen die schnellste Offenheit nothwendig war, bei scheinbaren oder wahren Beleidigungen brüten sie einsam und schmollen mistrauisch. Die gegenseitige Aufklärung kan sie nicht geheilt haben, sie muß ihre Empfindlichkeit nur noch wunder machen: seine leidenschaftliche Ängstlichkeit und ihre jungfräuliche Zurückhaltung sind eine unversiegliche Quelle neuer Misverständnisse, und werden endlich auch die arglose Allwina anstecken müssen. Auch Henriette und Allwina müssen früher oder später zu Grunde gehen. Für W. konnte es nicht schwer sein, die Freundschaft für Henrietten mit der Neigung für Allwinen zu vereinigen. Ein Weib zu lieben, gleich als wäre sie ein Mann: von einem Freunde geliebt zu

werden mit weiblicher Nachsicht und Anbetung; das war es eben, was sein verzärteltes Herz begehrte, und wobei es in seinem Falle keiner besondern Reinheit und Festigkeit der Gesinnung bedurfte. Diese fielen allein auf das Theil jener beiden. Er achtete nicht auf die Möglichkeit, daß die Natur seinem Eigensinne entgegen arbeiten, und sich in irgend einer spätern Stunde höhere Ansprüche, andere Wünsche in den Busen seiner beiden Geliebten regen könnten. Er gab es zu, daß Henriette einen Theil ihres Selbsts vernichtete, um sein Ideal ganz zu erfüllen. Denn was soll nun Henriette eigentlich sein? Was können wir anders annehmen, als daß sie eigentlich dazu organisirt war, unter der gefälligen Gestalt eines Weibes geschlechtslos zu sein; und wen mag sie dann noch interessiren? — Oder daß sie Eines entbehrt, um das Andere zu genießen. Es sei, daß dieser Zustand nicht Spannung war: aber wird er darum dauernd sein? Ein Augenblick kan sie die Entbehrung schmerzlich empfinden lassen. Ich rede hier nicht von einer schnellen Einwirkung der Leidenschaft oder der Sinne. Aber wenn Henriette wirklich Weib ist, so kan sie der Sehnsucht, ein eignes Kind an die Brust zu drükken, um so weniger entgehn, da sie täglich Zeuge von mütterlicher Glückseligkeit sein muß; sie kan am ersten von ihr überrascht werden, bei dem Anblick eines Kindes auf Allwinens Schooß: hier muß das Mitgefühl ahnen, daß es an eignes Gefühl nicht reicht. Wird ihr forthin nicht die bisherige Wonne ihres Lebens unfruchtbar dünken? — Wenn wir so manche Züge, die in Henrietten auf das Mädchen deuten, ihre Betroffenheit über W's. Lachen, ihr Verschweigen, ihre Sanftmuth, ihre sie so ganz überwältigende Angst zusammenrechnen, so erscheint sie in der That als ein Opfer W's. — Und Allwina? Es ist vorauszusehn daß sie sich ausbilden, ihr Geist sich stärken, und Bestimmtheit gewinnen wird. Ihr kindliches Hinaufschauen zu Henrietten muß sich mit den Jahren in Gleichheit verlieren.

Bisher

Bisher hatte sie von der Hand ihrer Freunde alles genommen, wie sie es ihr gaben; sie hätte sich wol durch ihre Unschuld selbst zur Unnatur verleiten lassen: aber eben ihr unbefangner Sinn wird bald ahnen, daß Woldemar ihr, wie es zuletzt wirklich geschieht, etwas verbergen muß, und ihr reiferes Gefühl, das nothwendig mit erhöhtem Bewußtsein verknüpft ist, dagegen auflehnen. Wenn dann auch eigentliche Eifersucht fern von ihr bleibt, muß sie nicht Mistrauen und Unruhe ihrer bemächtigen?

Natürlich müssen sich viele Widersprüche aus einem Verhältnisse ergeben, welches in seiner ersten Anlage durchaus ein Widerspruch ist, den alle Kunst des Verfassers nicht heben, ja nicht einmal verstekken konnte. Henriettens Freundschaft soll keine Liebe sein, und ist doch offenbar nichts anders. »Das schüchterne, bescheidne Mädchen, welches zu »seinem eigensten Dasein bisher nicht hatte gelan»gen können, und es nun im fortgesetzten, vertrau»lichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon »bestimmten Freunde erwirbt, der ihren besten Ideen »und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen »— Freiheit, Bestätigung, unüberwindliche Gewiß»heit verschaffte« (I. S. 67.) — hat eine starke Anlage zur Ehe, ist aber zur Freundschaft, welche sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeit gründen darf, und von jeder Beziehung auf Bedürfnisse so rein als möglich erhalten werden muß, nicht selbstständig genug. Ihr ganzes Wesen wird durch ein Bedürfnis angezogen, und an den Mann gefesselt, der ihr Haltung, Richtung und Einheit geben, und wieder von ihr nehmen soll. Ihre Seele sucht ihn zu umfassen, wird sich auf ihn beschränken, und kan nur in der innigsten Vereinigung mit ihm vollständige Befriedigung finden. Jenes Streben ist eigentliche, weibliche Liebe, und diese innigste Vereinigung durch alle himmlischen und irdischen Bande, wo zwei durch gegenseitige Bedürfnisse und Abhängigkeit ein Ganzes werden und bleiben, (II. 38.) nichts anders als Ehe. Ein Weib, welches einen

Mann »über alles liebt;« -- »aus ihm ihr beſtes Daſein -- alles Daſein nimmt;« -- »ohne ihn nicht leben möchte — und — nicht leben könnte;« (Ur Th. S. 186.) iſt in ihrem Herzen ſeine Gattin.

Um Woldemar's Freundin ſein zu können, iſt Henriette zu ſehr — Weib und Mädchen. Zwar könnte es wohl eine Freundſchaft zwiſchen einem Manne und einer Frau geben, die durch ihre Leidenſchaftlichkeit der eigentlichen Liebe ähnlich ſchiene, und doch weſentlich von ihr verſchieden wäre. Nur müßte der Mann, um einer ſolchen Freundſchaft fähig zu ſein, kein ſinnlicher, eitler, durch und durch gebrechlicher Woldemar, ſondern Herr ſeiner ſelbſt ſein. Die Frau müßte ſich nicht nur über den Horizont der Weiber, die nur in ihrem Geliebten und in ihren Kindern leben, erheben können, und fähig ſein, Ideen thätig zu lieben, nicht blos müßig darüber zu räſonniren; denn Freundſchaft iſt ja eben eine gemeinſchaftliche Liebe, Wechſelbegeiſtrung; ſondern auch reif und ſicher über die Bedürfniſſe und Beſorgniſſe des Mädchens erhaben ſein. — Henriette iſt ſo ſehr Jungfrau, daß die bloße Magie ihres Umgangs ſogar die beiden muntern, jungen Weiber wieder in Junfrauen verwandeln kan (Th. 1. S. 9.); ſo wie ein rechter Profet alles, was er berührt, in Offenbarungen und Seher umbildet. (Ergieß. S. 5. 6.) Henriette verſchweigt Woldemar'n das Verſprechen, das ſie ſich hat abnöthigen laſſen. Sehr jungfräulich mag das ſein; aber es iſt ganz und gar nicht freundſchaftlich: und man muß Woldemar'n Recht geben, daß er ſich dadurch von ihr »getrennt fühlt.«

Mit »Bruder Heinrich« hätte ſelbſt der mistrauiſche Woldemar zu ſolchen Misverſtändniſſen nicht kommen können. Sie ſind ſelbſt für den Zuſchauer ſo quälend, daß er ſich wol jedes Mittel gefallen ließe, welches ihnen auf einmal ein Ende machen könnte, wäre es auch nur jenes populäre, welches ſchon die Homeriſche Kirche dem Odyſſeus vorſchlägt:

»Auf dann, ſtecke das Schwerdt in die Scheide dir; laß dann zugleich uns
Unſer Lager beſteigen, damit wir, beide vereinigt
Durch das Lager der Liebe, Vertraun zu einander gewinnen.«

Ohne Gewalt würden ſie freilich wol alle beide nicht dahin zu bringen ſein, da ſie jeden, der ihnen nur von fern anſinnt, zu thun, was ihnen Blutſchande und Sünde wider die Natur ſcheint, ſo ſchnöde anlaſſen und ſo innig bemitleiden. »Der Nebel« (Th. II. S. 75.) wäre dann wohl zerſtreut, aber zugleich auch der ganze Roman eher geendigt, als er noch angefangen hätte. Auf W's. und H's. gegenſeitiger Unheiratbarkeit (bei einer ſo außerordentlichen Sache darf man ſich auch wol ein außerordentliches Wort erlauben) beruht das Ganze: mit ihr ſteht und fällt die Einzigkeit ihres Einverſtändniſſes und Misverſtändniſſes. Da der Dichter ſie nicht motiviren konnte, war er genöthigt, ſie zu poſtuliren, und durch ſchneidende Machtſprüche die Fragen, welche er nicht zu beantworten vermochte, abzuweiſen. Ein leidiger Nothbehelf! Denn er mag auch einen noch ſo hohen Trumpf darauf ſetzen, ſo wird ihm doch niemand aufs Wort glauben: »daß die Freuden der Gattin und Mutter ſich im Mitgefühl höher ſchwingen, als im eignen« (Th. I. S. 9. 10.). — Schade iſts, daß H's. Liebenswürdigkeit unter ihrer Einzigkeit ſehr leiden mußte! Es fällt dadurch ein Schein von gemeiner Prüderie auf ſie. Vorausgeſetzt, daß Hentiette Woldemar'n wirklich liebt: ſo iſt die Art, mit der ſie ihm entſagt, und ihr Entſchluß, »den Tanten zum Exempel zu leben,« (Th. I. S. 279.) ſehr liebenswürdig und auch ſehr weiblich: denn daß ein Mädchen von zarter Seele bei der geringſten Veranlaſſung, eben aus Liebe dem Beſitz ihres Geliebten entſagt, iſt gar nicht unnatürlich.

Woldemar hat ſehr Recht, wenn er ſagt: »Wir wurden Freunde, wie Perſonen von einerlei Geſchlecht es nie werden können« (Th. II. S. 49.);

wenn er aber hinzusetzt: »und Personen von verschiedenem es vielleicht nie waren;« so ist das nur eine leere Anmaßung, wozu ihn allein die Wuth, einzig zu sein, verführen konnte. Die Tendenz, ihr Wesen, ihre Thaten und ihre Verhältnisse für sich und unter einander außerordentlich, seltsam, sonderbar und unbegreiflich zu finden, ist eine karakteristische Familienähnlichkeit der Jakobischen Menschen. Keiner ist aber von diesem Hange so ganz besessen, wie Woldemar. Er kan auch nicht einmal einen umgeworfnen Korb mit seiner Freundin aus dem Quark heben, ohne sich in Anbetung ihrer (und also auch seiner) Einzigkeit zu ergießen. — Wahrlich, es vergeht nicht leicht ein Tag, an dem nicht solche Freundschaften unter Personen von verschiedenem Geschlecht zu ganzen Hunderten angefangen, vollendet, oder auch durch fremde und eigne Schuld gestört werden: denn nichts ist gemeiner, als eben diese Mischung von Kraft und Schwäche, von echter Liebe und echter Selbstsucht. Auch jene Freiheit mordende, grenzenlose Hingebung, welche Jakobi so oft, bald unmittelbar bald mittelbar, als die schönste weibliche Tugend anpreiset, wiewohl eben sie die Wurzel der Tugend selbst vernichtet, ist gar nichts seltnes; die gewöhnliche Eigenschaft aller Frauen, die gutgeartet sind, ohne sich zur Selbstständigkeit erheben zu können. Das ist es, was W. von seinem Freunde wie von seiner Gattin verlangt; und sein angeblich unerhörtes Ideal von Freundschaft wird nur zu oft in gemeinen Ehen realisirt; innigste Vereinigung auf Kosten der Selbstständigkeit: man könnte es eine übertriebene Ehe nennen.

Nichts ist ungeschickter »Vertrauen auf die Macht der Liebe« einzuflößen, als Woldemar's Beispiel: denn in einem solchen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenstand sei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln, und ein treffender Schaden werden. Die erste der beiden Sentenzen, mit denen das Werk schließt, kan also durchaus das

nicht sein, wofür sie doch so deutlich gegeben wird, Resultat des Ganzen. Aber auch die zweite: »Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor;« ist keine richtigere Folgerung, als die Nutzanwendung so mancher äsopischen und unäsopischen Fabel: obgleich so vieles unmittelbar, das übrige wenigstens mittelbar sich auf sie zu beziehen, und um ihrentwillen da zu sein scheint. Sollte sie auch nur rhetorisch bewiesen werden, so mußte W. Kraft haben, und blos aus Selbstgenügsamkeit fallen. Der Fall eines Menschen, dem man die Gebrechlichkeit so bald ansieht, befremdet und betrübt uns nicht sonderlich. »Woldemar kan,« auch uns Lesern, »das nicht ersparen, daß wir ihn verachten müssen,« und seine Strafe gerecht finden, ohne darum besser von der Knechtschaft zu denken.

Es wird zwar mit unter viel übels von W. gesagt: aber ohne daß es dem Künstler damit ein rechter Ernst gewesen sein kan; denn er hat uns Achtung und Theilnahme für ihn geben wollen, und beides ist er nicht werth. Dorenburg nennt W.'n einen geistigen Wollüstling. So ist es auch mit ihm, aber in einem höhern Grade, als Jakobi es gewollt haben kan: denn jene feine Wollust macht ihn zum groben Egoisten, So genießt er Alwinen, die Lais seiner Seele, liebt sie nicht: es ist wirklich empörend, wie er sich noch freuen darf, daß er sie nur besitze, ohne von ihr besessen zu werden. (Th. II. S. 73.) So braucht er Henrietten, »daß sie ihm seinen alten Traum von Freundschaft deute« (Th. II. S. 38.), zur »Bestätigung, daß seine Weisheit kein Gedicht sei« (Th. II. S. 182.); liebt sie nicht. So steht er da, hingegeben der Befriedigung, die beide ihm gewähren, und läßt sich anwehen von erquickenden, balsamischen Lüften im geistigen, wie im physischen Sinn. Diese Beschaffenheit W.'s verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönste im Buch. Das zarteste selbst wird undelikat, weil es uns seine selbstische Befriedigung malt: so die schöne Schildrung von

Allwinens Liebe nnd Hingebung; so die Art, wie beide Freundinnen sich bemühn, dem Weichling das Leben zu versüßen, und ihm jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der andre so viel für sich thun läßt, der eines solchen Zauberkreises bedarf, um darinn zu existiren. -- Seine Lieben, die so viel Noth mit ihm haben, tragen indessen auch in etwas die Schuld. Warum bestehen sie so hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da sie doch wissen, daß eitel Hochmuth und Lüste in ihm sind? Es ist ein großes Übel, wenn ein Mensch zum Schooßkinde der ihn zunächst umgebenden geworden ist; oft hat er es nur seinen Unarten zu danken, und es vermehrt diese dann. Eigentlich nimmt der Verfasser selbst Antheil an diesem Verzärteln: Woldemar ist auch sein Liebling, und der gemeinschaftliche Mittelpunkt, um den sich alles dreht, mehr als der Zusammenhang des Ganzen erfordern, oder auch nur erlauben dürfte. Alle übrigen scheinen nur um seinetwillen da zu sein; wenn sie nicht für ihn handeln oder leiden, so rathschlagen sie über sein Seelenheil. Wie müßte die Kenntnis davon, die man dem, den sie betrifft, nie ganz entziehn kan, einen gesunden Menschen stören, ihm so lästig fallen? Woldemar'n würde sie nur in seiner Eitelkeit bestätigen, und noch tiefer in Spekulationen über sich selbst verwickeln, zu denen er schon so geneigt ist. Dieses Grübeln ist das beste Mittel, einen ohnehin kranken Geist ganz zu schwächen und zu verderben, wie beständiges Mediziniren den Körper entnervt. Kein Wunder, wenn der Pazient zuletzt so gefährlich wird, daß die berathschlagende Familie sich stillschweigends permanent erklären muß, wie ein Senat, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Das pedantische dieser Szene würde recht anschaulich werden, wenn man eine Zeichnung dazu machen wollte: man nähme die Figuren und setzte sie um einen Tisch, wie im Orbis pictus, über den ein Auge im Dreieck schwebt.

Vielleicht erläuterte dieses sogar manche Dunkelheiten.

Ein entscheidender Beweis für W.'s Schwäche ist die Leere des Mannes, die in seinen Briefen, dem schwächsten Theile des Werks, vorzüglich sichtbar wird. Was sich vom Genuß der schönen Natur »einsalzen und in Rauch aufhängen läßt, ist so schwach und so schwindelnd!« Woldemar aber, der nur da rastlos thätig erscheint, wo man nicht den geringsten Widerstand findet, in den Räumen der Einbildungskraft, macht sich ein angelegentliches Geschäft daraus, seine Gefühle aufs sorgfältigste zu registriren. Er geht in seinen häufigen Naturbeschreibungen gleichsam auf die Jagd nach himmlischen Empfindungen aus. Sein armes Herz kan nur im Irrthum genießen. Mühsam muß er erst das Todte um sich her beleben, um durch eine künstliche Teuschung seine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweise rinnen. Er ist genöthigt, die Einzelheiten der schönen Natur so aufzuzählen, daß die Darstellung eines Tages, eines Auftritts oft mehr die Geschichte des Wetters, als des Herzens ist: überall tritt ihm nur der unfruchtbare Begriff des Unendlichen entgegen, dessen eingebildeter Genuß so undarstellbar ist, als es selbst. Durch das lange Ausspinnen einer einförmigen Verzückung mußte auch ein genialischer Schriftsteller in gemeine Empfindelei versinken: denn nur diese kan »Pappeln das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung durchfahren,« und den »Unermeßlichen zu sich ins Gras lagern« lassen (Th. II. S. 19. 20.). Welche innre Fülle offenbart sich dagegen in Werthers Verkehr mit der Natur; er mag sie nun mit der warmen Liebe eines jungen Künstlers umfassen, oder das Drängen seiner Brust an ihrem Busen aushauchen, oder für seine Leidenschaften gefährliche Nahrung aus ihr saugen!

Ein so verfehlter Held, wie W. thut sehr wohl, sich lieber unter das Joch irgend eines Gehorsams zu beugen, als sich kraft seines sittlichen Genies

zum allgemeinen Gesetzgeber für die Kunst des Guten zu konstituiren. Daraus ergiebt sich denn die Nutzanwendung: »Wer sich auf ein eigensinniges, verzärteltes Herz verläßt, ist ein Thor.«

Das Poetische ist im Woldemar offenbar nur Mittel: denn wenn ein Werk nicht selten die höchsten Erwartungen des Schönheitsgefühls und des Kunstsinnes befriedigt, öfter aber und grade in der Zusammensetzung des Ganzen die ersten Gesetze des Geschmacks beleidigt, so darf man voraussetzen, daß Schönheit und Kunst hier nicht vernachlässigt, sondern einem höhern Zwecke mit Bedacht aufgeopfert sei; auch nennt Jakobi die Absicht des Werks eine philosophische, Betrachten wir nun den Woldemar nach dieser Andeutung als ein philosophisches Kunstwerk: so ist die Häßlichkeit des Hauptkarakters, die folternde Peinlichkeit der Situazionen, und die Dissonanz am Schluß kein Tadel; selbst die Unwahrscheinlichkeit der Hauptbegebenheit ist verzeihlich, wenn dies nur auf die Evidenz des endlichen Resultats keinen Einfluß hat: denn der Naturkündiger braucht keinen Ekel zu schonen, und der Wißbegierige muß auch den Anblick sezirter Kadaver ertragen können: aber wir erwarten dann auch eine vollständige philosophische Einheit, welche nur aus der durchgängigen Beziehung auf ein befriedigendes philosophisches Resultat entspringen kan. Darnach suchet man im Woldemar vergebens; und da die Art durch die Einheit und den letzten Zweck bestimmt wird, so ist er streng genommen, kein philosophisches Kunstwerk: denn jene triviale Bemerkung kan doch unmöglich für ein philosophisches Resultat gelten. Wie könnte sie überhaupt das Ziel einer solchen Laufbahn sein? Wie einem solchen Aufwand von Tiefsinn, Scharfsinn, Geist, Beobachtung und Studium lohnen? Es wäre, als wollte man eine Feder durch einen Krahn mühsam emporwinden. — Die große Ungleichheit des Werths der einzelnen philosophischen Stücke bestätigt die Vermuthung, daß auch die Philosophie

hier nur als Mittel gebraucht werde. Findet man in einem und demſelben Werke neben Stellen, die des größten Denkers würdig wären, Misverſtändniſſe, Uebereilungen, Verworrenheiten, die man einem gemeinen und geſunden Kopfe nicht verzeihn würde: ſo muß man vorausſetzen, daß Wahrheit und Wiſſenſchaft hier nicht letzter Zweck ſei, ſondern einer höhern Abſicht mit Bedacht aufgeopfert werde.

Aber welche Art von Einheit iſt denn nun in dem ſonderbaren Werk, welches ſich unter keine Kategorie bringen läßt, in dem man indeſſen doch einen gewiſſen Zuſammenhang ſo unleugbar fühlt? Offenbar nur eine Einheit des Geiſtes und des Tons; eine individuelle Einheit, welche um ſo begreiflicher wird, je mehr man mit dem Karakter und der Geſchichte des Individuums, das ſie hervorbrachte, bekannt iſt. Daß die vom Verfaſſer ſelbſt ſehr beſtimmt aufgeſtellte angeblich philoſophiſche Abſicht des: »Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, aufs gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen;« ſo objektiv klingt, darf uns nicht irre machen: denn wenn es auch nicht der erſte Blick auf das Werk ſelbſt lehrte, ſo würde es ſchon aus der Erläuterung, und Entſtehungsgeſchichte jener Abſicht in der Vorrede zum Allwill erhellen: daß hier unter »Menſchheit« nur die Anſicht eines Individuums von derſelben verſtanden werde; und daß es alſo eigentlich heißen ſollte: »Friedrich-»Heinrich-Jakobiheit, wie ſie iſt, erklärlich »oder unerklärlich, aufs gewiſſenhafteſte vor Augen »zu legen.«

Wer alſo den Geiſt des Woldemar verſtehen will, ſo weit dies möglich iſt, muß Jakobi's ſämtliche Schriften, und in ihnen den individuellen Karakter, und die individuelle Geſchichte ſeines Geiſtes ſtudiren. — Vielleicht findet man hier noch mehr, als man ſuchte; ſichere Auskunft nehmlich über eine Einheit der Tendenz im Woldemar, auf die man zwar; ſo lange man ihn iſolirt be-

trachtet, einigermaßen rathen, aber auch nur rathen kan. Es ist, als ob das Buch gegen das Ende dem Leser verstohlen zuwinkte, und sich gleichsam zu ihm neigte, um ihm »das rechte — ins Ohr zu sagen« (Allw. S. 100); oder auch nur mit bedeutendem Blick und leisem Fingerzeig auf einen geheimen einzig sichern Pfad nach »jener Freistäte der Weisheit, wo der Mensch dasselbe will, und nicht will,« deute, wohin »keine offene Heerstraße« führen kan (Th. II. S. 176.)

Zwar pflegen Jakobi's Werke überhaupt, wenn sie den Uneingeweihten durch mancherlei Irrwege endlich bis an die Schwelle des Allerheiligsten geführt haben, sich gern in ein räthselhaftes Schweigen zu verlieren, oder einige in ein imposantes Dunkel gehüllte Worte hinzuwerfen; doch hat er einigemal, vorzüglich in polemischen Schriften, wenigstens mit mehr Klarheit und Umständlichkeit die lezten Resultate seiner Philosophie enthüllt: denn gleich jenem alten Proteus scheint auch er nur gezwungen Rede zu stehn, und zu weissagen. So viel er aber auch noch verschweigen mag, so hat er sich doch über die erste Veranlassung seines Philosophirens so offenherzig, und über die lezten Gründe seiner Philosophie so bestimmt geäußert, daß über das herschende Prinzip derselben gar kein Zweifel übrig bleibt.

Die erste subjektive Bedingung alles echten Philosophirens ist — Philosophie im alten Sokratischen Sinne des Worts: Wissenschaftsliebe, uneigennüziges, reines Interesse an Erkenntnis und Wahrheit; man könnte es logischen Enthusiasmus nennen; der wesentlichste Bestandtheil des philosophischen Genies. Nicht was sie meinen, unterscheidet den Philosophen, und den Sophisten: sondern wie sie's meinen. Jeder Denker, nur den Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsezt, sie zu seinen Zwecken eigennüzig misbraucht, ist ein Sophist; mögen diese Wünsche,

und Zwecke so erhaben sein, und so gut scheinen, als sie wollen.

Der elastische Punkt, von dem Jakobi's Philosophie ausging, war nicht ein objektiver Imperativ, sondern ein individueller Optativ. — Schon in seiner Kindheit konnte er sich mit Vorstellungen von Ewigkeit und Vernichtung bis zur Ohnmacht und Verzweiflung ängstigen (Br. üb die Lehre des Spin. 15 f. 328 folg.) Die Liebe zum Unsichtbaren, Göttlichen war der herschende Affekt im Busen des feurigen und eben so weichherzigen Jünglings; die Seele seines Lebens. Ohne diese Liebe schien es ihm unerträglich zu leben, auch nur Einen Tag (Allw. S. XIII. XIV. Ideal. S. 72.) Das Unsichtbare war ihm nicht Triebfeder und Leitfaden wackrer Thätigkeit: sondern »der volle wirkliche Genuß des Unsichtbaren« (Allw. S. 294.) war das Ziel seines ganzen Wesens. Von Natur geneigt, in sich zu versinken und in eignen Vorstellungen zu schwelgen, konnte er zuerst nur durch Mistrauen in seine Liebe und Zweifel an der Realität ihres Gegenstandes bewogen werden, sich aus sich selbst herauszureißen, und nach außen hin thätig zu sein, wo man jeden Schritt vorwärts erkämpfen muß. Er kan die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nicht schlimm genug beschreiben (Ideal. S. 68 - 93); und auch nachher war es fast immer ein Angriff (wie bei den Briefen über Spinosa, dem Idealismus ꝛc.) oder eine Aufmunterung von außen (An G. Wold. vor. Ausg.) wodurch er zu äußrer Thätigkeit gleichsam gezwungen ward. »Ursprüngliche Gemüthsart, Erziehung und Mishandlung herzloser Menschen vereinigten sich, ihm ein quälendes Mistrauen gegen sich selbst einzuflößen« (Spin. 16. Ideal. 70. 72.) Dieß mußte ihn in seinem Glauben irre, und über seine Lieblingsgegenstände ungewiß machen. — »Jene Liebe zu rechtfertigen,« sagt er von sich selbst (Allw. S. XIV.); darauf ging alles sein Dichten und Trachten: und so war es auch allein der Wunsch, mehr Licht

über ihren Gegenstand zu erhalten, was ihn zu Wissenschaft und Kunst mit einem Eifer trieb, der von keinem Hindernis ermattete. — Das klarste Geständnis, daß er die Philosophie nur brauchte; (wie W. Henrietten) zur Bestätigung: »daß seine Weisheit kein Gedicht sei,« brauchte!

Wenn die wissenschaftliche Untersuchung nicht von der gerechten Voraussetzung daß Wahrheit sein soll ausgeht, mit dem festen Entschluß und der Kraft, sie zu nehmen, wie sie gefunden wird, sondern von einer trotzigen Forderung, daß dies und jenes wahr sein soll: so muß sie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen; je nachdem der Untersucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu sprechen. Es ist kein Wunder, wenn das widersinnig endet, was widersinnig anfing. Wer von der Philosophie verlangt, daß sie ihm eine Julia machen soll, der wird früher oder später zu der sublimen Sentenz des Romeo beim Shakespeare:

»Hang up philosophy!«
»Unless philosophy can make a Juliet;«

kommen müssen.

Ist der Denker während er sie suchte, seiner Julia untreu geworden, und hat die Philosophie selbst lieb gewonnen: so überwältigen ihn die Widersprüche, in die er sich verwickeln mußte; er wird ein Skeptiker, ein bedaurenswürdiger Märtirer der Wahrheit: liebt er aber seine Julia von ganzer Seele, und macht sich nichts aus der Wahrheit: so darf er nur durch einen dreisten Machtspruch den Zweifeln Stillschweigen gebieten; er wird glücklich, und hängt die Philosophie.

Jakobi mußte die philosophirende Vernunft hassen: da der konsequente Dogmatismus, nach seiner Überzeugung dem Gegenstande seiner Liebe sogar die Möglichkeit absprach; der kritische Idealismus hingegen, so wie er ihn verstand oder misverstand, demselben nur einen Schatten von Rea-

lität übrig ließ, mit dem er sich nicht begnügen konnte; und doch zeigte ihm die philosophirende Vernunft keinen andern Ausweg. Auch unterscheidet er den Glauben, welchen er als Fundament alles Wissens aufstellt, sorgfältig von jedem Fürwahrhalten aus Vernunftgründen; setzt diese wunderbare Offenbarung dem natürlichen Wissen entgegen. Er trennt die Philosophie von der herabgesetzten Vernunft, und behauptet, Philosophie überhaupt sei nichts anders als was die seinige wirklich ist: der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Aber nur wenn Streben nach Wahrheit und Wissenschaft die Seele dieses Lebens ist, kan der Geist desselben philosophisch genannt werden, ohne jedoch darum eine Philosophie zu sein: keineswegs hingegen, wenn er um einen Lieblingswunsch zu befriedigen, die konstitutionellen Gesetze, denen sich jeder Denker durch die That (wie der Bürger durch den Eintritt in den Staat) unterwirft, nnd unterwerfen muß, ohne Scheu übertritt. — Der polemische Theil der Jakobi'schen Schriften hat großen philosophischen Werth: er hat die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht blos dieses oder jenes Systems, sondern auch der herschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist, und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt; das letzte vorzüglich im Kunstgatten und in einigen Stellen des Allwill. Auch hat er, obgleich er sich nie über den Standpunkt der gemeinen Reflexion erhob, doch unbekanntere Regionen derselben betreten und beschrieben; und der kritische Philosoph, welcher das Vergnügen genießt, das Wahre, was seine Apokalypsen etwa enthalten, deduziren zu können, muß sich nur hüten, dies Verdienst nicht über die Gebühr zu schätzen. Seine positive Glaubenslehre aber kan durchaus nicht für philosophisch gelten. Wäre es ihm nicht blos und allein darum zu thun gewesen, seine Liebe, gleichviel wie, zu befriedigen: so würde er gegen die Vernunft we-

nigſtens das Mitleiden eines großmüthigen Siegers bewieſen haben, nachdem er auf ihre Unkoſten zum Ziele gelangt war. Er hätte ſich unmöglich bei Widerſinnigkeiten, wie eine Anſchauung des Unendlichen, und eine Anſchauung, welche das Zeichen ihrer Objektivität mit ſich führt, und alſo gleichſam geſtempelt ſein muß beruhigen können: beides liegt in der Thatſache des Unbedingten als dem Fundament des Wiſſens. (Die zweite Widerſinnigkeit trifft eigentlich jede Elementarphiloſophie, welche von einer Thatſache ausgeht. — Was Jakobi dafür anführt: »daß jeder Erweis ſchon etwas Erwieſenes vorausſetze« (Spin. S. 225); gilt nur wider diejenigen Denker, welche von einem einzigen Erweis ausgehn. Wie wenn nun aber ein von außen unbedingter, gegenſeitig aber bedingter und ſich bedingender Wechſelerweis der Grund der Philoſophie wäre?) Er hätte es nicht über ſich gewinnen können, offenbare Widerſprüche, Fehlſchlüſſe und Zweideutigkeiten durch genialiſchen Tiefſinn in einzelnen Stellen, durch die vortheilhafteſte Beleuchtung, und ſogar durch Autoritäten vor ſeinen eignen und vor fremden Augen zu verſtecken und zu beſchönigen. War es etwa Furcht, was ihn zurückhielt, weiter zu forſchen? ſonſt wäre es faſt unbegreiflich, wie die Bemerkung: daß die ſogenannte Offenbarung nur in Abſicht auf uns unmittelbar ſei, weil wir das eigentliche Mittelbare davon nicht erkennen;« (Ideal. S. 53.) ihm nicht Veranlaſſung wurde, ſich auf einen höhern Standpunkt der Reflexion zu erheben. — Solche Mittel, ein ſo unverſöhnlicher Haß gegen die philoſophirende Vernunft, verrathen ſchon Mangel an Zuverſicht. Auch ſcheint ihm Grund alles Wiſſens etwas gar Ungewiſſes (Ideal. S. IV. - VI.); und er vermochte ſeine Zweifel nur zu zerſchneiden, durchaus nicht zu löſen (Allw. S. 202 - 308. Ideal. S. 108 Spin. S. 237. S. 252. folg.) Die Wahrheit läßt ſich nun einmal nicht ertrotzen; und wer ſeine Vernunft betäubte, um nur glauben zu dürfen, was ſein Herz

begehrte, endigt, wie billig, mit Mistrauen gegen die geliebte Wahrheit selbst (Allw S. 300. folg.) Wer alle Hoffnung auf die unmittelbare Thatsache einer reinen Liebe in seinem Innern baut, muß in Unglauben, Verzweiflung und Ekel ohne Maaß versinken, so oft Leidenschaft oder Trägheit dem göttlichen Theil seines Wesens etwas hartnäckiger widerstreben; so oft er auch nur die allgemeine menschliche Beschränktheit erwegt; ja so oft er übler Laune, sich und andre anzuschwärzen geneigt ist.

Die allmählich entstandne Gedanken-Masse eines so beschaffnen mit dem Herzen gleichsam zusammengewachsnen Kopfes konnte durchaus nur darstellend mitgetheilt werden (Allw. XV.): und diese Darstellung gerieth im Ganzen genommen so vortreflich, daß sie leicht mehr werth sein dürfte, als das Dargestellte selbst. Zwar ist der noch kein Dichter, welcher nur die Personen einer einzigen Familie ähnlich porträtiren kan: durch die auch unter den größten Künstlern so seltne Gabe, wahre Weiblichkeit in ihren zartesten Eigenheiten teuschend nachzuahmen, und die leisesten Regungen des sittlichen Gefühls tiefer, inniger und äußerst reizbarer Seelen rein und klar darzustellen, kan dieses so beschränkte, blos nachbildende praktische Vermögen indessen doch wol den Nahmen eines poetischen Talents verdienen. Jakobi's echt prosaischer Ausdruck aber ist nicht blos schön, sondern genialisch; lebendig, geistreich; kühn und doch sicher wie der Lessingsche; durch einen geschickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunstsprache des Umgangs, durch sparsame Anspielungen auf die eigentliche Dichterwelt eben so urban wie dieser, aber seelenvoller und zarter. Dieses Genialische entspringt aus eben dem innigen Verkehr der mit einander verwebten und in einander fließenden Empfindungen und Gedanken, welches eine sehr karakteristische Eigenschaft seines Wesens war, und sogar das lenkende Prinzip seines philosophischen Studiums wurde; indem er sich nur an

diejenigen Denker anschloß, welche jene Lebendigkeit alles Geistigen und Geistigkeit aller Lebendigen entweder selbst besaßen, wie Hemsterhuis, Plato, und auf andre Weise auch Lessing und Spinosa, oder durch ihre Meinungen begünstigten, wie Leibniß. Denn was ist Genie anders, als die gesetzlich freie innige Gemeinschaft mehrerer Talente? — Aber freilich war die Verfassung seines Innern nicht echt republikanisch: darum ist er auch nur genialisch, kein Genie. Das theologische Talent herschte mit unumschränktem Despotismus über das philosophische und poetische, die ihm Sklavendienste thun mußten, und konstituirte sich aus eigner Vollmacht zum allgemeinen Gesetzgeber, und Genie (Ergieß. S. 34.) — Jakobi's genialischer Ausdruck kan fragmentarisch scheinen: er läßt oft den Leser eben dann im Stiche, wann seine Wißbegierde bis zum Heißhunger gereizt ist; grade, wann die Erzählung oder Untersuchung »dem Lichte nachzieht, welches sich selbst, und auch die Finsternis erhellt,« wird es nicht selten vor lauter Helligkeit so dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen sehen kan; da regnets dann Gedankenstriche, Ausrufungszeichen, Absätze und vielfache Verschiedenheit der Schrift: aber wenn einer der größten Meister in Prosa seine Zuflucht zu dem Misbrauch nimmt, womit die Letzten des schreibenden Volks ihre Blöße zu bedecken pflegen: so vermuthe ich eher eine ohnehin wahrscheinliche absichtliche Verheimlichung des Allerheiligsten, oder Unvollendung der Gedanken, als Unvermögen und Ungeschick der Darstellung.

Eben diese Lebendigkeit seines Geistes macht aber auch die Immoralität der darstellenden Werke Jakobi's so äußerst gefährlich. Es ist nicht blos müßige Spekulation, deren auch noch so immoralische Resultate dem wahrheitliebenden Philosophen nie zum Verbrechen gemacht werden können: denn Wahrheitsliebe ist die eigentliche Sittlichkeit des Denkers. Nein, in ihnen lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwel-

schwelgerei, eines grenzenlosen Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Die Gegenstände wechseln; nur die Abgötterei ist permanent. — Aller Luxus endigt mit Sklaverei: wäre es auch Luxus im Genuß der reinsten Liebe zum heiligsten Wesen. So auch hier: und welche Knechtschaft ist gräßlicher, als die mystische? Jede förmliche Knechtschaft hat doch Grenzen; jene ist eine bodenlose Tiefe; unendlich, wie das Ziel, nach dem sie strebt, und die Verkehrtheit, aus der sie entspringt. — Andacht, ehrfurchtsvolles Vertrauen auf den Allgerechten, liebevoller Dank zu dem Allgütigen ist der reinste Erguß und der schönste Lohn höherer Sittlichkeit. Aber auch bei diesem, und ganz vorzüglich bei diesem Genuß, ist sparsame Mäßigung und strenge Wachsamkeit nothwendig, damit, was nur kurze Erfrischung nach gethaner Arbeit sein sollte, nicht in Müßiggang ausarte, und die natürliche Trägheit des Menschen die Willenskraft nicht heimlich umstricke, und unterjoche. — Zwar kan die Tugend, wie der Glanz des Lichts durch Spiegel, durch die Rückwirkung ihres eignen Produkts bestätigt und verstärkt werden: aber es ist doch schon äußerst gefährlich, Religion als Mittel der Sittlichkeit, und Krücke des gebrechlichen Herzens zu gebrauchen. Der Weichling vollends, welcher anbetende Liebe als das eigentliche Geschäft seines Lebens treibt, und kein andres Gesetz anerkennt, muß mit seiner bequemen Tugend, welche weder gerecht, noch thätig zu sein braucht, endlich allen Begriff von Willen verlieren und selbst vernichtet in die Knechtschaft fremder oder eigner Laune sinken.

Das Quantum seiner Glaubensfähigkeit bestimmt nach Jakobi's Lehre den Werth des Menschen; und Glaube ist Sympathie mit dem Unsichtbaren (Allw. S. 308.) Da er, trotz der schönen Lobreden auf die angebliche Freiheit, den Willen leugnet; indem er ihn theils mit dem vernünftigen

Instinkt für identisch (Spin. S. XXIX. XXXVIII. Allw. S. XVIII. Anm.), theils für einen »Ausdruck des göttlichen Willens,« für einen »Funken aus dem ewigen, reinen Lichte,« für eine »Kraft der Allmacht,« für einen »Abdruck des göttlichen Herzens in dem Innersten unsres Herzens« (Spin. S. XIV. S. 253. Allw. S. 300.) erklärt: so kan seine Sittlichkeit nur Liebe oder Gnade sein; auch scheint er von keiner Tugend zu wissen, welche Gesetze ehrte, und sich in Thaten bewiese.

Nur lasse man sich durch die scheinbare Anerkennung eines kategorischen Imperativs der Sittlichkeit (Allw. XIX. Anm.) nicht verleiten, von seiner Moral günstiger zu urtheilen: denn aus einem vernünftigen Instinkte, von dem dort allein die Rede ist, läßt sich durchaus nur ein kategorischer Optativ herleiten. Jener Ausdruck hat hier also einen ganz andern Sinn, als in Kants Schriften. Überhaupt muß der philosophische Kritiker sich durch einen Anschein von Ähnlichkeit im Jakobi mit dem, was er etwa für philosophische Orthodoxie hält, ja nicht teuschen lassen. Erlaubt man sich einzelne Äußerungen aus ihrem Zusammenhange zu reißen, so ist es nicht schwer, jedes System, welches man will, in ihm zu finden. Umfaßt man aber alle seine Äußerungen, so dürfte wol die vereinigende Gewalt aller Spartanischen Harmosten, und die verbindende Geschicklichkeit aller Homerischen Diaskeuasten nicht hinreichend sein, diese Gedankenmasse mit sich selbst, oder mit einem leidlich konsequenten System in philosophische Übereinstimmung zu bringen. — Nur eine Philosophie, welche auf einer nothwendigen Bildungsstufe des philosophischen Geistes ein Höchstes ganz oder beinahe erreichte, darf man systematisiren, und durch weggeschnittene Auswüchse und ausgefüllte Lücken in sich zusammenhangender, und ihrem eignen Sinn getreuer machen. Eine Philosophie hingegen, welche nicht etwa blos in ihrer Veranlassung, Ausbildung und Anwendung individuell und lokal, sondern deren Grund,

Ziel, Geſetze und Ganzheit ſelbſt nicht philoſophiſch ſondern perſönlich ſind, läßt ſich nur karakteriſiren.

Sehr wichtig für die Karakteriſtik der Jakobi'ſchen Philoſophie iſt es den Faden zu verfolgen, welcher ſich durch alle Empfindungen und Gedanken, welche ſein Innres nach einander regierten, hinſchlingt; wie ſie ſich aus einander entwickelten, und an einander ketteten. Mit merkwürdiger Gleichförmigkeit kehrt derſelbe Gang in allen darſtellenden, und abhandelnden Werken Jakobi's wieder, wo er ſich ſelbſt folgte, und die Anordnung des Ganzen nicht durch die polemiſche Beziehung beſtimmt ward; und ſelbſt dann ſieht man noch Bruchſtücke und Spuren jenes natürlichen nur geſtörten Ganges. Man vergleiche zum Beiſpiel nur die Gedankenfolge in der Abhandlung über die Freiheit mit der im Woldemar, wo der Faden freilich am ſichtbarſten iſt.

Hier nur einige Grundzüge. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte gewiß einen Hang zur beſchaulichen Einſamkeit erzeugen, der durch die Seelenloſigkeit der Umgebenden leicht verſtärkt werden konnte. Verſunken in ſich ſelbſt mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtſein eines göttlichen Vermögens, eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe in ſeinem Innern gelangen; ſeine Empfindungen davon in Begriffe auflöſen, und dieſe Begriffe nach ſeiner urſprünglichen Unmäßigkeit, die immer Alles in Einem Wirklichen ſuchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der geſetzgebenden Kraft des moraliſchen Genie's, von den Lizenzen hoher Poeſie, welche Heroen ſich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürften. Gefährlicher Indifferentiſm gegen alle Formen; Myſtiziſm der Geſetzesfeindſchaft. Daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zuſammenhang des Verſtandes und des Herzens kennen und ſchätzen konnte: denn für das Klaſſiſche, Schickliche und Vollendete, für

gesetzlich freie Gemeinschaft fehlte es diesem Modernen durchaus an Sinn. Daher ein Ideal von Freundschaft, welches bald Bedürfnis werden, und ihn in die Welt zurücktreiben mußte. Sie konnte einem solchen Herzen nicht anders als schrecklich erscheinen, etwa wie Silly sie darstellt. Hoffnung unbedingter Vereinigung. Vergötterung der Weiblichkeit, wegen der reinen Sittlichkeit der weiblichen Triebe, und des Hanges zu grenzenloser Hingebung; eben so empörend (Th. II. S. 170), wie vorher die Verachtung (Th. II. S. 39.) wegen vermeinter Unfähigkeit zur Begeisterung der Liebe. Teuschung jener Hoffnung. Nichtigkeit aller menschlichen Liebe. Verzweiflung. Unendliche Verachtung (Th. II. S. 250.) Rückkehr zur Einsamkeit und Liebe zu Gott. Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Kolorits giebt, ist Überspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objekts der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus. — Das Streben nach dem Unendlichen sei die herschende Triebfeder in einer gesunden, thätigen Seele: eine Reihe großer Handlungen wird das Resultat sein. Gebt ihr noch ein eben so mächtiges Streben nach Harmonie, und das Vermögen dazu: so wird das Gute und das Schöne sich mit dem Großen und Erhabnen zu einem vollständigen Ganzen vermählen. Setzt aber jenes Streben nach dem Unendlichen ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchst rege und zart, aber gleichsam unendlich verletzbar ist: und sie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengesetzten, ohne welche die größte, wie die kleinste Aufgabe der menschlichen Bestimmung nicht erfüllt werden kan, verfehlen; sie wird zwischen der verschlossensten Einsamkeit und der unbedingtesten Hingebung, zwischen Hochmuth und Zerknirschung, zwischen Entzücken und Verzweiflung, zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft ewig schwanken.

Wenn man, was S. 250. Th. II. von dem überschwenglichen Gegenstande überschwenglicher Liebe gesagt wird, mit den beiden Sentenzen am Schluß vergleicht: so ist es, als würden sie durch ein plötzliches Licht von oben erhellt, oder vielmehr von einem heiligen Stralenkranz wie umglänzt. Die Vergleichung mit allen andern Jakobischen Schriften setzt diese Vermuthung außer allen Zweifel: denn es herscht in ihnen nicht etwa blos eine zufällige und bedeutungslose Vorliebe für die Terminologie der vornehmen Mystik einiger genialischen Christianer, sondern dieselbe ernstliche Tendenz auf eine unbedingte Hingebung in die Gnade Gottes.

Woldemar ist also eigentlich eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott (Ergieß. S. 34), und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Oebauchen endigen, mit einem Salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit.

---

2) Leipzig in der Dykischen Buchhandlung: Über die Verleumdung der Wissenschaften. Eine poetische Epistel an Herrn Professor Garve, von J. C. F. Manso. 1796. 4. 40 S. (8 gr.)

Schon lange kennt und liebt man in gleichem Grade Herrn Manso's Muse, deren vorsichtiger Gang sich so wesentlich von kalter Korrektheit unterscheidet, ob er ihr gleich auf gewisse Weise ähnlich sieht, und deren nüchterne Bestimmtheit nur solche Beurtheiler, die eine ungebührliche Vorliebe für das Genialische haben, als matte Trockenheit verkennen. Der Geschmack würde sich vergebens bemühen, an dieser Epistel etwas erhebliches auszusetzen, ob sie gleich weder die Fantasie anziehend

beschäftigt, noch das Gefühl lebhaft erregt, welches eben bei einem lehrenden Gedichte dieser Art geschmackwidrig gewesen wäre. Auch darin zeigt sich Hrn. Manso's unbestechlich richtiges Urtheil, daß er sich der Kühnheit enthalten hat, neue Sätze vorzutragen, da das neue bei einem so oft behandelten Thema als der Werth der Künste und Wissenschaften für das Glück und die sittliche Ausbildung des Menschengeschlechts ist, gewiß etwas falsches hätte sein müssen. Man muß gestehn, einen recht entschiednen Verächter der geistigen Ausbildung würden die hier vorgetragnen Gründe schwerlich bekehren; allein Herr Manso schont, nach Horazens Regel, seine poetischen Kräfte, und macht sie mit Fleis geringer als sie sind; und wer nicht schon vom Werthe der Wissenschaften im voraus überzeugt ist, verdient den auserlesenen Genuß gar nicht, das, was ihm in Prosa alltäglich scheinen würde, hier durch die fließendsten Verse und angenehmsten Reime gänzlich verwandelt wieder zu finden. Bei der Geschichte der Wissenschaften seit ihrer Wiederherstellung, welche als ihre beste Rechtfertigung vorgetragen werden mußte, wäre Hr. Manso in Gefahr gewesen, eine versifizirte Kronik zu liefern, wie die bekannten Verse: Charlemagne en huit cents renouvelle l'empire etc. etc., wenn ein echtes Talent sich nicht immer zu helfen wüßte. Konnte gleich in dieser Kürze von der englischen Dichtkunst nichts karakteristisches mehr gesagt werden, als daß

Der Name Shakespear's sich der Dunkelheit entwindet,
Und Milton seinen Ruhm unüberwindlich gründet,

so hat dagegen Hr. Manso die Geschichte der Reformation gar sehr dadurch belebt, daß er Luthern, der in einer Note bemerkten Böhmischen Etymologie des Namens gemäs, mit einem Schwane vergleicht. Das Feuer und der Nachdruck, womit er einen so undichterischen Gegenstand, als Petrarka's Geist, seine Liebe und Poesie darstellt, durfte nicht

größer sein, wenn es nicht in ekstatische Begeisterung übergehen sollte.

Zuerst erwacht Petrarch, und forscht und wählt, geleitet
Von einem Gott, der sich und seiner Kraft vertraut,
Den Pfad ins Alterthum, und schreitet
Vor seiner Zeit voraus, die, staunend, nach ihm schaut.
Ihn wecket Maro's Geist, ihn wärmet Plato's Feuer,
Und Liebe bildet ihm den Mund.
In schmeichelnden Gesang ergießt sich seine Leier,
Und thut Italien, was er empfindet, kund.
Sanft wird der Sprache Klang, der Ausdruck voll und rund,
Und Phöbus steht und horcht, entzückt, den neuen Tönen,
Und schwört, der Welschen Lied mit ew'gem Ruhm zu krönen.

Mit eben solcher Kraft und Kunst wird diese poetische Litterargeschichte bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt. Nur wünschten wir, der Dichter wäre noch einen Schritt weiter gegangen, und hätte die wohlthätigen Resultate der Wissenschaften und Künste für die sittliche und politische Welt gezeigt, da er jetzt innerhalb ihrer eigenen Grenzen stehen bleibt, und eigentlich nichts beweist, als daß die Kultur den Geist kultivirt. Es ist traurig, daß die, S. 12 gegebene, Schilderung des Zeitalters, dem sie ein Ende gemacht hat, bis auf zwei, die Hierarchie betreffende Verse, nur noch allzusehr auf das unsrige paßt. Auch ist es keine erfreuliche Betrachtung, daß der Verfasser S. 33. sich mit der Behauptung begnügen muß, in Athen und Rom sei die zugleich mit der Kultur einreißende Verderbnis nicht durch dieselbe verschuldet, da sie auf der andern Seite auch nicht im Stande war, sie abzuwehren. Was hilft es, zu erinnern, daß patrioti-

ſche Bürger wie Lälius und die Scipionen die Wiſſenſchaften ehrten, wenn man nicht vergeſſen kan, daß Tiberius ein Mann von der gründlichſten Bildung des Geiſtes, und Nero ein recht leidenſchaftlicher Bellettriſt war? Vorzüglich betrübte den Rezenſenten die Schilderung, welche von den neueſten Verirrungen des Geſchmacks in unſerm Vaterlande entworfen wird, ſo daß er alles aufſuchte, was ihren Eindruck ſchwächen konnte. Bei den Zeilen:

Schwerfällig wandelt die Geſchichte:
So beuget ſie die Laſt von Perlen und Geſtein,

überredete er ſich, Hr. Manſo habe die erſt neulich erſchienene Fortſetzung der Schweizergeſchichte, oder vielleicht die Werke des modernen Tacitus, eines Mannes, der an einfacher Größe den alten Geſchichtſchreibern näher kommt, als irgend ein Neuerer, überhaupt noch nicht kennen gelernt. Bei den darauf folgenden Zeilen:

Und ihre Pflegerin, geſandt zum Unterrichte,
Die Weisheit, die vordem mit offnem Angeſichte
Einherging, hüllet ſich in ſieben Schleier ein,

erinnerte er ſich ſogleich, an wen die Epiſtel gerichtet iſt. Herrn Manſo, der in der Geſchichte der Philoſophie ſo bewandert iſt, kan es unmöglich entgangen ſein, daß alle tiefen Denker vom Ariſtoteles bis auf Spinoſa und bis auf die jetztlebenden, von ihren Leſern Anſtrengung haben fordern müſſen, und daß immer nur flache Populärphiloſophie allgemein faßlich gelehrt wurde und noch wird. »Die Einfalt,« heißt es weiter:

Die Einfalt ſteht mit ſcheuer Miene
Und trübem Blick, und flieht zum Throne der Kritik.

Wenn unter dem Throne der Kritik, wie es faſt ſcheinen will, gewiſſe Zeitſchriften verſtanden werden, deren Verfaſſer ſich ſelbſt nicht ſelten als die Kritik

personifiziren, so mag die Einfalt erst wohl überlegen, was sie thut. Sie möchte übel ankommen.

X.

Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen; Sechstes Stück. I. Benvenuto Cellini, Fortsetzung. II. Die Zauberin, Theokrits zweite Idylle. III. Szenen aus Shakespeare's Sturm. IV. Ein Nachtrag zu der Untersuchung über Idealisten und Realisten. Aus Platons Theätetus. V. Das Geständnis. VI. Unbenutztes Wissen. VII. An Cäcilia (aus dem Englischen). VIII. Der neue Orpheus.

Nichts kan verschiedner sein, als die Gegenstände, der Zweck und die Art der Darstellung in den drei ersten Nummern; und doch haben sie alle etwas gemein: naive Wahrheit; jede versetzt uns in eine eigne Welt, die uns entweder durch das kräftigste Leben beschäftigt, oder durch stillen Reiz an sich zieht, oder durch hohe Schönheit bezaubert.

Benvenuto Cellini besteht immerfort alle gefährlichen und lustigen Abenteuer seines bunten Lebenswandels mit der Kraft und Geistesgegenwart eines Bravo, und mit der Gewandtheit eines Tausendkünstlers; beichtet Gutes und Böses mit derselben schalkhaften Treuherzigkeit. Er vereinigt das wilde, rasche Feuer eines Degenknopfs und lockern

Gesellen, die Prahlsucht eines Avantüriers mit dem emsigen, ausdauernden Fleis eines ehrgeizigen Virtuosen, mit dem Leichtsinn eines Kindes, und mit der Offenheit und Zuversicht eines biedern Mannes. Vornehmes und gemeines Gesindel; Päbste und Banditen; Schwarzkünstler und Kupplerinnen; Kardinäle und Kurtisanen malt er mit groben, aber mit den kräftigsten Farben, zwar von einem niedern Standpunkt, aber wie aus dem Leben gestohlen. Sehr belustigend ist sein Liebeshandel mit der Sizilianerin, besonders das plötzliche Ende. Eben so belustigend sein Verkehr mit dem Schwarzkünstler, und sehr karakteristisch seine Ehrfurcht vor demselben. Sein Trotz gegen den Pabst, und die naive Dreistigkeit, mit der er Sr. Heiligkeit ihr großes Unrecht zu Gemüthe führt, ist beinahe edel. Freilich können auch nur häufige und entschiedene Züge von natürlichem Edelmuth mit Benvenuto's Rohigkeit und Ausschweifungen aussöhnen, weil diese doch nur dem Bravo angehören, und mit dem Talent des Künstlers in wenigem oder gar keinem Zusammenhange zu stehn scheinen. Das Naive seiner Erzählung, so belustigend es auch ist, reicht doch allein nicht hin, ein lebhaftes Interesse für seine Person zu erregen, weil es weder aus Unschuld noch aus Größe entspringt.

Vielleicht athmet kein andres Werk der sizilischen Muse so heiße Leidenschaft, wie der lyrisch-epische Monolog des Theokrit: Die Zauberin. Der Reichthum an bedeutenden und lebendigen Zügen im erzählenden Theil des Gedichts, diese reizende homerische Umständlichkeit lindert den schmerzlichen Eindruck jener klagenden Akzente, welche aus der innersten Tiefe eines, von unbefriedigter Glut verzehrten, weiblichen Herzens so voll und laut hervordringen, mit denen das Ganze beginnt und endigt, und in die auch die Erzählung immer wieder zurückfällt. Ganz unverkennbar ist in dem Jüngling die eigenthümlich Dorische Mischung von Härte und Zartheit, von derber Rohigkeit und der weich-

sten Bildung. In frölicher Kraft schreitet der Schöne einher, wie er dem Mädchen zuerst erscheint; mit Zuversicht tritt er in das Gemach der Liebeskranken, setzt sich breit, und redet gar naiv über ihr Zuvorkommen: doch vergilt er diesen Übermuth bald durch die süßesten Schmeicheleien und Liebkosungen. — So adelt echte Kunst auch gemeine Natur, nackte, unverhohlne Sinnlichkeit!

Wenn man unmittelbar nach diesem Stück: die Szenen aus Shakespeare's Sturm liest, so fühlt man, so abstechend wie nur immer möglich, den Unterschied zwischen blos verschönernder Nachahmung des Wirklichen und Gegebenen, und selbstständiger Darstellung einer, durch die Schöpferkraft des Dichters hervorgezauberten, Welt. Und welch' eine Welt, die das Höchste und Tiefste der Menschheit umfaßt? Man versinkt in Bewunderung und Liebe, wenn man erwegt, wie derselbe Künstler, welcher sich mit dem kühnsten Schwunge bis an die äußersten Grenzen der menschlichen Natur wagen durfte, und im Kaliban den schmutzigsten Auswurf seiner Gattung noch mit Wahrheit darzustellen vermochte, dennoch auch im Allerheiligsten des menschlichen Herzens so zu Hause, und mit der Unschuld so innig vertraut war, wie seine Darstellungen der Miranda, des Ferdinando und Prospero beweisen.

Übersetzungen, welche in ihrer Art so vollendet sind, wie II. und III., lobt man am besten, wenn man ihrer, als Übersetzungen, gar nicht erwehnt, nur das Werk selbst genießt oder erforscht, und sich erst hintennach mit Dank an den erinnert, welcher es zuerst auf deutschen Boden verpflanzte.

Die Übersetzung aus dem Plato IV. ist, im Ganzen genommen, lesbar; aber doch etwas weitschweifig, und auch nicht frei von ganz verfehlten Ausdrücken; wie Kameradschaften (für ἑταιρεῖαι, Faktzionen, politische Klubs) und Orden (für das schöne χορός, welches hier beibehalten werden mußte), wovon das erste gar keinen bestimm-

ten, das letzte einen durchaus falschen Sinn giebt. — Auch die Überschrift ist etwas ungerecht gegen die Realisten, da die Schilderung, welche Sokrates im Gegensatz mit dem echten Philosophen von durchaus eigennützigen Rhetoren und Demagogen entwirft, doch nur die niedrigsten ihrer Gattung trifft. Es wäre, als wollte man das Bild eines Fantasten einen Beitrag zur Karakteristik der Idealisten nennen. — Überdem gilt die Vergleichung des Platonischen Sokrates nur für sein Volk und für seine Zeit, und müßte theils erweitert, theils beschränkt werden, um allgemein wahr zu sein. Alle, welche nach dem Göttlichen streben, scheinen denen, die an der Erde kleben, rasend oder einfältig; beide Gattungen leben in einer eignen Welt, und wissen sich nicht zu benehmen, sobald sie diese verlassen. Dies gilt vom Solon, Aristides und Timoleon, vom Sophokles nicht weniger, als vom Sokrates. Weil aber bei den Griechen der unbedingte Werth der Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Freiheit, die Heiligkeit des Schönen öffentlich anerkannt war: so sonderten sich hier die, welche an Ideen hingen, von denen, die an der Materie hingen, nicht so schneidend ab, wie die griechischen Philosophen wirklich thaten, und thun mußten, wenn sie ihre Würde rein bewahren wollten. Sie entzogen dadurch auch der Menschheit nichts: denn die griechischen Staaten waren doch nicht zu retten, und allgemeinere Verbreitung philosophischer Bildung war durchaus unmöglich. Bei den Neuern hingegen, wo alles Gute von Wissenschaft und Aufklärung ausgeht, wo ihr unbedingter Werth wenigstens überwiegende, wenn auch noch nicht öffentliche Meinung ist, ist es eine heilige Pflicht des Philosophen, sich wenigstens in so weit unter den Haufen zu mischen, als es die Beförderung dieses großen Zwecks erfordert, und sobald sich nur eine Möglichkeit zeigt, daß das Gute in den Staaten die Oberhand behalten könne, darf und soll er auch politisch thätig sein, wenn es sonst schicklich ist.

Das Geständnis V. ist ein in Gährung gerathener Vorrath von Kunstwörtern der Empfindelei; dazwischen genugsame, rein prosaische Brocken, und einige Erinnrungen an Klopstock. Nichts kan unweiblicher und unzarter sein, als Theano's lange Beschreibung einer Umarmung und der Wallungen ihres Bluts in dem Liede, wo sie ihre Gegenliebe zuerst gesteht.

---

2) Berlinische Monatsschrift, Februar bis Julius 1796.

Februar. Die Hauptaufsätze dieses Stücks sind statistisch. Der eine betrifft die neuesten Unruhen im Kanton Zürich, wovon mehrere interessante Aktenstücke abgedruckt sind; der andere giebt Handelslisten aus der Ostsee vom Jahr 1795 von Königsberg, Elbing und Danzig. Im Maistücke folgen auch die Ausfuhrlisten von Stettin in einem Nachtrage. Sonst noch ein gutgemeinter Aufsatz über die Erwerbschulen von Herrn Prof. Thym, und ein Gedicht von K. Witte.

März. Außer einer Übersetzung von drei Liedern des Anakreon, die von Hrn. Gleim herrührt, ist das Stück statistischen Inhalts, wie 1) Staatswirthschaftl. Einrichtung im Hohenlohischen. Es betreffen diese Nachrichten den neuensteinischen Landesantheil. Jeder wird die schönen landesväterlichen Verordnungen mit Vergnügen lesen. 2) Signor Dottore della Lena. Dieser Scharlatan wird entlarvt, und nebenbei noch einiges über den ihm ähnlichen Wundermann Antonio Franchi beigebracht. 3) Berlinische Geburts- und Sterbelisten. Ein sehr lehrreicher Aufsatz von dem Herausgeber, woraus sich ergiebt,

daß binnen 12 Jahren 4116 (d. i. beinahe der vierzehnte Theil aller Gebohrnen) mehr gestorben, als gebohren sind. Im Jahr 95 sind 2429; 85 aber nur 9 mehr gestorben; 91 sind 664 mehr gebohren. Hr. B. macht sehr interessante Bemerkungen über diese seltsam kontrastirenden Jahre. Fast das achtzehnte Kind ist todt gebohren. Beinahe der dritte Mensch stirbt an einer Brustkrankheit ꝛc. 4) Über die Abgleichung der abgehenden und anziehenden Prediger-Familien, von Herrn Prediger Treumann; 5) Krankenhaus für weibliche Dienstboten in Hamburg.

April. Das merkwürdigste in diesem Stücke ist ein Aufsatz von dem verstorbenen Wessely über Geld und Zirkulazion, wobei zugleich dessen nachgelassene Schriften angekündigt werden; und kleine Beobachtungen über Taubstumme, von D. Eschke. Sonst findet man noch treffende Bemerkungen über Stillings schwärmerische Schrift das Heimweh betitelt, unter der Rubrik: Noch ein neuer Jerusalems-Orden; Proben einer neuen Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles, von Bredow; vier Oden Anakreons von Ramler, und einige andere Gedichte, die nicht viel bedeuten.

Mai. Den Anfang macht ein schöner Aufsatz von Kant, mit der Ueberschrift: Von einem neuerdings erhobenen, vornehmen Ton in der Philosophie. Eine feine Ironie auf einige neuere Platoniker, welche dadurch alles Philosophiren und alles gründliche Denken entbehrlich machen wollen, daß sie mit einer vornehmen Miene von ihrem Gefühl reden, und es als die einzige Grundlage aller echten Philosophie anpreisen. Wer in der philosophischen Litteratur bekannt ist, wird die Winke leicht verstehen. Sonst zeichnen sich noch ein Beitrag über die Sittengeschichte der alten Deutschen; und ein anderer über die Wünschelruthe von Hrn. Meyer, aus.

Junius. Nach verschiedenen Oden des Anakreon von Ramler folgt: Etwas über Feld-Kriegskommissariate und Feldlazarethe Ein sehr einsichtsvoller Rath von Herrn Kriegsrath von Lamotte, der auf Beibehaltung der wichtigsten Beamten für diese Anstalten in Friedenszeiten geht. Dann: Ein neuer Profet in Mecklenburg. Dieser Wundermann ist der Pastor Thube, der mit einer erstaunenden Effronterie künftige Begebenheiten bestimmt. Die Berliner Monatsschrift hat schon so manchen Unsinn dieser Art gestört, und Rezensent wünscht herzlich, daß es ihr auch hier gelingen möchte. Vielleicht wäre dieser Zweck noch sicherer bei denen, die an dergleichen Dinge glauben, erreicht worden, wenn der V. dieses Aufsatzes das Zufällige und Unbestimmte in der Übereinstimmung des Erfolgs mit der ersten Profezeiung gezeigt hätte. Eine Probe von einer Übersetzung aus Macpherson's Geschichte von Grosbritannien, nebst einer kurzen Beurtheilung dieses Werks, und ein kleines Gedicht: An gewisse Grosmüthige, macht den Beschluß dieses Stücks.

Julius. 1) Ausgabebuch König Friedrich Wilhelms des I. als Prinzen. Die Ausgaben können zu manchen Reflexionen Anlaß geben. 2) Die Geburt des Messias; eine Idylle. Lied des Rabbi Gamaliel von K. Boguslawski. Der Messias, welcher hier sehr schön bewillkommt wird, heißt Recht und Friede. 3) Ueber die Ausbildung der Oberfläche der Mark Brandenburg; mit einiger Anwendung auf unsere übrige Erdkugel; von A. F. Krauß. Das Land um die Niederspree ist das höchste des flachen Niederdeutschlandes gegen die Ostsee und dem nördlichsten Theil der Oder hin. Als das Meer sich von diesen Gegenden zurückzog, warf es die aufgewühlten Theile gegen die mehr widerstehenden Gegenden hin, und so wurden die Höhen um Scharlottenburg, Tegel, Hermsdorf, Saarmund ꝛc. gebildet. Nach mehrerem Ablauf

des Meers zeigten sich die höhern Flächen der Teltowischen, Barnimschen und Lebusischen Kreise ꝛc. als Inseln. Späterhin hielt das Ufer des endlich auch hervorgetretenen Havellandes bei Spandau, und die untern Wasser der Elbe das Gewässer noch empor; und gerade eben so hoch schwollen die inzwischen aus dem Meer gebildete Oberspree und Oberhavel nach dem großen See, der sich in viele Arme ausbreitete, und wovon viele kleinere Seen bis jetzt zurückgeblieben sind, welche der Verf. auch namhaft macht. Die Feldsteine sind nach dem V. durch die Flut fortgeschwemmte Felsstücke von den Gebirgen Böhmens, Sachsens ꝛc. (schwerlich möchte wol das Wasser allein diese großen Steine fortgebracht haben, wenn man nicht etwa annimmt, daß sie durch einen Eisgang fortgerissen sind.) Schon diese und mehrere Betrachtungen in dieser kleinen Abhandlung verrathen einen denkenden Geologen; 4) Medizinischer Wunsch über die Journaliere. Der Verf. wünscht, dieses Fuhrwerk möchte nicht um 12 Uhr abfahren, weil dieses der Verdauung der Passagiere beschwerlich ist. 5) Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Dritter Versuch, von Eschke. Eine interessante Fortsezung der in den vorigen Stücken angefangenen Erfahrungen. 6) Bitte an Hrn. Aktuarius Bernhard in Löhner. Ist eine poetische Epistel von E. W. A. Schmidt. 7) Mittel wider den Biß toller Hunde; von der preußischen Humanitäts-Sozietät bekannt gemacht. 8) Etwas über die Bestimmung der Fühlhörner bei den Insekten von A. W. Telge. Der Verfasser sucht durch einige Erfahrungen zu zeigen, daß sich die Insekten dadurch im Dunkeln finden. 9) Nähere Nachricht von dem Krankenhause für weibliche Dienstboten in Hamburg, und 10) Nachricht, die Pockennoth betreffend; von Hrn. Junker. Zwei gleich gemeinnüzige Institute, wovon nur zu wünschen wäre, daß sich das lezztere so gut ausführen ließe, als das erste in Hamburg

schon

schon angefangen hat. Die Sabbeliste von Berlin macht den Beschluß dieses reichhaltigen Stücks.

---

3) Der Genius der Zeit.

Jul. 1796. Außer Gedichten von Schmidt-Phiseldek, Gerning, und A. H. enthält dieses Stück wieder sehr viel interessante Artikel: 1) Über den Weltbegrif der Philosophie. Der Schulbegrif der Philosophie ist, daß sie ein System der reinen Verstandeserkenntnis, oder ein Inbegrif von Grundsätzen sei, welche a priori im menschlichen Erkenntnisvermögen bestimmt sind; ihrem allgemein interessirenden Weltbegriffe nach, ist sie diejenige Wissenschaft, welche die wichtigste Angelegenheit des Menschen, als Vernunftwesens, abhandelt, die über seine moralische Natur und die daraus entspringenden Pflichten und Rechte Auskunft gibt, den Menschen über die Aussichten belehrt, welche die Vernunft ihm in eine künftige Welt eröffnet. Über diese Bestimmungen des Begrifs, stellt der Verf. interessante Betrachtungen an. 2) Wer ist Schuld an dem Sturze eines Staats? von H. L. Bonath. Die Spötter sind Schuld daran antwortet Hr. B., und Pitt wird als Beispiel eines solchen Spötters aufgestellt. 3) Entwickelung des politischen Sinnes einiger Dichtungen der Alten. Von Ebend. a) Götterschwur beim Styx deutet die Natur der Regenten-Verträge an, die nichts sichert, als die eiserne Nothwendigkeit, welche der Styx ist. b) Fama, Schwester der Giganten. Die Erklärung, welche gegeben wird, scheint gezwungen. c) Die Fabel vom Typhon. Sie scheint die verschiedenen Schicksale der Könige und den Gang der Empörungen in Königreichen ausdrücken zu wollen. 4) Richtige Bemerkungen des verstorbenen Königes von Preußen, von H. Die Aufklärung wird darin an-

gerathen. 5) Lemerer, oder Freiheit der Presse. Unumschränkte Preßfreiheit wird vertheidiget. 6) Hingeworfene Gedanken über Freiheit, von A. H. Die Freiheit wird deterministisch erklärt d. h. die moralische Freiheit wird geleugnet. Die Gründe sind aber nicht hinreichend. Der Zweck ist, zu zeigen, daß Aufklärung des Verstandes gut sei; diese aber kan neben der moralischen Freiheit auch bestehen. 7) Zwei Hauptquellen des Verderbens der Menschheit, v. A. H. Sie sind große Städte und Adel. Der Aufsatz ist sehr lesenswerth. 8) Schreiben den Prozeß des Grafen Ruuth betreffend, nebst dem Voto von Hrn. Calonius. Fällt für den Grafen vortheilhaft aus. 9) An Hrn. Lavater in Zürich. Es wird ein niedriger Ausfall auf Hrn. Paulus geahndet. 10) Beschluß der im Jun. 95. abgebrochenen Gedanken: Über die Rez. des Beitrags zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revoluzion in der A. L. Z. Nro. 153 — 154. 1794. Die Beiträge sind schwerlich gegen die Rez. gerechtfertiget. Übrigens sollte kein Mensch ein so lästerliches Urtheil über den andern fällen, als der V. hier S. 919 über Hrn. Rehberg fällt, ohne es bündig zu beweisen. Einem um einer Meinung willen, die der unsrigen widerspricht, schlechte Bewegungsgründe beizulegen, ist, das mindeste zu sagen, unbesonnen. 11) Rezensionen. 12) Verzeichnis der zu Königstein und Erfurt verhaftet gewesenen Klubisten. 13) Suum cuique von Suhr.

August. 1) Die Militärperson. Eine Schilderung aus den philosophischen Schriften des Herrn v. Weiß, welche sagt, wie ein Soldat sein soll. 2) Über den Ton der Gesellschaft in Edinburg. Sehr interessant! Man erfährt blos die guten Seiten von Edinburg. Die Salarien der Universität sind sehr gering nehmlich 50 — 100 Pfund. Aber die Bücher werden berühmten Gelehrten theuer

bezahlt, und die Vorlesungen, die gemeiniglich 3 — 400 Zuhörer enthalten, bringen jede halbjährig 5 — 6000 thl. Über das deutsche Bücherwesen werden zugleich richtige Bemerkungen gemacht. 3) General La Fayette für das Morning Chronicle. Aus dem Englischen. Beschwerden über die üble Behandlung dieses unglücklichen Mannes, und einige interessante Anekdoten über La Fayette, dessen Sohn u. den amerikanischen Kongreß. 4) Merkwürdigkeiten der Zeit. 5) Über die dritte Auflage des Werks: Freimüthige Gedanken über die allerwichtigsten Angelegenheiten Deutschlands, Der Herausgeber äußert hier unter andern seine schon sonst bekannten Gedanken über den Adel. 6) Anzeige der Dänischen Blätter. Scheint ein sehr nützliches Journal zu werden. 7) Schreckliches Schicksal eines Entführten aus Capitain Castigans Sketches and manners of Portugall. Fürchterlich! Aber ist die Sache auch gehörig dokumentirt? 8) Ueber die Konversazion vom Prof. Lange. Ein launiger Aufsatz. 9) Aus einem Briefe aus Paris. Besonders schöne Bemerkungen über Sicards Unterricht der Taubstummen. 10) Noch etwas über Ausgewanderte. Es wird von allgemeinen und unbilligen Urtheilen über sie von dem Herausgeber gewarnt.

Inhalt des achten Stücks.

I. Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris. Erster Brief S. 113

II. Briefe auf einer Reise durch Sachsen nach Franken geschrieben. Erster Brief = 122.

III. Schreiben eines Reisenden an seinen Freund in H**, über Nürnbergs gegenwärtige Lage. Im Jul. 1796. 135

IV. Zwei Epigramme aus dem Theokrit, übersetzt von J. H. Voß. = = = 154.

V. Absagung. Von Herder nach Balde. = 155.

VI. Salomon Geßner. Nach Hottinger. (Fortsetzung) = = 159.

VII. Ueber die Muße. Von Hrn. Professor Garve. = = = 169.

VIII. Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden.

Die allgemeine Religion. Von Ludwig Heinrich Jakob. = = 177.

IX. Neue deutsche Werke.

1) Woldemar. Neue Ausgabe. = = 185.

2) Ueber die Verleumdung der Wissenschaften. Von J. C. F. Manso. = 213.

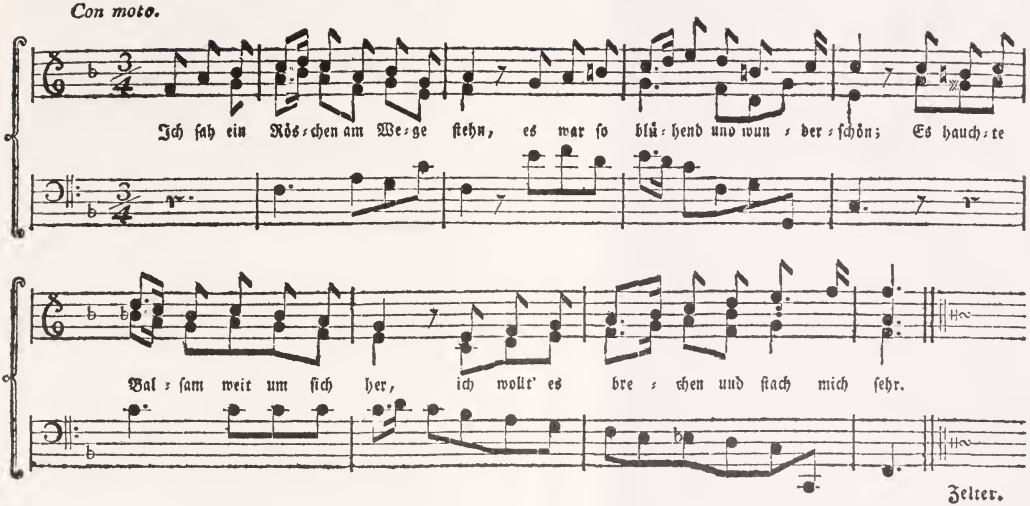
X. Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen. 6 St. = 217.

2) Berlinische Monatsschrift. Februar bis Julius 1796. = = 221.

3) Der Genius der Zeit. Julius und August 1796. = = 225.

Con moto.



Zelter.

Ihr lieben Mädchen,
Dies sing ich euch.
Ihr seid in allem
Dem Röschen gleich;
Ihr lockt durch Schönheit
Uns um euch her,
Und seid dann spröde
Und quält uns sehr.

Doch hört nun weiter,
Was drauf geschehn:
Ich ging von dannen
Und lies es stehn;
Und eh sein Ende
Der Tag erreicht,
War's von der Sonne
Ganz ausgebleicht.

Und nun die Lehre?
Sie ist nicht schwer;
Drum sag' ich weiter
Kein Wörtchen mehr.
Leicht könnt ihr zeigen,
Daß ihr sie wißt,
Wenn ihr nun alle
Den Sänger küßt.

Karl Müchler.

Deutſchland.

Durch ſeine Beugung kanſt Du dem Läſterer
Nicht ſtets entweichen; mächtiger wirkt auf ihn
Ein Gegenſtoß. Fahr' alſo fort, Du!
Tapfer zu handeln, und zu misfallen.
Herder nach Balde.

Neuntes Stück.

I.

Briefe über die Kantiſche Philoſophie an einen Freund in Paris.

Zweiter Brief.

Kant beweiſet, daß die Bewegung und Materie außer uns wirklich ſei.

Ich kan meinen Brief nicht beſſer anfangen, als mit dem poſſierlichen Auftritte, den wir neulich in N..s Garten zu A... hatten. Sie wiſſen, daß die Metaphyſik N***s Steckenpferd iſt, und daß er nicht mit C** zuſammenkommen kan, ohne ihn mit ſeinen Paradoxen zu quälen. Heute nahm er den Zeno in Schuß, und demonſtrirte dem C**, indem wir mit ſehr raſchen Schritten hin und her

gingen, daß die Bewegung schlechterdings etwas unmögliches sei. C** wehrte sich, wie es nur immer möglich war. Aber gewiß hätte er erliegen müssen, wenn nicht N***s Amalie den armen C** glücklich aus der Verlegenheit gerissen hätte. Sie hatte nehmlich schon einigemal zu Tische gerufen, aber die Metaphysiker hatten es in der Hitze ihres Streits verhört. Endlich ging sie näher, und rief ihnen ganz laut zu: »Was machen Sie denn?« und N** erwiederte: »Wir gehen spazieren.« Diese Antwort erweckte in allen, die dem Streite zugehört hatten, ein lautes Gelächter, und niemand war über diesen Ausgang der Sache froher, als C**.

Aber ernstlich gesprochen, müssen Sie doch gestehen, daß C** für diesesmal den Sieg so wenig verdiente, als ehemals Diogenes, der seinen Streit mit dem Zeno durch ein ähnliches Manöver endigte. Denn daß wir uns Bewegung vorstellen, leugnete Zeno nicht, also auch nicht daß wir uns vorstellen zu gehen, ꝛc.; aber er leugnete, daß diese Bewegung etwas wirkliches, von der Vorstellung derselben verschiedenes sei. Und wenn man nur einigermaßen mit dem Streitpunkte bekannt ist; so wird man wohl einräumen, daß der Beweis für die Realität der Bewegung etwas mehr auf sich habe, als Diogenes zu glauben schien. We-

nigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die Gründe, wodurch man ſeit den älteſten Zeiten her bis jetzt, die Realität der Bewegung und der Materie, als von uns verſchiedener für ſich beſtehender Gegenſtände hat darthun wollen, von den ſcharfſinnigſten Köpfen niemals befriedigend befunden worden ſind, und daß gerade der Umſtand, daß man daran verzweifelte, irgend einen hinreichenden Grund für die Realität der Bewegung und der Materie im Raume finden zu können, den Idealismus erzeugt hat, ein Syſtem nach welchem man ſich für berechtiget hält zu glauben, daß Bewegung und Materie, folglich alle äußere Dinge, nichts als bloße Vorſtellungen, und das Äußere bloße innere Einbildung ſei. Dieſer Idealismus iſt bekanntlich die crux der orthodoxen Philoſophie von jeher geweſen, und wer ihn verſteht, wird geſtehen müſſen, daß es nicht allzuleicht ſei, ſie los zu werden.

Kant hat nun gezeigt, daß zwiſchen beiden Parteien ein Misverſtand liegt, indem die Orthodoxen etwas zu erweiſen unternehmen, was ſich nicht erweiſen läßt, und was, recht beſehen, überall nichts iſt, indem ſie nehmlich beweiſen wollen, daß die Bewegung und der erfüllte Raum abſolute, ohne Beziehung auf das Erkenntnisvermögen exiſtirende, Gegenſtände ſind, welches wirklich überall nichts ſagt; die Heterodoxen aber (hier die Idealiſten)

zwar darin recht verfahren, daß sie die Schwächen ihrer Gegner aufdecken, und die Richtigkeit ihrer Gründe darthun; aber daß sie unrecht haben, wenn sie die äußern Dinge mit den Einbildungen für einerlei erklären. Er thut dagegen dar, daß mit unserm Erkenntnisvermögen das Vorstellen eines erfüllten Raums oder der Materie, und folglich auch der Bewegung, wesentlich und ursprünglich verbunden, und daß alle Einbildungen erst abgeleitete Vorstellungen sein, welche das Dasein der Dinge im Raume schon voraussetzen, gerade so, wie es der gesunde, gemeine Verstand behauptet.

Es ist dieses gerade der Hauptpunkt in den Kantischen Werken. Wer ihn richtig gefaßt hat, versteht alles übrige leicht. Man sieht aus seiner Untersuchung aufs deutlichste ein, wie aus der unglücklichen Voraussetzung der spekulativen Vernunft: »daß man durch seine Vorstellungen absolute Gegenstände kennen lerne,« fast alle metaphysischen Verirrungen entstanden sind. Ich kan Ihnen diese Untersuchung nicht in ihrem Zusammenhange vorlegen; Sie müssen ihr in dem Werke des Meisters selbst nachgehen. Aber die Resultate davon will ich kürzlich zusammenfassen. Sie sind folgende.

Kant behauptet, daß wir die Materie, und mit ihr die Bewegung (denn diese ist die Veränderung

der Materie) eben so unmittelbar, als unsere Vorstellungen in uns wahrnehmen, und daß daher das Dasein beider gleich gewiß ist: und da Vorstellungen in Veränderungen in der Zeit bestehen; so zeigt er, daß dergleichen Veränderungen, ohne das Beharrliche im Raume oder die Materie, schlechterdings unmöglich seien, das Dasein der Vorstellungen also in der That das Dasein der Materie schon voraussetze. Sowohl die Vorstellungen als die Materie sind aber nach ihm doch nur etwas Relatives, gewisse ursprüngliche Vorstellungsweisen, wovon uns das Absolute völlig unbekannt ist und unbekannt bleibt. Will man das absolute Ich und die absolute Materie suchen; so wird man sich selbst unverständlich, und findet keines von beiden. Alle unsere reellen Erkenntnisse müssen sich auf dieses Ursprüngliche stützen: dieses begreift alle ihre Gegenstände in sich, die unter einander verglichen, eine große Menge anderer Erkenntnisse geben; aber keine Erkenntnis führt uns über dieses Ursprüngliche (die Materie und Vorstellungen) hinaus, und wenn man etwas zu erkennen vermeint, das sich weder auf Materie, noch auf eine Vorstellung reduziren läßt; so ist dieses eine bloße eingebildete Erkenntnis, wofür niemals ein Beweis möglich ist.

Diese Resultate werden freilich durch eine tiefe,

viel Anstrengung erfordernde, Analysis des menschlichen Erkenntnisvermögens herausgebracht. Aus dieser ergiebt sich, daß das Erkenntnisvermögen bei allen Erkenntnissen gewisse ursprüngliche Geschäfte verrichtet, welche durch die Begriffe Raum und Zeit, Größe, Ursach, Realität, Wirklichkeit, Nothwendigkeit, kurz durch diejenigen Begriffe gedacht werden, welche man bisher Begriffe a priori genannt hat, und welche bekanntlich von jeher der Hauptgegenstand philosophischer Untersuchungen gewesen sind.

Einige meinten, diese Begriffe wären dem Menschen angeboren, und er wäre durch die Natur selbst genöthiget, denselben gemäs zu denken. Andere behaupteten, der Mensch erwerbe sich diese Begriffe erst durch Abstrakzion aus der Erfahrung. Kant zeigt, daß auf diesem Wege die Untersuchung nie zu vollenden ist, weil die Natur dieser Begriffe von beiden Seiten verkannt wird. Beide Parteien suchen nehmlich den Grund oder die Objekte dieser Begriffe in den Dingen an sich, die sie sich als Gegenstände denken, denen ihre Subsistenz ohne alle weitere Beziehung auf das Erkenntnisvermögen zukommt. Die Vertheidiger der angebornen Begriffe setzen eine Harmonie der Gegenstände mit dem menschlichen Erkenntnisvermögen voraus, die sie von Gott selbst ableiten, und wodurch sie die

Übereinstimmung dieser Begriffe mit den Sachen erklären. Die Anhänger der Abhängigkeit dieser Begriffe von der Erfahrung glauben, daß die Mehrheit der übereinstimmenden Fälle und die Gewohnheit der einzige Grund sei, weshalb man diese Begriffe auch auf noch nicht erfahrne Gegenstände anwende. Beide aber meinen, diese Begriffe wären Prädikate der Dinge an sich betrachtet, ohne Beziehung auf unser Erkenntnisvermögen.

Kant hat aber entdeckt, daß diese Begriffe gar nicht in den Dingen an sich ihr Objekt haben, daß ihr Gegenstand nichts ist, als die ursprünglichen Thätigkeiten des Erkenntnisvermögens selbst, die sich natürlicher Weise in allem finden müssen, was dieses vorstellt. Weil man nun diese Begriffe von dem Produkte, d. i. der zu Stande gebrachten Erkenntnis, und nicht von dem, was das Produkt ursprünglich erzeugt, d. i. den ursprünglichen vorstellenden Handlungen selbst, abzog; so irrte man sich auf verschiedene Weise, wenn man ihren Ursprung bestimmen sollte. Man sieht, daß in gewisser Rücksicht beide Parteien, die vor Kant gewesen sind, recht haben. Angeboren können diese Begriffe genannt werden, in so fern ihr Inhalt in dem menschlichen Erkenntnisvermögen selbst, nehmlich in den ursprünglichen Funkzionen desselben liegt; erworben können sie heißen, in so fern man nicht

auf den Stoff oder auf das Objekt dieſer Begriffe, ſondern auf das Denken deſſelben, alſo auf das Vorhandenſein des Begriffs dieſer urſprünglichen Thätigkeiten ſieht. So iſt der Raum und die Zeit nicht erworben, wohl aber die Begriffe davon. Die Größe, Urſache, Realität, Nothwendigkeit ꝛc. ſind nicht erworben, wohl aber die Begriffe davon.

Raum und Zeit ſind urſprüngliche Thätigkeiten, wodurch reelle Gegenſtände vorzuſtellen erſt möglich wird. Quantum, Realität, Subſtanz, Urſache ꝛc. drücken die Gegenſtände und deren Verhältniſſe im Raume und in der Zeit ſelbſt aus. Wenn aber dieſes die urſprünglichen und weſentlichen Handlungen ſind, worauf alle übrigen Vorſtellungen bezogen werden müſſen; ſo iſt es begreiflich, wie ſie nicht nur in allen unſern Erkenntniſſen angetroffen werden, ſondern auch, wie wir den Inhalt ihrer Begriffe von allen für uns möglichen Gegenſtänden fordern und vorausſetzen, folglich durch die Begriffe derſelben unſere Gegenſtände a priori beſtimmen können.

Durch dieſe urſprünglichen Bedingungen, welche allen unſern Vorſtellungen von Gegenſtänden oder Erkenntniſſen zum Grunde liegen, und welche nichts anders, als unſere Gegenſtände ſelbſt ſind, werden nun die Grenzen unſeres Erkenntnisvermögens auf das genaueſte beſtimmt. Es ergiebt ſich

nehmlich, daß der Verſtand und die Vernunft für ſich allein, ohne Hülfe der Sinne, gar keinen Gegenſtand zu erkennen im Stande ſind, und daß daher alle reelle Erkenntnis ein Objekt in den Sinnen haben müſſe; der Verſtand kan nichts thun, als die Verknüpfungen der ſinnlichen Objekte lehren, und dieſe in abstracto denken, aber für ſich keine Vorſtellung von Gegenſtänden liefern.

Dieſer Punkt iſt ſehr wichtig; denn er giebt einen Prüfſtein ab, wodurch erforſcht werden kan, ob unſere Begriffe leere Begriffe ſind, oder ob ſie Erkenntnis bei ſich führen. Dieſe Prüfung beſteht aber darin, daß wir zuſehen, ob der Begriff einen Gegenſtand in der Anſchauung habe, oder nicht. Iſt das letztere, ſo iſt er ein leerer Begriff, und wir erkennen durch ihn kein Objekt. Ob aber ein Begriff in der Anſchauung einen Gegenſtand habe, wird daraus erkannt, daß wir unterſuchen, ob er im Raume oder in der Zeit nach den Regeln der Erfahrung vorſtellbar ſei. Denn dieſe ſind die Bedingungen aller Anſchauungen, und was daher in dieſe Formen nicht paßt, iſt überall kein Gegenſtand der Erkenntnis für uns.

So falſch iſt es alſo, daß Kant die Dinge im Raume leugnen ſollte, daß er vielmehr die ganze Realität der menſchlichen Erkenntnis darauf gründet.

Kant hat das Urſprüngliche und Nothwendige

in der menſchlichen Erkenntnis vollſtändig dargeſtellt. So lange man dieſes in den Dingen ſelbſt ſuchte war das unmöglich, weil man nie wiſſen konnte, was vielleicht künftige Zeiten noch in den Dingen entdecken möchten, und wie ſich deren Inneres in der Folge noch aufſchließen wurde. Wenn aber alles Urſprüngliche und Nothwendige in dem Erkenntnisvermogen liegt, und ohne daſſelbe überall keine Erkenntnis zu Stande kommen kan; ſo darf man nur ſeine Aufmerkſamkeit auf das richten, ohne welches gar kein Erkenntnis und gar keine Vorſtellung eines Objekts für uns möglich ſein würde, und das Geſuchte iſt gefunden. Dieſes iſt der Weg, welchen Kant eingeſchlagen hat.

Sobald wir uns etwas vorſtellen, iſt das urſprüngliche Geſchäft des Vorſtellens ſchon geſchehen. Denn dieſes iſt eine Handlung, die aller Erkenntnis vorhergeht, und worauf ſich alle Erkenntnis erſt ſtützt. Ich beſtimme dadurch erſt alle Objekte. Sage ich alſo, das Licht wirkt auf mein Auge; ſo iſt dieſes ein Urtheil, das ſich ſchon auf die Vorausſetzung ſtützt, es ſeien Gegenſtände (Licht und Auge) im Raume, die in einem Verhältnis der Urſache und Wirkung ſtehen. Mein Urtheil beſtimmt nur das Wie? Sage ich: Ich erhalte dadurch eine Vorſtellung von dem Tone, daß die erſchütterte Luft mein Gehörorgan trifft; ſo nehme ich

ſchon etwas Beharrliches oder Subſtanzen an, die mit einander in Gemeinſchaft ſtehen. Das Urſprüngliche iſt ſchon da, ehe ich anfange zu philoſophiren, und alles Philoſophiren gründet ſich darauf, und beſteht darin, daß ich meine Begriffe bis aufs Urſprüngliche zurückführe. Über daſſelbe hinaus kan ich nicht, ohne in Unverſtändlichkeit zu fallen. Um deswillen, weil alle für uns erkennbaren Gegenſtände durch das Urſprüngliche des Erkenntnisvermögens beſtimmt ſind, heißen ſie Erſcheinungen, Phänomene, und wir können daher keine Dinge an ſich, ſondern nur durch die Natur unſeres Vorſtellungsvermögens beſtimmte Dinge, d. h. Erſcheinungen erkennen.

In Beziehung auf dieſe für uns erkennbaren Objekte, deren Inbegriff Natur heißt, ſetzt Kant folgende Grundſätze feſt, die ſämtlich darauf beruhen, daß durch dieſelben die Vorſtellung eines Objekts durch das Erkenntnisvermögen erſt als möglich gedacht werden kan, und in welchen alle möglichen allgemeinen Geſetze der Natur erſchöpft ſind:

1) Alle Objekte ſind ausgedehnte Größen. Dieſer Satz beruhet darauf, daß alle Objekte im Raume von uns vorgeſtellt werden müſſen, wenn ſie nicht in leere Gedanken verſchwinden ſollen.

2) Alle Objekte ſind Realitäten, und

jede Realität hat einen gewissen Grad, der zu- und abnehmen kan, und mit welchem sie auf die Empfindung einfließt. Dieses ist der Grund aller Wahrnehmung, macht also alle sinnliche Gegenstände erst möglich.

3) Alle Erfahrung ist nur durch eine nothwendige Verknüpfung der Erscheinungen möglich. Diese nothwendige Verknüpfung gehört daher zum Wesen der sinnlichen Gegenstände, weil durch sie erst die Wahrnehmung der Erkenntnis geschieht. Diese nothwendigen Verknüpfungen sind die Gesetze der Erscheinungen, deren es im Allgemeinen drei giebt, nehmlich a) daß die Substanz bei allem Wechsel der Erscheinungen beharre: ohne das Beharrliche läßt sich überall gar keine Erscheinung als möglich denken; b) daß alles, was in der Erscheinung entstehet, folglich alles, was ein bloßes Akzidens ist, eine Ursache habe; und c) daß alle Substanzen, sofern sie im Raume zugleich wahrgenommen werden, in durchgängiger Wechselwirkung stehen.

4) Alles was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnisvermögen auf irgend eine Art verknüpft sein, es sei als blos möglich, d. h. so, daß es denkbar und anschaulich ist; oder als wirklich, d. h. so, daß es mit der Empfindung mittelbar oder un-

mittelbar zusammenhängt; oder als nothwendig, d. h. so, daß sein Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Gesetzen der Erfahrung bestimmt ist.

Kant zeigt, daß diese Gesetze von der Beschaffenheit sind, daß auf ihnen das Denken erkennbarer Gegenstände selbst beruhet, und daß sie eben dadurch von allen erkennbaren Gegenständen ohne Ausnahme gelten müssen. Sie machen die allgemeinen Naturgesetze aus, und ihre allgemeine Gültigkeit beruhet darauf, daß die ganze Natur nur als ein Inbegriff von Gegenständen gedacht wird, deren Natur und Wesen auf der Beziehung, auf Sinneswesen beruhet.

II.

Einige Bemerkungen über Westfalen.

Schon lange bin ich Ihnen auf Ihre Anfrage über den Stand der Kultur in Westfalen eine Antwort schuldig. Was ich so lange aufschob, kan ich, durch manche Umstände verhindert, die nicht hieher gehören, erst izt ausführen. Doch erwarten Sie auch heute nur einige allgemeine Nachrichten,

Miszellaneen, wie ich sie gerade als interessant für Sie ohne Kunst zusammenstelle. — Ich würde wenig Ehre bei Ihnen einlegen, wenn ich den Lobredner der Westfälinger überhaupt machen wollte. Sie wissen längst aus Hamelmann, oder Burkhardt, oder aus Ruhkopfs Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, oder aus Meiners zweitem Theile der Lebensbeschreibungen berühmter Männer, daß im funfzehnten Jahrhunderte insonderheit Westfälinger es waren, welche die in Italien aufgefangenen Stralen der Aufklärung aus diesem Landstriche nach mehrern Gegenden Deutschlands ausbreiteten. Alexander Hegius war aus dem münsterschen Dorfe Hög gebürtig, und erzog in Deventer den Erasmus: Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt im Elsas war ein Paderborner, und Joh. Rivius, der um Sachsens Schulverfassung sich große Verdienste erwarb, aus Altendorn. Gleichwohl vergaßen selbst die Gelehrten dies alles so sehr, daß sogar Justus Lipsius, dieser sonst so trefliche Litterator, ums Jahr 1588 (wenn ich nicht irre) nicht Worte genug finden konnte, seinen Brabançons Westfalen als ein vollkommenes Land der Barbarei zu schildern. Hamelmann, Doman, u. a., die ihm deshalb gewaltig hart zu Leibe gingen, hätten bedenken sollen, daß L. zum Zeitvertreibe diese Briefe als

ein Exerzizium wie ein Rhetor geschrieben habe. L. hatte gerade in Oldenburg Langeweile, und konnte wegen der Unsicherheit der Wege in jenen unruhigen Zeiten nicht weiter reisen. Da fand er in seiner oldenburgischen Kneipe Stoff genug. Überdies hatten ihm die Jenenser und Holländer so hart zugesetzt, wie Sie aus Ihrem Bayle ersehen können, daß es kein Wunder war, wenn er diese Gelegenheit benutzte, seine Galle ein wenig über die Deutschen auszugießen. Alle die platten und pedantischen Vertheidigungen, die, beiläufig gesagt, dem eiteln Lipsius schwer genug ans Herz traten, halfen nichts. Huet, von Bar und Voltaire fielen nachher immer wieder ins alte Gleis. Den letztern mochte auch wol ein kleiner Groll anstechen, den er bei Gelegenheit seiner Begleitung Friedrichs II. in Westfalen gefaßt hatte. Sie erinnern sich unstreitig der Anekdote, daß die westfälischen Bauern, welche dem König damals Vorspann gaben, Voltären für Friedrichs Affen hielten, und ihn als solchen mit ihren Stangen verhinderten, aus dem Wagen zu steigen. Nachher verminderte sich dieses Vorurtheil durch die Menge vortreflicher Köpfe, welche Westfalen für die Wissenschaften und die deutsche Litteratur lieferte: als Jerusalem, Pütter, Möser u. a. Für die Aufklärung selbst entstand hier schon früher als in andern Gegenden Deutsch-

lands manches, was leider nicht fortgesetzt wurde. Der Rektor Hoffmann zu Bielefeld gab z. B. schon 1752 »westfälische Beiträge« heraus, welche mit Recht Beifall fanden, und nicht ohne Wirkung blieben. Er, und der nachherige Richter Consbruch in Herford zeichneten sich rühmlich dabei aus; jener als Humorist und guter Prosaiker, dieser als geschmackvoller Dichter und guter Übersetzer von Racine über die Gnade. Wer kennt nicht Mösers Fantasieen! Nachher kam die Zeit der statistischen Journale, von welchen auch uns Westfälingern eins gewidmet ward. Wenn es nicht mit dem gehörigen Geiste, und der erforderlichen Sach- und Ortkenntnis verfaßt ist, wie Sachverständige einstimmig behaupten; so bleibt ihm doch das Verdienst, Westfalen bekanter im Auslande gemacht zu haben, als es durch Büsching, der uns auch angehört, geworden war. Topographieen wie die Schulenburgische vom Herzogthum Magdeburg, und die Borgstedische von der Kurmark, fehlen uns noch gänzlich.

Unstreitig behaupten die Königl. Preuß. Staaten, in Absicht der Aufklärung und Kultur, in Westfalen den ersten Rang. Viel trägt dazu ihre Lage, mehr der besondre Erwerbgeist und die rege Thätigkeit der Einwohner bei, die von einer guten Regierung unterstützt werden. Die Geldunterstützungen

zungen von Seiten des Hofes fingen erſt unter dem jetzigen Regenten an; denn die 30,000 Thaler, welche Friedrich II. nicht lange nach dem ſiebenjährigen Kriege an die Stadt Bielefeld ſchenkte, zum Erſatz der Plünderung der Bleichen, welche am 14. Januar 1757 von den Franzoſen geſchah, (worüber Sie vermuthlich die Anekdote in der deutſchen Monatsſchrift neulich geleſen haben) kan man wol nicht gut hieherrechnen.

Am blühendſten und volkreichſten iſt die Grafſchaft Ravensberg, in welcher Bielefeld die erſte und wichtigſte Stadt iſt. Durch Zufälle, die nicht diplomatiſch gewiß angegeben ſind, iſt Bielefeld der Sitz eines Linnenhandels geworden, welcher ungemein viel Wohlhabenheit und Bevölkerung veranlaſſet, und kaum einen andern Erwerbzweig neben ſich aufkommen läßt; ſo beträchtlich wird er von Tage zu Tage. In Weddigens Topographie der Grafſchaft finden Sie darüber einen vortreflichen, kenntnisreichen Aufſatz des jetzigen Stadtdirektors Consbruch, unſtreitig das beſte Stück dieſer ganzen Topographie. Es iſt nur zu bedauern, daß es ein Fragment geblieben iſt, und daß vielfache Geſchäfte ihn zu ſehr zerſtreuen, um uns eine Geſchichte der Stadt zu geben. Die Wichtigkeit des geſamten Linnenhandels wird Ihnen ſchon daraus deutlich werden, wenn ich Ihnen ſage, daß durch den-

ſelben nahe an zwei Millionen Thaler in dieſem kleinen Ländchen jährlich im Umlaufe ſind. Rechnen Sie etwas über 20,000 Thaler ab, welche für Leinſamen aus dem Lande gehn mögen, ſo werden Sie ungefehr den Beſitzſtand beſtimmen können. Ich kenne ſo ziemlich den Werth der Häuſer und liegenden Gründe in den übrigen Theilen Weſtfalens: aber in Bielefeld iſt er meines Wiſſens am höchſten.

Für's geographiſche Fach gehört noch die Bemerkung, daß das Holz auch in dieſem Kreiſe, hier mehr, dort weniger, von Jahr zu Jahr theurer wird. Geht dies ſo fort, und hemmt die Regierung den Verfall und Unfug nicht, ſo iſt an einer Völkerwanderung nach Amerika in der Folge gar nicht zu zweifeln. Wo Garniſonen ſind, da wird indeß am ärgſten mit dem Holze gewirtſchaftet. Die Soldaten finden natürlich ihre Rechnung dabei, daß ſie die Erlaubnis haben, wenigſtens zweimal wöchentlich zu Holze zu gehn: da hauen ſie, was ihnen vorkommt, nieder. Gewöhnlich ſammeln ſie ſo viel auf, bis ſie ein volles Fuder haben, das ſie dann an jedem Tage wohlbehalten und unangefochten ins Thor fördern. Die Magiſträte ſehen den Schaden ein, berichten auch wohl, oder rufen die Hülfe des Militärs auf; aber es bleibt bei der alten verderblichen Gewohnheit. Die Obern ſollten

auf alle Fälle ein Einsehen in die Sache haben. Aus diesen Gründen nimmt man seine Zuflucht zu Palliativmitteln, und sucht Torfstechereien und Steinkohlengruben in Aufnahme zu bringen: deren es bekantlich im Fürstenthume Minden und im Bückeburgischen ꝛc. einige recht gute giebt. Unter andern verspricht das Steinkohlenbergwerk zu Dornberg, welches eine Gesellschaft Bielefelder betreibt, große Ergiebigkeit.

Nächst den Königl. Preuß. Staaten Westfalens zeichnet sich das Herzogthum Oldenburg besonders aus. Eine weisere, mildere Regierung giebts nicht leicht. Dafür hat der Herzog aber auch allgemeine Liebe und Anhänglichkeit unter seinen Unterthanen. Alsdann folgen die Lippischen Fürstenthümer. Die kleinern Dynasten machen sich einen guten Tag, und lassen die Sachen gehn wie sie wollen, nach der goldnen Regel jenes Mönches: Sino mundum vadere ut vadit. Daran thun sie auch recht wohl. Wenigstens sind ihre Einmischungen nicht von der besten Art. Ein Pröbchen dieser Art fiel neulich in einer solchen kleinen Dynastie vor, deren Herr, ein Fürst, auswärts lebt. Jemand, der seinen Prozeß vor dem dortigen gewiß sehr treflich besetzten Gerichte nach Urtheil und Recht verloren hatte, war so glücklich gewesen, bei dem Fürsten Ingreß zu finden; — und siehe da!

der Fürſt kaſſierte dies rechtbeſtändige Urtheil aus bewegenden Gründen, ohne auch nur Einen anzuführen. Sie werden den ganzen Vorfall nächſtens in einem vielgeleſenen Journale umſtändlich eingerückt leſen können.

Unter den katholiſchen Staaten Weſtfalens ragt das Bisthum Münſter am rühmlichſten hervor. Nicht, als ob die Regierung der preußiſchen gliche, ſondern weil doch etwas zum Wohle des Ganzen, ohne daß das Intereſſe gerade als Triebfeder anzuſehen wäre, hier gethan wird. Sie werden ſich leicht des edlen von Fürſtenberg erinnern, der ungemein viel zur beſſern Unterweiſung der Münſterländer vorgeſchlagen und in Gang gebracht hat. Nur Schade, daß er jetzt außer Aktivität geſetzt iſt. Das Licht iſt auch den geiſtlichen Eulen zuwider, wie Sie wiſſen!

Osnabrück folgt dann: da gehts auf die uralte Weiſe, und wenn einige dämmernde Punkte oder Streifen hervorſtechen, ſo darf man dieſelben den Proteſtanten dreiſt auf die Rechnung ſetzen.

Paderborn liegt ganz in der Finſternis der prieſterlichen Herſchergewalt, welche kein Licht eindringen läßt, wie Sie ſchon aus der allgemein bekannten Geſchichte des Kapuziners Kraß zu Hildesheim erſehen. Es würde ihm übel ergehen, wenn der frei- und gutdenkende Freiherr von Bra-

beck zu Söder bei Hildesheim sich seiner (eines zur antifürstlichen Partei gehörigen, guten, aber unpolitischen Mannes) nicht angenommen, und ihm in Söder nicht eine Zuflucht verstattet hätte! Sie müssen sich hiebei erinnern, daß Hildesheim und Paderborn einen Herrn hat. Unstreitig ist Paderborn der dunkelste Punkt von Westfalen, in welchem alle Lichtstralen, die aus der Nachbarschaft dahin abgleiten, wie in schwarzem Moder versinken.

Was die Sorge der Regierungen für eine zweckmäßige Ausbildung der Geisteskräfte ihrer Unterthanen anbetrifft, so läßt sich darüber kein allgemeines Urtheil fällen. Einige thun etwas, die meisten nichts. Ich wüßte nicht, daß im preußischen Antheile etwas der Rede werthes in dieser Hinsicht neuerlich geschehen wäre. Eine öffentlich autorisirte Anstalt zur Bildung guter Schullehrer giebts; sie steht aber auf schwachen Füßen: die Einführung des Katechismus werden Sie vermuthlich nicht dahin rechnen. Die allermeisten Lehrer verstehen ihn selbst nicht: ich, für mein Theil, bekenne Ihnen auch ganz frei meine Unfähigkeit dazu; die Kinder müssen ihn also auswendig lernen, womit denn so viel als gar nichts, ja ich fürchte noch etwas viel Schlimmeres ausgerichtet wird. Doch etwas ist jetzt im Werke, das, gut ausgeführt, von großer Wirksamkeit sein wird. Als ich

jüngſt in Geſchäften durch Minden reiſete, erfuhr ich zufällig, daß der Aufſatz eines Ungenannten in den mindenſchen Beiträgen: »Über das Armenweſen,« ein Reſkript vom Hofe veranlaßt habe, über die Ausführbarkeit der darin enthaltenen Vorſchläge zur Errichtung von Arbeitshäuſern, nach dem Muſter der kurmärkiſchen, und über die damit in Verbindung zu bringenden Indüſtrieſchulen, welche in den Städten anzulegen wären, forderſamſt Erkundigung einzuziehen, und demnächſt einzuberichten. Was ſonſt gutes in dieſem Fache geſchieht, das rührt blos von Privatleuten her. Unter dieſen ragt ein Herr von der Reck in der Grafſchaft Mark ganz beſonders hervor, welcher für jene Gegend ein zweiter Rochow geworden iſt. Manchen will zwar der frömmelnde Anſtrich nicht gefallen, den er ſich und ſeinen Anſtalten geben ſoll; allein das Gute, was dieſer gewiß edle Mann mit offenbarer Aufopferung bewirkt, iſt viel zu ſichtbar, als daß dieſer Tadel von Belang wäre. Möchte er nur mehr Nacheiferer finden! Aber wie es in der Kurmark nur Einen Rochow giebt, ſo giebts auch hier nur Einen Reck. Sie müſſen ihn nicht mit einem andern gleiches Namens, auch einem nützlichen Manne in dieſem Fache, zu Bückeburg, verwechſeln. Der, wovon hier die Rede iſt, beſitzt anſehnliche Güter in der Grafſchaft Mark, iſt

ein Bruder des Königl. Preuß. Miniſters und des Kammerherrn zu Berlin, und macht ſeinen Brüdern gewiß Ehre.

Die gelehrten Schulen könnten viel beſſer und nützlicher ſein, wenn man höhern Orts die deshalb geſchehenen Vorſchläge prüfen, und ſie alsdann mit vorſichtiger Rückſicht auf Lokalität ꝛc. ausführen wollte. Soviel mir bekant iſt, hat das Königl. Preuß. Oberſchulkollegium auf uns ſein Augenmerk noch nicht recht gerichtet. Wenn es nach den Buchſtaben in der Regiſtratur gehen ſollte, ſo würden wir wahrſcheinlich die lezten ſein; denn meines Wiſſens hat der König keine Provinz, die ſich mit X, Y, oder Z anfängt.

Der Hauptfehler aller dieſer Anſtalten, die unter dem Namen von Gymnaſien, Lyceen und wie ſie ſonſt heißen, bekannt ſind; — denn faſt jede mittelmäßige Stadt alten Datums, ich meine ſolche, die nicht in dieſem Jahrhundert aus Flecken zu Städten avancirt ſind, hat eine lateiniſche Schule, und keine für Bürger. — Wiſſen Sie, worinn der Hauptfehler liegt? Zunächſt in dem ſchlechten Gehalte der Lehrer. Es iſt in der Regel viel, wenn der Rektor alles in allem jährlich 300 Thaler hat, und wenn die auf ihn folgenden Lehrer 150 bis 200 Thaler haben, oft nicht einmal mit einer freien Wohnung. Bei allen euern Verbeſſerungsvorſchlä-

gen, ihr Pädagogen! bei allen euern Befehlen und Einrichtungen, ihr Schulräthe oder Chefs! wird der Schulſtand, mithin auch das durch ihn zu bewirkende, allemal unbeträchtlich bleiben, wenn auf dieſen Punkt nicht zu allererſt Rückſicht genommen wird! Es iſt ſehr begreiflich, daß ſich wenigſtens zu den untern Lehrſtellen nicht ſolche Männer zu melden pflegen, welche ſich dem Schulamte gewidmet haben, und ihre Kräfte einzig für daſſelbe üben und vervollkommnen wollen: gemeiniglich ſind es Kandidaten, die noch keine Pfarrſtelle haben bekommen können, die der Informatorei, als eines ſo abhängigen und ungewiſſen Zuſtandes, überdrüſſig ſind, und ſich von Herzen freuen, ſich ins Schulamt flüchten zu können. Vielleicht, daß bald eine Feldpredigerſtelle, oder eine Landpfarre für ſie ſich aufſchließen möchte; denn ſie ſind die allezeit fertigen Kanzelredner, die ſich auch wol hier und da ihre ſonntägliche Arbeit bezahlen laſſen. Was für Arbeiten laſſen ſich wol von ſolchen Tagelöhnern erwarten? Andre ſind freilich beſſer, und bringen Luſt und Liebe zum Amte mit. Aber es kan nicht fehlen, daß allmählich ein gewiſſer Misмuth ſich ihrer bemächtigt, wenn ſie ſo kärglich darben müſſen. Kaum haben dieſe ſich in ihr Amt einſtudiert und die nöthige Erfahrung erlangt; ſo ſtreben ſie weiter, und zwar, weil im Schulamte kein Heil zu

finden iſt, — ins Predigeramt. Und wer kan es ihnen verargen? Ich machte es eben ſo, wenn es mir ſo ginge.

Unter den mancherlei Vorſchlägen zur Verbeſſerung will mir keiner beſſer gefallen, als der, daß man, in Ermangelung eines beſſern Fonds zur Gehaltsvermehrung, alle Pfarrſtellen, zunächſt aber die Königlichen (weil ſich dabei weniger Schwierigkeiten fänden) für die Schullehrer in Requiſition ſetzte. Es ſoll zwar ſchon ein Landesgeſetz dieſes Inhalts vorhanden ſein; allein für die Schullehrer wenigſtens iſt es antiquirt. Zu beſſerer Handhabung aller dieſer Geſetze und des ganzen Schulweſens, müßte auch jedesmal ein Schulmann im Konſiſtorium Sitz und Stimme haben: eine Einrichtung, welche auf dieſe Schulen von beträchtlichem Einfluſſe ſein würde, wie die Erfahrung einiger Länder wirklich ſchon lehrt. Sie ſehen, wie wichtig, und oft leicht es wäre, dieſe oder ähnliche fromme Wünſche zu realiſiren!

Wie ſehr nun die Schulen bei dieſer Vernachläſſigung leiden, liegt am Tage. Die Klagen darüber ſind in unſern Tagen laut genug geworden, und ſelbſt in Reſkripten hörbar geweſen: als im Hannöveriſchen und Preußiſchen. Aber das alles hilft nichts, wenn nicht zweckmäßig Hand an's Werk gelegt wird. Wie Laharpe jüngſthin ſeine

Klassiker verkaufen wollte, weil Essen das unentbehrlichste sei; so gehts auch hier. Sine Cerere et Baccho frigent Musae!

Doch etwas besser sieht es mit den ersten Lehrerstellen aus, mit den sogenannten Rektoraten. Um tüchtige Männer zu erhalten, mußte man sich zu Zulagen bequemen. So haben die Rektoren: Rühkopf in Bielefeld, Hartmann in Herford, und Seidensticker in Lippstadt, solche Gehaltsverbesserungen bekommen. Wo Fonds vorhanden sind, und wo der Magistrat nur sich selbst Rechenschaft von der Verwaltung und Verwendung der städtischen Finanzen abzulegen hat, als in den lippischen Städten; da kan man dem Übel schon leichter abhelfen. Ganz anders ist es dagegen in den preußischen Städten, deren Kämmereien unter genauer Aufsicht stehen. Indeß, wenn man sich der Sache ernstlich annähme, so würde auch da wol Rath geschafft werden können. Dies geschieht aber bei weitem nicht allgemein. In andern Gegenden Westfalens hat man diesen Mängeln schon abgeholfen. Die Schullehrer in Oldenburg, Detmold und Bückeburg, haben Verbesserungen ihrer Gehalte bekommen, die sie jedoch bei den jetzigen theuern Zeiten wol noch zu klein finden dürften.

Daß man die wissenschaftliche Klassifikazion der Scholaren in vielen Schulen bei uns auch einge-

führt habe, werden Sie wol vermuthen. Es iſt wirklich ſo: aber bei weitem nicht in allen. Da hat der Rektor immer noch für ſich ſeine Klaſſe, und ſo gehts herunter bis auf den Infimus. Man kan ſich, zumal bei dem, was man jetzt von den Schulen fordert, nichts armſeligeres denken, als jene alte Einrichtung noch beizubehalten. Der Mangel eines Seminariums für gelehrte Schulen ſetzt, aus den angeführten Gründen, die Schulpatrone allemal in Verlegenheit, wenn ſie es gut meinen. Auch dieſem Übel ließe ſich ohne große Beſchwerde abhelfen, wenn nur das Schulamt, in Abſicht der Verſorgung, Reize darböte. Ich habe bemerkt, daß ganz geſchickte Schulmänner, die bei Hrn. Dr. Gedike in dem Seminarium gebildet waren, ſobald ſie konnten, ins Predigeramt übergingen, weil dies mehr Bequemlichkeit, Einnahme und Anſehn für den, der ſich darnach benimmt, in der Regel zuſichert. So hängt alles zuſammen! Vor der Hand wäre es rathſam, wenn die Magiſträte bei Beſetzung ihrer Lehrerſtellen jedesmal den Rektor zu Rathe zögen, den ein vielſeitiges Intereſſe zu einer guten Wahl bewegen würde. Man könnte ſich auch, wenn dies nicht immer thunlich wäre, an das philologiſche Seminarium zu Halle wenden, das, zumal jetzt, unter der Aufſicht eines Mannes ſteht, der nicht nur zu den beſten Philo-

logen Deutschlands gehört, sondern auch verschiedne Jahre Schulmann gewesen ist. Sie kennen den Prof. Wolf selbst. Vielleicht ließe sich die Einrichtung treffen, daß diese Seminaristen Gelegenheit hätten, selbst im Schulamte auf der Universität sich zu üben. So viel ich weiß, ist dies bei keinem akademischen Seminarium der Fall, ob die Mitglieder sich gleich alle zum Lehrstande bestimmt haben. Wären freilich mit dem Seminarium gewisse Pensionen für diejenigen verbunden, welche sich dem gelehrten Fache widmen wollten, und wovon sie, wie auf den englischen Universitäten, noch einige Jahre nach der Seminariumsperiode auf der Universität fortstudieren könnten, so würde diese Forderung der praktischen Vorübung, die jetzt doch nur theoretisch bleiben muß, weniger gegründet sein. Aber bei den gegenwärtigen Umständen erhält man von daher wohl Gelehrte, aus denen freilich mit der Zeit gute Schulleute werden können; Schulmänner selbst sind sie aber doch noch bei weitem nicht. Dazu gehört mehr, als den Vortrag seiner Lehrer wohl gefaßt, und sich gute Kenntnisse erworben zu haben! Hiebei fällt mir die Einrichtung wieder ein, welche ich neulich in den mindenschen Beiträgen gelesen habe. Mit Einstimmung des Magistrats hat der Rektor Ruhkopf bei dem Gymnasium zu Bielefeld die Einrichtung getroffen,

daß die beiden geschickten Kandidaten, Rempel und Allemann, wöchentlich verschiedene Stunden auf dem Gymnasium Unterricht geben: der erste gegen ein Gehalt, das durch Subskription aufgebracht wird, und mit dem Versprechen der Anstellung. Dies verdiente da, wo Gelegenheit ist, nachgeahmt zu werden. —

Ein paar Worte muß ich Ihnen auch noch von unsern Geistlichen sagen. Daß sich unter ihnen, im protestantischen sowohl als im katholischen Theile des Kreises, sehr viele würdige Männer finden, leidet keinen Zweifel. Als geschätzte Schriftsteller sind Ihnen Schwager zu Jöllenbeck bei Bielefeld, und Müller in Schwelm ꝛc. bekannt. Sehr viele schreiten im Stillen mit ihrem Zeitalter fort, als Rischmüller in Minden, Wolbrecht in Bielefeld, u. a. Gleichwohl giebts eine viel größere Menge, welche mit der Beziehung ihrer Pfarren entweder ganz, oder doch größtentheils aufhören, sich um theologische Gelehrsamkeit zu bekümmern. Höchstens wird noch wol dann und wann eine Predigtsammlung gekauft. Es giebt sogar Gegenden, wo von gar keiner gelehrten Zeitung die Rede ist. Zum Theil mögen die wirklich schlechten Stellen wol Schuld daran sein, welche alle Anstrengung von ihren Besitzern erfordern, um sich die nöthige Subsistenz zu verschaffen. Bei vielen liegt aber

ſicher die Schuld an der ſchnellen und unvorbereiteten Art, wie ſie zur Univerſität gingen, und da, ſo gut es gehn wollte, ihr Brodſtudium im eigentlichen Sinne trieben. In den Informatorjahren verflüchtigt dann das wenige Salz, das ſich indeß doch angeſetzt hatte, und ſo bleibt ein caput mortuum, das zu wenigem gut iſt. In manchen Städten wäre wol eine Verbeſſerung der Stellen zu bewirken, wenn man aus zweien eine machte. Dies könnte namentlich in Lippſtadt ſehr füglich geſchehen. Man muß hoffen, daß die Stifter, deren erſter Zweck offenbar auf die Unterhaltung guter, nützlicher Geiſtlichen und Schulmänner gerichtet war, künftig zu dieſem Behufe, für Kirchen und Schulen, verwandt werden. Der Gebrauch, welcher jetzt zum Theil davon gemacht wird, daß unnütze Leute ſich davon pflegen, iſt durchaus zweckwidrig. Doch gegenwärtig findet dieſe Verwendung allerlei Schwierigkeiten. Erinnern Sie ſich nur an die vergeblichen Bemühungen des verſtorbenen Kanzlers von Ludewig, um für die Univerſität zu Halle wenigſtens die Präbende eines Scholaſters zu erhalten. Da kommt der leidige weſtfäliſche Friede, da kommen Rezeſſe, und was weiß ich alles, in den Weg: und man ſingt die Horas mechaniſch fort, wenigſtens katholiſcher ſeits, in den proteſtantiſchen Staaten, ohne Nutz und

Frommen für irgend eine Seele! Ein erbärmlicher Konzert könnte man Gott nicht leicht vorbrummen! Doch ich muß schweigen: denn da dies auch auf die Klöster mit eben dem Rechte bezogen werden kan, so könnte ich mir leicht alle Kutten auf den Hals ziehen.

Vom katholischen Theile Westfalens bei dieser Gelegenheit noch eins und das andere! Was das Religionswesen betrifft, so sind die Fortschritte dem wahren Inhalte nach höchst unbedeutend. Ich darf behaupten, daß es bei den Katholischen in der Regel noch gerade so aussieht, wie zu Peter Canisius Zeit. Das Fortschreiten in wesentlichen Dingen ist ihre Sache nicht, wenigstens bei uns. Wenn man die Disputationstheses der Klöster zur Hand nimmt, so überzeugt man sich zum Überfluß, daß sie von dem, durch die Protestanten verbreiteten Lichte in der theologischen Gelehrsamkeit gar nichts wissen. Höchstens ergießen sie ihre ohnmächtige Galle über Luthern, und werfen hämische Seitenblicke auf die Dominos Protestantes, deren Erforschung der Wahrheit ihnen ärgerliche Uneinigkeiten heißen. Wir kommen ihnen vor, wie Leute, die in einem Walde Holz fällen, und ohne Unterschied Eichen, Tannen ꝛc. niederhauen, um alles licht zu machen. Vermuthlich hatte der Franziskaner Lektor dabei an die Soldaten gedacht, von denen ich vorhin er-

zählte, daß sie alles weghieben. Auch die Kompendien, die sie gebrauchen, sind von dem Schlage. Der famöse Stattler steht darunter an der Spitze. Die vernünftigsten Geistlichen scheinen mir die zu sein, welche in Münster ihre Bildung empfangen haben, wo der Prof. Kisemaker, der sich übrigens als einen echten Orthodoxen geriret, mit noch andern geschickten Männern ihr Lehrer war. Die, welche sich davon zum geistlichen Stande, und demnächst zum Mönchsleben bestimmen, treten am liebsten und öftesten in den Benediktinerorden. Denn dieser hat trefliche Intraden. Es giebt Benediktinerklöster, die zwischen 30 bis 40, 000 Rthlr. jährlich einnehmen, wofür täglich dreimal lateinische Psalmen und andere Lieder, als das Magnifikat (das Danklied einer schwangern Frau singen Männer, welche Keuschheit angelobten, denen also ein solches Lied ein Greuel sein müßte!) abgesungen werden. Je mechanischer und geschmackloser dies verrichtet wird, desto mehr Nachdenken und Geschmack wird auf die Tafel, deren Freuden ihnen wohl bekannt sind, hier verwandt. Mehr Freiheit im Denken rühmen diese Benediktiner selbst von sich. Früchte davon habe ich in Westfalen nicht angetroffen. Auch verwenden sie auf Gelehrsamkeit so wenig, daß ihre Bibliotheken gewaltig zurück sind — (desto besser rücken die Weinkeller in

der

der Kultur vorwärts) — daß ihre Lektoren, die mitunter nicht einmal griechisch wissen, bisweilen sogar aus den Bettelorden genommen werden müssen, und daß sie ihre ursprüngliche Bestimmung zum Unterrichte der Jugend ganz beseitiget haben.

Hier noch einige Anekdoten. Vor einiger Zeit machte ich eine Reise nach Münster; unterwegs fragte ich einen ganz wohlgekleideten, münsterschen Bauer nach der Straße. Er wies mich zurecht, und rieth mir auf den Poll-Gott zuzureiten, den ich dort erblicken würde. Poll-Gott! wiederholte ich bei mir nachsinnend und auf den Bauer herabschauend: bin ich hier in Arkadien, oder bei Delphi! Ich ritt zu. Was meinen Sie, daß ich gefunden habe? Ein Kruzifix, das unter dem Gipfel eines Baumes stand. Nun verstand ich, was der Bauer wollte: Poll heißt im Plattdeutschen ein Gipfel. So haben die katholischen Landleute überall ihre Götter und Halbgötter immer um sich, wie die alten Heiden!

Eine andere Merkwürdigkeit aus den höhern Ständen, die Ihnen, wie uns allen, auffallen wird. Ein Münsterscher von altem Adel, ein Herr von Droste, der in Münster für einen aufgeklärten Kopf passirt, hat den rühmlichen Entschluß gefaßt, und öffentlich durch den Druck zu Paderborn (was wohl zu beherzigen ist!) bekant gemacht, daß er

den aus Frankreich vertriebenen Mönchen von la Trappe, deren sich der wohldenkende Abt des Benediktinerklosters zu Marienfelde sehr freigebig angenommen hatte, indem er sie eine Zeitlang in seinem Kloster unterhielt, eine ansehnliche Strecke Landes geschenkt habe, wo sie sich ein Kloster aufzubauen gedächten: zu diesem Ende forderte er alle christkatholische Herzen auf, pro sola Dei gloria nach Vermögen beizutragen. Voran geht eine Beschreibung dieses Ordens, die alles bestätigt, was wir davon schon sonst wissen, daß ihr Stifter Armand Jean Bouthillier de Rancé (geboren 1626 † 1700) ein abgestumpfter Wollüstling und Narr, (s. Adelungs Geschichte der Narrheiten, IV. p. 343. ff.) diesen Orden, wie ein gescheiter Kirchenhistoriker, der H. Abt Henke, sich ausdrückt, zu einer Mönchsscharfrichterei, zu einer Übungsschule zum Verstummen, zu einer Schlachtbank aller menschlichen Empfindung und zur Freistatt des Selbstmordes gemacht habe. Eines ihrer Hauptgelübde ist Verachtung alles Wissens, und eine natürliche Folge davon der allerärgste Stupor, und eine viehische Dumpfheit, die alles übertrifft, was man sich in dieser Art nur denken mag. Was muß das wol für ein Mann sein, der sich solcher Halbmenschen auf eine solche Art annehmen kan! Wäre auch das ihnen angewiesene Land etwa im Nieder-

münſterſchen belegen und eine bloße Heide, ſo wäre es ja viel vernünftiger, eine Kolonie guter Münſterländer da anzuſetzen, als ſolche Geſchöpfe, und als noch obendrein die fromme Gutmüthigkeit anderer zu dieſem Zwecke zu benutzen, welche viel beſſer angewandt werden könnte. — Als ich mich bei Katholiken nach dem Fortgange der Sache erkundigte, hob einer davon ſein zitternd frommes, ſchwimmendes Auge zum Himmel, und ſagte: Ach! Gott ſegnet die gute Abſicht, und viele fromme Seelen tragen immer noch bei! Die Katholiken denken alſo anders davon, als unſer einer. Noch auffallender iſt es, wenn man ſich erinnert, daß die Benediktiner und Trappiſten ziemlich lange und hart mit einander fochten, und nun ſieht, daß jene ihre Feinde ſegnen und ihnen wohl thun!

Zum Schluſſe eine Beſtätigung deſſen, was Sie neulich in der A. L. Z. vom Niederrheine her geleſen haben werden. Ich hörte neulich einen Franziskaner-Konzionator ſo deutlich und klar die Meinung der Kirche über das Abendmahl vortragen, daß mir kein weiterer Zweifel über die Echtheit derſelben übrig blieb. An Konſequenz fehlte es dem Schluſſe nicht — denn in Barbara ſind die Herren ſtark — wenn es nur mit den Prämiſſen ſeine Richtigkeit hätte. Das Brod und der Wein, ſagte er, verwandeln ſich auf den Befehl

des Prieſters in den wahren, echten Leib und Blut Chriſti: Nun aber iſt Chriſtus wahrer Gott; folglich iſt der Prieſter über Gott erhaben, den er alle Augenblick, wie es ihm gut dünkt, zwingen kan, ſich nach ſeinen (des Prieſters) Launen zu bequemen. Warlich, man kan ſich nicht enthalten, dabei an einen polniſchen Bärenführer, oder etwas ähnliches zu denken. Difficile est, satiram non scribere! Daß nun darauf eine hochtönende Anpreiſung des Prieſterſtandes folgte, die eben ſo folgerecht war, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich bin ꝛc.

III.

Schreiben aus Wien

von Hrn. J. F. Jünger.

Wien, den 8ten Auguſt, 1796.

Ich habe eben eine äußerſt intereſſante Bekantſchaft gemacht, und eile, Ihnen davon Nachricht zu geben; denn da, wie Sie gleich hören werden, von deutſchem Verdienſte die Rede iſt, ſo gehört dieſe Nachricht vor allen andern in ein Journal, das den Titel Deutſchland führt.

Ich habe den braven Unterberger kennen gelernt, und komme entzückt von ihm und seinen Arbeiten zurück, ein Fall der so häufig eben nicht ist, denn wie Sie wissen, verdirbt oft der Gelehrte wie der Künstler durch sein Benehmen und seine Unterhaltung das wieder, was er durch seine Arbeiten gut machte. Bei ihm ist das aber nicht, denn man spricht eben so gern mit ihm, als man seine Arbeiten sieht.

Seine Hebe — erwarten Sie keine Beschreibung davon, denn so etwas läßt sich nicht beschreiben: man darf es höchstens nur wagen, davon zu sprechen — seine Hebe also würde ihn schon unsterblich machen, und wenn er auch sonst keinen Pinsel mehr anrührte. Sie ist ein Meisterstück von Zeichnung und Ausführung, und ganz gewiß das einzige Bild in seiner Art, denn so etwas hat, so viel ich weiß, noch kein Maler vor ihm gewagt.

Hebe kniet mit ihrer Schale vor einem im reinsten antiken Stil gezeichneten Becken, und reicht sie dem Adler. Der wirklich jovialische Blick des Adlers, und die bescheidene Miene der Hebe — man sieht es dem guten Mädchen an, daß sie einem Gotte ein Opfer bringen muß, und daß ihr Herz keinen Antheil daran hat — machen einen schönen Kontrast.

Aber jetzt wünschte ich Ihnen eine Idee von der Beleuchtnng dieſes Bildes geben zu können! Sed hic labor, hoc opus est! Das iſt etwas, das, wie der Dichter ſagt,

weder Zunge noch Feder zu erreichen vermag!

Ich will Ihnen alſo nur mit dürren, trockenen Worten ſagen, daß Hebe doppelt beleuchtet wird. Von vorn durch den Blitz, den der Adler in ſeiner Klaue hält, und von hinten durch den Mond. Schöner und lieblicher haben ſich noch nie die Stralen des Mondes auf einem weiblichen Körper reflektirt. Man wundert ſich, wie es Diana über ihren Neid erhalten kan, ihr Licht dazu herzuleihen.

Jetzt wird das Zimmer verfinſtert, und an die Seite, wo das Becken iſt, hinter einen Schirm eine Lampe geſtellt. Auf einmal ſehen Sie dieſes Becken transparent. Es iſt vom ſchönſten durchſichtigen Achat, durch welchen der Blitz — denn der Adler ruht mit ſeiner Klaue im Becken — hindurch ſcheinet, und das ganze Bild beleuchtet. Das beſonderſte iſt, daß, wie man doch glauben ſollte, das Mondlicht durch dieſe Beleuchtung nichts verliert; es wird nur verändert. Vorher warf der Mond Silberſtralen, wie er in einer hellen kalten Winternacht zu werfen pflegt; jetzt wird ſein Schein gelblich, wie an einem dunſtigen Herbſtabend.

Denken Sie ſich nun alles das in einer Har-

monie und in einem Kolorit ausgeführt, die dem Pinsel eines Tizian, Correggio und van Dyk Ehre machen würden. Denn Unterberger macht es nicht, wie es Paul Veroneſe gemacht haben ſoll, der es der Zeit überließ, in ſeine Gemälde einen gewiſſen Akkord hineinzubringen. Nein, er malt ſich, ſo zu ſagen, ſeine Patina ſelbſt, die in den Werken ſo mancher guter Künſtler erſt die harten Stellen lindern und jene ſanften Übergänge hervorbringen muß, die wir an ſo manchen übrigens meiſterhaft gemalten, neuen Bildern vermiſſen. Bei ihm ſieht man nichts grelles: alle Farben ruhen friedlich und ſchweſterlich neben einander; eine verſchmilzt in die andere, wie unter den Händen eines Meiſters die Töne der Flöte in einander verſchmelzen; alle Übergänge ſind ſanft und unmerklich:

Comme procede inanzi dall' ardore
Per lo papiro suso un color bruno,
Che non è nero ancora e'l bianco more.

Dante Inf. Cant. XXV.

In quo diversi niteant cum mille colores,
Transitus ipse tamen spectantia lumina fallit,
Usque adeo quod tangit idem est, tamen ultima distant.

Ovid. Met VI.

Und bei aller Anmuth und Leichtigkeit ſeines Pinſels hat dieſer Künſtler eine Kraft und Nach-

druck, die äußerſt ſelten ſind. Ihm ſteht Schatten und Licht zu Gebote, wie dem Petrarch und Wieland die Reime. Seine Figuren treten aus der Leinwand heraus, und ehe man ſichs verſieht ſtreckt einem ein fliegender Genius einen Arm oder ein Bein entgegen, daß man in Verſuchung geräth, auf das Bild hinzugreifen, um ſich zu überzeugen, ob man nicht ein haut-relief ſieht? Mehr als einmal iſt mir des Petrarchs

Dolce cose a veder dolci inganni!

dabei eingefallen.

Jetzt malt er an einem Gegenſtück zur Hebe. Es iſt Gott Hymen, ein Jüngling ſchön wie Antinous, welcher am Altar der Juno lehnt, und bereit iſt ein Paar weiße Tauben zu opfern. Noch ſteht er mit der flammenden Fackel und beſinnt ſich, ob er das Opfer anzünden ſoll. Indeſſen hat ſich der Schalk Amor um den Altar hinum geſchlichen, kömmt ſeinem Bruder zuvor, und zündet das Opfer an. Ich weiß nicht, ob dieſer launige Gedanke nicht jenem ſo ſehr bewunderten des Annibal Caracci weit vorzuziehen iſt, der auf ſeiner Danae einen Amor ſeine Pfeile wegwerfen und ſeinen Köcher mit Gold anfüllen läßt. Doch haec in parenthesi. — Auch auf dieſem Bilde wird Hymen auf der rechten Seite vom Monde beleuchtet — und zwar von Dianen in eigener Perſon aus ihrem

Wagen: und einem so schönen Jüngling wie dieser Hymen ist, kan die Geliebte des Endymion eine solche Gefälligkeit schon erzeigen: — von der linken beleuchtet er sich selbst mit seiner Fackel.

Ich verglich oben Unterbergers Kolorit mit dem der Tiziane, Correggio und van Dyk, und in den Augen unsrer sogenannten Kenner, die nichts bewundern, als was sehr alt ist, und gleichzeitigen Künstlern höchstens das Verdienst zugestehn, daß sie erträgliche Nachahmer der Ältern sind, kurz in den Augen solcher Kenner, wo man schon todt sein muß, um ihres Beifalls würdig zu sein, und denen man mit Martial zurufen kan:

— tanti
Non est, ut placeam tibi, perire!

muß das allerdings eine Blasfemie sein. Aber ich bleibe deswegen doch bei meiner Behauptung, und ich will Ihnen hier eine Anekdote mittheilen, deren Wahrheit ich Ihnen mit meines Namens Unterschrift verbürge, und die nicht wenig dazu beiträgt, meine Behauptung zu bestätigen.

Als der jezt regierende Fürst Esterhazy vor einigen Jahren nach Italien kam, fand er mit Hülfe des bekanten Kunstkenners Hirt in Rom, einen Correggio, den man für eins der besten Bilder von diesem Meister hielt. Darüber waren alle Kenner einig, und sogar die berühmte Angelika

hatte nach dieſem Bilde gezeichnet. Dieſes Bild iſt von Raphael Morghen in Florenz unter dem Titel Caritas geſtochen, und es ſteht richtig darunter: Antonius Allegri vulgo Corregio pinx. Sie können es wahrſcheinlich bei jedem Kupferſtichhändler finden.

Der Fürſt bezeugte Verlangen das Bild zu haben; der Verkäufer bot es für dreitauſend Dukaten aus, und nach vielem hin- und wiederhandeln wurden ſie endlich auf zwölfhundert Dukaten einig.

Mittlerweile bekam es Unterbergers Bruder, der in Rom iſt, zu Geſicht, und was ſah er? Ein Bild, das ſein Bruder vor ungefehr zwanzig Jahren in Rom ausgemalt, nicht einmal ganz ausgeführt, und ihm zurückgelaſſen hatte. Dieſer Mann hatte nachher zu einem Muſeum Platz gebraucht, und an einen Bilderhändler einen ganzen Plunder Bilder verkauft, die ihm im Wege lagen, unter welche Bilder denn dieſe Caritas aus Verſehen auch gekommen war. So weit gehen die Quellen. Wer es aber zu einem Correggio gemacht hat? Ob die tauſendzüngige Fama, oder der artiſtiſche Fanatismus, oder, welches wahrſcheinlicher als alles iſt, der Spekulationsgeiſt des Kunſthändlers, davon ſchweigen ſie gänzlich.

Stellen Sie ſich nun das Geſchrei vor, das alle Kenner erhoben, als auf einmal ein deutſcher

Mann mit der Behauptung vortrat: dieſes Bild ſei kein Correggio, ſondern die Arbeit eines Deutſchen! Und das mitten in Italien! Was? Ein Bild, das man beinahe abgöttiſch verehrt hatte, zu dem ſelbſt eine Angelika gewallfahrtet war, kein Correggio?

Natürlicher Weiſe wurde der Fürſt jetzt kopfſcheu. Es entſtand ein förmlicher Prozeß, der nur erſt dann geendigt wurde, als unſer Unterberger dem Fürſten nach ſeiner Zurückkunft aus Italien ein ſchriftliches Zeugnis ausſtellte, daß er das Bild wirklich vor fünf und zwanzig Jahren in Rom gemalt habe.

Der Prozeß war nun damit freilich aus; die Kenner wollten ſich dabei aber doch noch nicht beruhigen, denn ſie fanden den Frevel des Maestro tedesco zu groß, der Verfaſſer eines Bildes ſein zu wollen, das ſie für einen Correggio gehalten hatten.

So befindet ſich wirklich jetzt der oben erwehnte Hirt hier, der viele Jahre in Italien als Antiquar gelebt hat, und jetzt mit der Fürſtin von Deſſau reiſt: dieſer war, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, einer der hartnäckigſten Zweifler, und fing ſich nur erſt zu bekehren an, als er Unterbergers Hebe ſah; denn da wurde es ihm wahrſcheinlich, daß jenes Bild auch von ihm ſein könne.

Um nun aber den Herren allen Zweifel zu be-

nehmen, hat ſich unſer Künſtler vorgenommen, das Bild jetzt noch einmal zu malen, und zwar, wie er ſagt, ſoll dieſes zweite das erſtere weit übertreffen, da jenes nicht einmal ganz ausgemalt iſt, und er auch in dieſen fünf nnd zwanzig Jahren in der Kunſt merkliche Fortſchritte gemacht hat.

Auch wird er ein Gegenſtück dazu malen, wovon ich die Skizze geſehn habe, und über das ich Ihnen noch ein paar Worte ſagen will.

Jenes Bild, Caritas, ſtellt eine Mutter mit drei liebenswürdigen Kindern vor, die mit der äußerſten Liebe und Zärtlichkeit an einander hangen. Das Gegenſtück dazu iſt der Frieden. Eine majeſtätiſche weibliche Figur läßt ſich mit gen Himmel gekehrtem Blick auf ein Knie nieder, mit welchem ſie zugleich eine Lanze zerbricht, die ſie in der Rechten hält. Mit der Linken hebt ſie den Kopf eines Lammes empor, welches neben einem Löwen ſteht, der von zwei Genien, die, ſich umarmend, auf ihm ſitzen, und die Bruderliebe vorſtellen, im Zaume gehalten wird. Man ſieht es dem Löwen an, daß er ſich nur mit Mühe zurückhalten läßt, und er hebt die rechte Klaue auf und macht Miene, damit auf das Gold greifen zu wollen, welches im Vorgrunde aus einem Füllhorne herausfällt: und hiermit hat der Künſtler ſehr fein angedeutet, daß der Stärkere immer nach Schätzen

greift, und sich sie zuzueignen weiß, wenn er auch durch die Rechte der Menschheit und Bruderliebe davon zurückgehalten wird. Links etwas zurück steht der Baum der Pallas, von welchem Genien Zweige abbrechen und vertheilen, und rechts ist die Kolonnade des Tempels des Friedens. Im Mittelgrunde steht in einer gesegneten und lachenden Landschaft die Bildsäule der Ceres, um welche man Figuren tanzen sieht, und am Horizont prangt der Regenbogen, als das Symbol des ewigen Friedensbundes.

Ich muß abbrechen: mein Brief wird sonst zu lang. Künftig von einigen andern Arbeiten dieses Künstlers ein mehreres.

Ich bin ꝛc.

J. F. Jünger.

N. S. Ich habe vergessen zu bemerken, daß der Fürst Esterhazy für Unterbergers Caritas einen vortreflichen Leonard da Vinci eingetauscht hat.

IV.

Sonnette.

4.

Wo von der glänzenden Geſellſchaft hellen Farben
Dein Aug', Eliſabet, wo von des Waldhorns Klang
Dein Ohr verwundet wird, da ſchmerzen noch die Narben
Des heilenden Gefühls, da überläßt ſich krank

Die Fantaſie des Unmuths düſterm Hang,
Da muß das Herz, in dem die Hoffnungen erſtarben,
In dem des Foderns Glut zu Aſche ſtill verſank,
Sogar am bittern Troſt der Thränen darben.

Nur an der Liebe weiche Bruſt gelegt
Wird Dein zerſtückter Kopf beruhigt heilen.
Dann wird dein Herz, von keinem Sturm bewegt,

Nur wallen, ſich dem meinen mitzutheilen,
Wird auf der ſtürmiſchen Entzückung zärtlich weilen,
Mit der ihm meins gepreßt entgegenſchlägt.

5.

Die rauhe Luft der Welt berühre nicht
Dein ſchmerzendes Gefühl; mit ſanftem Schirme ſchone

Die Ruhe deiner kranken Augen Licht,
Und leis' umdufte dich der Schlaf mit süßem Mohne.

So mußte denn dein liebliches Gesicht
Den Kranz bethaun, den ach! zu spätem Lohne
Der schöne Chor der Tugenden dir flicht?
Gehören Perlen in der Fürstin Krone?

Das Herz, Elisabet, empfängt sein stilles Glück
Nur aus des Schmerzens Hand. Aus ihren dunkeln Wogen
Wirft die Gefahr den Mann heroischer zurück.
Das sanfte Weib, von manchem Wunsch betrogen,
Entsagt dem Teuschenden mit festem Blick.
Die Thränen glänzen noch, allein wie Regenbogen.

6.

Die Seidenflechten deines Haars umschlangen
Des Halses warm durchhauchten Marmor weich;
Die feuchten Lippen blühten, üppig reich,
Wie mildes Mondenlicht floß Hoheit um die Wangen.

Die Seele, zart vom holden Leib' umfangen,
Obwohl ein Engel, ſchien an Gram uns menſchlich gleich,
Am ſtillen Grame, der, wie Lilien ſo bleich
Und duftend, ſeinen Flor um dich gehangen.

So ſah ich dich und dir gehörte dieſes Herz.
Doch in die Bruſt geſenkt, dem Blick der Welt verborgen,
Nicht auf den Lippen ſaß der namenloſe Schmerz.

Du kennſt, Eliſabet, der Liebe ſüße Sorgen,
Du ihr Entzücken! ach! iſt nicht ihr ſchönſter Laut
Ein leiſer Athenzug, wenn Mund an Mund zerthau't?

7.

Des Weibes weiche Tugend zeig' im Leben
Des Mannes abgedrückt, ihr holdes Bild,
So wie Gewäſſer, wenn der Sturm geſtillt,
Das reine Licht des Mondes wiedergeben.
Die Kräfte, die im Manne wuchernd ſtreben,
Veredeln ſich, mit ſüßer Frucht gefüllt,
Am Lächeln, das dem Weibe warm entquillt,
Wie in dem milden Klima ſich die Reben.

Der blasse Flor des Schicklichen umgiebt,
Den ungestümen Sinn; doch sanfte Kunst gewöhne
Ihn früh' an sanfte Farb', an sanfte Töne.
O Du, die meine Glut, mehr meine Stille liebt,
Den Musen dank' ich die Empfindung für das Schöne,
Nur Dir den zarten Sinn, der es empfindend übt.

V.

Morgenländische Denksprüche,

aus

Volney's Simplification des langues orientales.

1.

Ziehst du ein Bäumchen groß,
Es wird dich nähren;
Ziehst du dir Menschen nach,
Sie dich — verzehren. *)

2.

Für dein Geheimnis sei
Der einzige Vertraute — du.

*) Plante un arbre, il te nourrira.
Plante un homme, il te déplantera.

3.

Ein Narr als Freund
Iſt ſchlimmer als ein kluger Feind.

4.

Drei ſind, die ſieht man nur zu ſeiner Zeit:
Muth — in Gefahr,
Im Unmuth — die Vernunft,
Die Freundſchaft — in der Noth!

5.

Vom Wort, das deine Zähne noch verſchließen,
Biſt du der Herr.
Entfloh'n von deinen Lippen,
Iſt's Herr von dir.

6.

Der beſſ're Menſch in ſeiner Heimat
Iſt — Gold in Schlacken.

7.

Stellt dich die Habſucht
Auf's Rad des Glück's;
So flieht der Frohſinn,
Es klagt die Freundſchaft,
Die Treue zittert.
Der bleichen Sorge,
Dem Neid, den Laſtern
Iſt deine Höhe
Leicht zu erklettern.

8.

Leichtſinniger, ich ſoll für meinen Herzensfreund
Dich achten? — ſei erſt nicht dein eigner Feind!!

9.

Durch Prüfung wächſt das Wiſſen,
Durch leichten Glauben — Irrthum.

10.

Frag', eh' du mieteſt, wer die Nachbarn ſind;
Frag', eh' du reiſeſt, nach den Reisgefährten;
Frag', eh' du redeſt, ſchreibſt —
Erſt wer dich höre, leſe.

11.

Despoten ohne Freund,
Die Neider ohne Ruh',
Die Lügner ohne Ehre.

12.

Auch eine Fabel.

»Auch Eure Mutter!« ſo rief eine Straußin,
Im Überfluß von Huld und Gnade, trotzig
Rings um ſich her den Luftbewohnern zu.
Sie ziſchten: Laß Sie uns in Ruh',
Frau Nachbarin! dort hat ſie ja ſchon ihrer Kinder
So viel auf gutes Glück im Sande liegen.

VI.

Ein dramaturgiſches Fragment über Iffland.*)

den 16ten April.

Die Räuber, von Schiller. Iffland als Franz Moor.

Rien n'est plus difficile, que d'être naturel dans un rôle qui ne l'est pas. Encyclopédie. art. Déclamation.

Iffland erhielt den Morgen nach der Vorſtellung, folgendes Billet von einer Dame, das mir von ungefehr in die Hände gefallen iſt. Ich benutze die mir ertheilte Erlaubniß, es auch hier mittheilen zu dürfen, da ich den Eindruck, den dieſer Franz Moor auch auf mich machte, nicht deutlicher auszudrücken vermag.

»Ich muß es mein erſtes Geſchäft an dieſem Morgen ſein laſſen, Ihnen, großer Schöpfer dramatiſcher Geſtalten, für den Genuß zu danken, den ich mit Hunderten geſtern Ihrem Spiele ver-

*) Probeſtück aus einer Schrift, die noch in dieſem Jahre bei Göſchen in Leipzig erſcheinen wird: Ifflands vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater im April 1796.

dankte. Mit Widerwillen — was ſoll ich heucheln! — ging ich in die Vorſtellung; denn ich haſſe das Stück. In den erſten drei Akten konnt' ich mich ſelbſt über Ihr Spiel nicht ganz entſcheiden. »Er läßt das Pasquill auf die Menſchennatur fallen,« hörte ich Stimmen um und neben mir. Es waren Geſchmacksmäkler, denen Sie mit zu wenig Innigkeit der Bosheit zu ſpielen ſchienen. Ich mochte nicht abſprechen, und wärmte mich dankbar an den einzelnen Szenenſtralen Ihres Spiels. Aber wie vermöchte ich die niederſchmetternde, furchtbare Allgewalt Ihres Spiels in den zwei letzten Akten zu beſchreiben! Welche Blicke in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes und in die Geheimniſſe der Menſchendarſtellung haben Sie uns thun laſſen! Das Geſpenſt Ihres Spiels wird mich noch lange verfolgen. Welcher Teufel ſtand Ihnen zur Kopie? —«

Die hier ausgedrückte Empfindung war gewiß, mehr oder weniger, der ganzen Verſammlung eigen, und ging aus der Art, wie Iffland dieſe Rolle nahm, von ſelbſt hervor. Die gehaltene Ökonomie ſeines Spiels, und die kluge, ſchon oft bewunderte Aufſparung des Lichts auf einige, diesmal nicht im Vorgrunde ſtehende, Hauptpartieen waren heute ſichtbarer, als je vorher geweſen. Was Wunder, daß einige, durch frühere Vorſtellungen mit der

Manier des Künſtlers noch nicht vertraut gewordene, Zuſchauer ſich nicht recht darein finden konnten, und das für Mangel und Unvermögen hielten, worinn andere den wahren Künſtler erkannten und bewunderten.

Der wahre Künſtler verachtet die Hülfe der Karikatur da, wo er durch innere Kraft auslangen kan. Darum hatte er ſich auch mit gutem Bedacht durch Koſtum und Maske nicht weiter verhäßlicht. Andere Schauſpieler kommentiren die Worte des Dichters: »Warum mußte mir die Natur dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen?« dadurch, daß ſie ſchielen, oder im Judaskoſtum der rothen Haare und buſchichten Augenbraunen erſcheinen. Nach einem vom Dichter ſelbſt gegebenen Wink ſoll Franz Moor durch einen Höcker auf dem Rücken verunſtaltet ſein. Allein Iffland glaubte dieſes äußern Zuſatzes von Häßlichkeit völlig entbehren zu können, und der verſtändige Zuſchauer wird ihm dies gern als ein Verdienſt mehr anrechnen. Denn iſt nicht überhaupt Spott über körperliche Misgeſtaltung, des Dichters und des Schauſpielers unwürdig, der ſich beſſerer Hülfsmittel bewußt iſt? — Die ſpaniſche Tracht und die ſchwarze Farbe derſelben, wodurch der Anzug mit einer kleinen Veränderung in den letzten Akten in Trauer verwandelt werden konnte, war mit gutem Vorbedacht ge-

gewählt, und that in der Gottesleugnerſzene und in einigen andern nicht weniger erſchütternden Situationen ihre volle Wirkung. Denn daß dieſer Franz Moor in der letzten Szene nicht im Schlafrock erſcheint, wie doch der Dichter ſelbſt vorgeſchrieben hat, würde ich nicht einmal erinnern, wenn ich nicht dieſe Vorſchrift wirklich ſchon bei andern Vorſtellungen dieſes Stücks pünktlich befolgt geſehen hätte.

Freilich iſt es mir ſehr wohl begreiflich, wie bei Iffflands haushälteriſcher Vertheilung des Lichts und Schattens, wie bei ſeinen Begriffen von verſchönernder Grazie durch Ründung des Ganzen, mehrere aus der Verſammlung ſehr wohl überzeugt ſein konten, daß von vorn herein einige Stellen etwas inniger hervorgehoben ſelbſt zur Harmonie des ganzen Karakters im richtigſten Verhältniſſe geſtanden haben würden; z. B. gleich die Worte: »Ich ſehe, ich kan auch witzig ſein: aber mein Witz iſt Skorpionenſtich,« ſchienen vielen zu kalt, und mit zu weniger Bitterkeit vorgetragen, wie denn überhaupt Hohn und Bitterkeit durchaus nicht im Spiel dieſes Franz Moor lagen. Auch hätte man wol noch etwas mehr liſtige Verſtellung und Doppelzüngigkeit in der Stelle zu bemerken gewünſcht, wo er Amalien Liebe vorzulügen, und ſie durch erheucheltes Brudergefühl zu teuſchen ſucht.

Wenn man aber erwegt, daß feigherzige Tücke der Hauptzug im Karakter dieſes Unholds iſt, ſo paßt die ihm anfangs gegebene Kälte ſehr gut zu ſeiner übrigen Verſtellung, und ſie wäre nur dann fehlerhaft, wenn uns der Künſtler nicht bei mehrern Gelegenheiten die in ſeinem Innern kochende und tobende Leidenſchaft hätte durchſchimmern laſſen. Aber an dieſen vorbereitenden Winken, und ſelbſt in der kunſtvollſten Gradazion derſelben, nach welcher ſie mit dem raſchern Fortgange des Stücks immer häufiger und ſtärker werden müſſen, fehlte es auch dieſer Darſtellung im geringſten nicht.

Statt aller Beweiſe führe ich hier nur den Monolog zu Anfang des zweiten Akts an, wo er die Seelenfurien muſtert, womit er ſeinen Vater zu Tode peinigen will. Wer hier noch Innigkeit und Wahrheit des Ausdrucks vermißt hätte, der müßte geſichter ſchneidende Grimaſſe und konvulſiviſche Misgeberdung für wahren Abdruck der Leidenſchaft, und brüllende oder röchelnde Unnatur für Deklamationsfülle halten. Maleriſch und bis auf die geringſte Schattirung wahr, erblickten wir im krampfhaften Zucken der Hände und in der rückwärts gebognen Stellung, das Schrecken. Er ſchien die eiskalte Umarmung dieſes Giganten in ſeinem innerſten zu ertaſten. Aber wie fein wußte das richtige Urtheil des Künſtlers hier die Malerei in Mie-

nen- und Geberdenſpiel, wofür wir dieſen Ausdruck des Schreckens doch nur halten durften, gegen den Ausdruck des ſelbſtempfundenen Schreckens in einem der letzten Auftritte des Stücks abzuſtufen! Wie fürchterlich und verrätheriſch für die unergründliche Bosheit dieſes Böſewichts war das liebkoſende Lächeln, womit er die wohlthätigen Grazien, Vergangenheit und Zukunft, zu Henkerinnen und Gehülfinnen ſeines Plans einweiht, und wie richtig gehalten der Jubelausruf der Hölle: »Triumf! Triumf! der Plan iſt fertig!« womit das Ungeheuer abtritt! Ein anderer Schauſpieler hätte vielleicht geglaubt, dies Triumflied mit der höchſten Emphaſe anſtimmen zu müſſen, und wäre des Beifalls um ſo ſicherer geweſen, da bei der Menge die ſtärkere oder geringere Erſchütterung der Gehörwerkzeuge mit dem ſchallendern oder dumpfern Ineinanderklatſchen der Hände im richtigſten Verhältniſſe zu ſtehn pflegt. Allein der argliſtige, heimtückiſche Böſewicht triumfirt nie ſo laut und hörbar. Auch die Wände können Ohren haben! Iffland ſprach dieſen Schluß mit feſter Selbſtzuverſicht, aber ohne alle kreiſchende Ekſtaſe.

Eben ſo tief herausgehoben und erſchütternd wahr fand ich ſein Spiel, als er während der Erzählung, die der verkappte Hermann dem alten Moor vom Tode ſeines geliebten Karls macht, mit

dem Arm auf die Lehne des Stuhls geſtützt, auf welchem der alte Vater ſitzt, von hinten zu mit meuchelmörderiſchen Geberden und einer wilden Glut im Auge, ſich ſo innig über den Jammer freut, den ſein Bubenſtück über den Vater und Amalien verbreitet, und dann mit weitvorgeſtrecktem Halſe und hervorquellenden Augen auflauert, um auf dem Geſicht der in ſich geſunkenen Amalie jeden Zug des ſie zerfleiſchenden Schmerzes wollüſtig aufzuſpähen. Lammesartige Sanftmuth heuchelt der Bube, als er die erlogene Blutſchrift auf dem Schwerte vorlieſ't. Aber um ſo grauſender iſt der ſchnelle und doch ſehr fein nüanzirte Übergang von der Glutröthe des Zorns zum Verblaſſen zitternder Ohnmacht, *) als alle ſeine Kunſt an Amalien zu Schanden geworden iſt, und er nun, wo er ſich allein ſieht, das Schwert voll Ingrimm auf den Boden wirft, und mit einem Grinſen, in dem ſich die Hölle ankündigt, ausruft: »Meine Kunſt geht an dieſem Starrkopf verloren!«

*) Um nicht misverſtanden zu werden, erinnere ich, daß ich hier nicht vom Erröthen des ganzen Geſichts ſpreche, ſondern nur von dem im Auge funkelnden Feuer der Rachgierde und des Zorns, und von den Symptomen, die ſich bei einem Zornigen zunächſt in den Theilen um das Auge herum zeigen. Denn übrigens iſt in der That nichts ungereimter, als vom Erröthen der weiß und roth gemalten Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu ſprechen, wie ſchon Engel erinnert hat.

Mit den zwei letzten Akten erschien die bis jetzt gedämpfte und nur halb gebrauchte Kraft in ihrer höchsten Anspannung und Thätigkeit. Der Eindruck, den dies mit so vieler Präzision bis auf die kleinste Schattirung ausgearbeitete, so tief durchdachte, und so wahr dargestellte Spiel auf die Zuschauer, und besonders auf die Zuschauerinnen von reizbarerm Nervensystem macht, ist an und für sich freilich noch ein unsicherer Gewährsmann. *) Dieser könte zum Theil auch auf die Worte des Dichters, und auf die grausenden Situationen, in die er den Bösewicht versetzt, gerechnet werden. Allein die schärfste und tadelsüchtigste Aufmerksamkeit wurde durch die Wahrheit des Spiels überwältigt. Den Kältesten überlief ein unwillkürlicher Schauer

Welche Stufenleiter durchlief sein Spiel erstes Schauer des Schreckens bis zur heftigsten Erschütterung, und von dieser bis zum erstarrten Eingewurzeltsein in der Szene, wo Franz in der Vorhalle dem Porträt seines Bruders Karl gegen-

*) Man kennt das Ansteckende des Theaterfiebers aus Wielands Abderiten, und erinnert sich vielleicht, was die französischen Theaterannalen von den Pariser Damen erzählen, die bei jeder Vorstellung der Gabriele, die in der Vase das Herz ihres Geliebten erblickt, durch Madame Vestris, in Ohnmacht sanken, und doch immer wiederkamen.

über ſteht! Welches Fortſchwellen und Anwachſen der Leidenſchaft vom erſten Zuſammenfahren beim Ausruf: »Schadenfrohe Hölle!« bis zum Ausdruck des Entſetzens, als er vor dem Fantom des Brudermords zurückbebt, und nach der gewaltſamſten, aber ſchnell vorübergegangenen Erſchütterung, mit ſtarren Augen und gelähmten Gliedern, als wären ſie in Erz eingegoſſen, in gebrochnem und doch ſchneidendem Ton das grauſende: »Huh! Huh! Schrecken grieſelt in meinen Gliedern!« herauszittert. Der Schauſpieler durch Rutine hat höchſtens einen wahren Ausdruck des Schreckens, wenn er überhaupt durch Affektation und Manier den Spiegel der Natur in ſich noch nicht zerbrochen hat. Will er weiter gehn, ſo entſtehn nur allzuoft ekelhafte Verzuckungen eines Wahnſinnigen, und Konvulſionen, wie beim Veitstanz. Wer aber wiſſen möchte, wie ein Meiſter in ſeiner Kunſt die hier möglichen Abſtufungen der Natur gemäß darzuſtellen verſucht, der komme und ſehe dieſen Franz Moor. Die Spitze, oder der Kranz des ganzen Spiels im Monolog, wo er über dem Brudermord brütet, bleibt, nach der allgemeinen Empfindung der Verſammlung zu urtheilen, das Erblicken jenes Fantoms, das ſeine zerrüttete Fantaſie ſchafft. Nach der fürchterlichen Pauſe, wo der Schreck allen Lebensgeiſtern ſtill zu ſtehen geboten

hatte, trat die Furcht ein. Iffland dachte gewiß hier nicht an Engels Schilderung des Furchtsamen,*) der, den Körper noch immer gegen die Schreckgestalt gewendet, oft mehrere Schritte rückwärts taumelt, weil er den befürchteten Gegenstand gern im Auge behalten und sich gegen ihn schützen will; und doch war es grade dies Rückwärtstaumeln mit unverwandtstarrendem Auge und vorgehaltenen Armen, was seinem Geberdenspiel die höchste Teuschung und Kraft gab. Noch war dabei eine eigne Feinheit bemerkenswerth. Die rechte Hand ist weiter vorgehalten, als die linke, die in einem spitzen Winkel mehr hinterwärts gebogen ist, und gleichsam zum Sukkurs der rechten im Hinterhalt steht. Auf einmal berührt er, gleichsam ganz unwillkürlich, mit der Linken sich selbst in der Seite. Dies giebt ihm plötzlich, wie durch einen elektrischen Schlag, die Vorstellung, als packe ihn eine zweite Schreckgestalt hinten im Rücken. Er schaudert aufs neue zusammen, dreht sich im Hui um, **) weil er sich

*) Ideen zu einer Mimik, Th. 1. S. 166.

**) Grade dies Umdrehen ist die Hauptschwierigkeit bei jenem Rückwärtsschreiten, worüber selbst Engel am a. O. keine befriedigende Auskunft giebt. Ein schnelles Umdrehen, ohne eine Veranlassung von hinten, wäre bei der Lähmung durch die Furcht immer unnatürlich geblieben, und doch wäre es auch lächerlich gewesen, wenn er blos rückwärtsschreitend abgegangen wäre.

gegen das Gespenst im Rücken sichern will, und — verschwindet.

In der Szene, wo er den alten, ehrlichen Hausdiener Daniel mit seinem Argwohn so fürchterlich auf die Folter spannt, waren die Geberden, womit er, den Teller mit dem Wasserglase in der Hand haltend, auf den armen Tropf eindringt, sehr gut auf ein dramatisches Tableau berechnet. Sie wirkte aber auch durch den Kontrast. Denn um so unheimlicher wurde es einem darauf, bei dem traulichen, zuthulichen Anschmiegen an eben diesen Daniel. Gewiß, das Zutrauen einflößende Ergreifen seiner Hand, und der schmeichelnde, süß einschläfernde Ton, womit er die Frage: »Gelt! er steckte das Geld in den Beutel!« an ihn ergehn ließ, waren eines spanischen Großinquisitors werth, der sein Schlachtopfer mit Honigreden und Taubenblicken martert und aufspießt.

Eben so meisterhaft wurde eine zweite Unterredung mit Hermann gegeben, wo dieser die Maske abwirft, und sie auch Franzen vom Gesichte reißt. Die schon mehrmals bewunderte Stärke Iffslands im Doppelspiel (jeu mixte), wo der Künstler dem Zuschauer etwas verräth, was der ihm gegenüberstehende Mitspieler nicht ahnen darf, zeigte sich auch hier wieder mit dem glücklichsten Erfolg. Die vom Dichter angedeutete Nothhülfe, sich vor

Erschöpfung auf einen Sessel niederzuwerfen, verachtete der Künstler auch diesmal wieder, nach seinen, schon bei einer andern Veranlassung angegebenen, Grundsätzen. *) Selbst eine bloße mechanische Bewegung, um nach etwas zu greifen, kan die Einheit des Spiels, in gewissen Momenten, wo alles zusammengehalten werden muß, stören. Darum hat dieser Franz Moor die Pistole schon in der Tasche, ohne sie, wie im Stück vorgeschrieben steht, von der Wand herabzuholen. Überhaupt halte ich das Still- und Feststehn in dieser Szene, wo zwei Buben, der Entlarvende und der Entlarvte, Fuß an Fuß gedrängt, in Bosheit gegen einander ankämpfen, für weit planmäßiger, als das wilde, tobende Herumtreiben auf dem Theater, wie es gewöhnlich auch in dieser Szene statt findet, wo man es dem Schauspieler, der den Hermann spielt, hoch anzurechnen pflegt, daß er den Franz Moor, wie ein Fanghund, packt und ans Proszenium vorzerrt.

Über die letzte Szene der verzweifelnden und von Furien umlagerten Gewissensangst vor der Abholung durch die Räuber, habe ich sehr wenig zu sagen. Man muß es sehen, und dann versuchen,

*) So wie sich der Schauspieler nach einem erschöpfenden Auftritt niedersetzt, athmet der Zuschauer aus. Der Ruhepunkt ist gemacht. Alles, was hierauf weiter gesprochen wird, ist gleichsam ohne Haltung, und für die Zuschauer verloren.

ob man bei dieſem Vorbilde des jüngſten Gerichts ſich ſelbſt noch empfinden, und das Geſehene zergliedern kan. Könte ich dies jetzt nach dieſer einzigen Vorſtellung; ſo verdiente ich die Vorwürfe, die Wieland den vernünftelnden Kunſtrichtern macht, *) und man könte des kalten Beurtheilers ſpotten. Beim Vortrage der Stelle: »Es ſoll niemand ſchlafen in dieſer Stunde« erinnerte ich mich der Art, wie ich einſt Schrödern, als König Philipp, die Worte im Don Carlos ſprechen hörte: »Der König wacht, und Tag ſoll's ſein.« Freilich hallte Philipps Donnerwort weit majeſtätiſcher, als Franzens ſchneidendes Angſtgebot. Aber beides waren Stimmen der Natur, aus der tiefſten Empfindung hervortönend. Was die in Nebenbildern und Rieſengeſtalten herumwühlende Dichterfantaſie nach den Worten: »Rächet denn droben über den Sternen einer? nein! nein!« hinzugeſetzt hat, iſt baarer Unſinn, wenn der Schauſpieler dem vorhergehenden ſchon volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. **) Iffland ließ alles aus, bis

*) In den Abderiten, 3r Bd. 11s Kapitel. Sämtliche Werke, Th. XIX. S. 377. kl. 8. Ausgabe.

**) Eine alte, aber ſelten beherzigte Klage, daß der wortreiche Dichter der Kunſt des Schauſpielers zu wenig Spielraum läßt. Freilich ſetzt aber auch dies Zutrauen etwas mehr, als bloße mechaniſche Rollenbeter voraus.

bis auf die Worte der Rückkehr: »Wenn's aber doch wäre?« Aber welche zermalmende Wahrheit war schon in dem, was so noch zu sprechen übrig blieb! Mit grausend aufwärtsgekehrtem, anfänglich glühendfunkelnden, dann versteinertstarrendem Blick; *) mit gehobener, dann unbeweglich eingewurzelter Stellung, wobei die rechte, hoch vorwärts strebende Hand Trutz, die linke krampfhaft gegen die Brust gesenkte Schutz anzukündigen schien, rief er: »Rächet denn droben über den Sternen einer?« Nun eine Pause. — Leises, furchtsames, angstgepreßtes: »Nein!« — neue Pause — der befürchtete Donnerschlag schmettert nicht herab. — Dem Gottesleugner wächst der frevelnde Muth. — »Nein« brüllt er zum zweitenmale knirschend, mit geballter Faust gegen den Himmel, und hörbar aufstampfendem Fuß. — Nun hatte er auch den über den Sternen erschlagen. Aber da ergreift ihn plötzlich die ganze Hölle. Die Haare streuben sich empor. Die Knie schlottern vorwärts eingebrochen. — Eine Pause der gefühltesten Vernichtung. — Ein Blitzstral durchkreuzt die umnachtete Seele,

*) Ich wüßte diesen Blick nicht besser abzumalen, als durch die zwei schönen Verse von Churchill in der Rosciade V. 325.

As if with Heaven he warr'd, his eager eyes
Planted their batteries against the skies.

worinn ihm Gott mit der am Himmel aufgehängten Wage erſcheint. — »Wenns aber doch wahr wäre!« murmelt, röchelt es tief herauf aus der Bruſt — »Wenns dir vor — ge — zählt (dies Wort in drei Halte getheilt) würde! Dieſe Nacht noch!« — Was je die feurigſte Fantaſie des Leſers bei Klopſtocks Gleichniſſe von dem in ſeinen Blute auf dem Schlachtfelde ſich wälzenden Gottesleugner nur dunkel ahnete, das verkörperte uns Iffands heutiges Spiel in der lebendigſten Darſtellung.

Hätte das Theater Tiefe genug gehabt, um die Ausſicht in einige Hinterzimmer zu öffnen, durch welche die Mordbrenner immer weiter und weiter vordringen: ſo würde der letzte Angſt- und Schreckenskampf, wo Franz Moor bei Annäherung des Getümmels bald zu beten, und bald ſich zu entleiben ſucht, an ſchauderhafter Gräßlichkeit noch um vieles gewonnen haben. Jetzt, da dieſe theatraliſche Teuſchung ganz wegfallen mußte, fand es der Künſtler für gerathen, dieſe Szene ſo ſchnell als möglich wegzuſpielen, und jeder Zuſchauer von feinem Gefühl verdankte ihm eine Abkürzung, die ihn einige Augenblicke früher von der Folter der peinlichſten Empfindungen abſpannte.

Auch beſorge ich, daß Iffland nach allen vorhergegangenen, höchſt erſchöpfenden Anſtrengun-

gen, *) die Zumuthungen des Dichters, die in der That auf etwas mehr, als menschliche Kräfte berechnet zu sein scheinen, kaum in dem Maße hätte füllen können, als es das Ununterbrochene des Spiels und die bis zum letzten Moment steigende Heftigkeit erfordert hätte. Dazu kömmt, daß der verständige Künstler die Linie sehr genau kennt, über welche hinaus das Grausende dem Auge der Zuschauer entzogen werden muß. Und wem konte man diesen Takt mehr zutrauen, als einem Menschendarsteller, dessen Hauptkarakter die sanftere Grazie ist?

Was ihn am meisten angreifen mußte, waren die gegen das Ende sich häufig aneinanderdrängenden Pausen. Durch die erschütternde Wahrheit, womit eine jede derselben zur Einheit des Ganzen eingriff, beurkundete Iffland alles, was er selbst in seinen Fragmenten so treffend darüber bemerkt hat. Seine Pausen waren nichts weniger, als blos kunstmäßig abgezirkelte Ruhepunkte, in welchen die wankende Seele in die entgegengesetzten oder entfernten Affekte durch ein wildrollendes

*) Der Künstler, der nach solchen Rollen nicht stundenlange Erschöpfungen fühlt, spielt bloß handwerksmäßig, und kommt hier nicht in Betrachtung. Nur darf die Ermüdung nicht in Heiserkeiten und keuchenden Lungen bestehen.

Auge, ein Auf- und Niederkeuchen der Bruſt, oder eine andere krampfartige Zuckung übergeht. Sie waren weit mehr das Werk des raſchern Blutumlaufs und der allgewaltigen Selbſtteuſchung in dem entſcheidenden Moment beim hohen Aufgebote der aufs äußerſte gereizten Fantaſie. Nach plötzlicher Lähmung höchſter Tumult, nach allgemeiner Abſpannung und Betäubung der ſchnellſte Übergang zur lebendigſten Bethätigung. Wie abreibend und erſchöpfend für alle Theile der Organiſazion! Dabei beobachtete er unabänderlich folgende drei Regeln, die dem fertigen Meiſter freilich nicht mehr als Regeln gegenwärtig zu ſein brauchten, aber dadurch, daß ihre Befolgung ſchon Natur geworden war, ſeinem Spiele um ſo mehr Sicherheit und Wahrheit geben mußten.

Erſtlich. Keine ſeiner Pauſen dauerte über einen vollen, langſam angezogenen und wieder ausgeathmeten Athemzug. Er blieb hierin ſeinen Überzeugungen getreu, die ich nicht beſſer als mit ſeinen eignen Worten ausdrücken kan. *) »Im gemeinen Leben mag eine »Pauſe wohl zuweilen eine Minute, oder auch noch »länger dauern: allein auf der Bühne, wo alles »dem Zeitraume angemeſſen ſein muß, worein die »ganze Handlung gedrängt iſt, dort habe ich, zu-

*) Fragmente. S. 99. f.

»folge anhaltender Beobachtung, gesehen, daß sie »nur äußerst selten länger, als ein ausathmender »Athemzug, dauern darf.« Die Sache hat gewiß ihre vollkommene Richtigkeit, wenn man nur nicht, wie ich dies mehrmals bemerkt habe, das stumme Mienen- oder Geberdenspiel bei einer ganz unerwarteten und erschütternden Erscheinung auch dann noch Pause nennen will, wann keine Rede vorausgegangen ist. Die Pause hemmt plötzlich den Strom der Rede durch das Dazwischentreten einer fremden Empfindung oder Erscheinung. Aber es giebt auch ein längeres Verstummen, wo gleichfalls durch unerwartete Begriffe und Schreckniſſe ein krampfhafter Stillstand, ein furchtbarer Kontrast zwischen dem Erstarren von Außen, und dem Thätigkeitstrieb von Innen hervorgebracht wird. Auch dies löst sich gewöhnlich in Töne und Worte auf, kan aber seiner Natur nach oft mehrere Minuten dauern, und muß mit der eigentlichen Pause nicht verwechselt werden. Dieser möchte Iffland nicht einmal gern und überall einen vollen Athemzug zugestehn, und sehr oft stößt er schon beim letzten Viertel des Ausathmens den ersten, oft nicht einmal ganz artikulirten Laut von sich. *)

*) Denn, ist der ganze Athemzug schon verhaucht, und die Situation nicht außerordentlich anspannend, so wird der Zuhörer des Wartens leicht überdrüssig, und hält

Zweitens. Die Pauſe fordert nicht immer völlige Lähmung aller Glieder. Dieſe Totalerſtaunung iſt überhaupt eine Sache des erſten Moments. Dann treten ſchon wieder die vorbereitenden Geberden, nur anfänglich noch mit krampfhaften Zuckungen, ein. Es iſt auch in der thieriſchen Organiſazion gegründet, daß man ſich dieſes beängſtigenden und beklemmenden Zuſtandes ſo ſchnell als möglich zu entſchütten ſuche. Nur darin beſteht die Kunſt, daß die erſte Bewegung des Auges, der Lippen, der Finger, der Fußſpitzen und der übrigen Außentheile, von der erſten Wiederbelebung an, ſogleich die Richtung und den Ausdruck erhalten, welche dem nun ausbrechenden Affekt vollkommen angemeſſen ſind. **)

das kunſtmäßigſte Pauſiren wol gar für eine Nothhülfe des Gedächtniſſes. Darum iſt auch dies Pauſiren, wo die höchſte Vollkommenheit und Plattheit nur durch eine Linie geſchieden werden, dem halsbrechenden Gang eines Nachtwandlers zu vergleichen, und der untrüglichſte Probierſtein eines Schauſpielers, den man zum erſtenmal ſieht. Ja es iſt das höchſte Lob, was Churchill am Ende dem auf den Thron erhobenen Garrik beilegt. Each start is Nature, and each pause is Thought in der Rosciade V. 1053.

**) Es iſt, wie ſchon anderswo bemerkt wurde, ein gewöhnlicher Fehler, daß der mimiſche Ausdruck erſt dann erfolgt, wann das bezeichnende Wort ſchon ausgeſprochen iſt. Der iſt ein Stümper, der erſt dann zittert, wann er's ſagt. Starke Empfindungen ſind lange ſtumm, ehe ſie Worte finden können. Nicht ſelten liegt

Wohl dem Schauspieler, bei dem dies alles aus dem Guß eines Gefühls entsteht. Die Natur führt ihren Vertrauten auch hierin nie irre. Den Mangel jenes Gefühls kan keine Theorie der Mimik, kein Muster und keine Vorbereitung ersetzen.

Drittens. Beim schreckhaften Zusammenfahren, welches sehr oft mit den Pausen im tragischen Spiel verbunden zu sein pflegt, und wenigstens in der Darstellung des Franz Moor fast immer dem starren Entsetzen vorausgehen muß, beobachtete Iffland durchaus die physiologische Regel: daß das Zittern in den untern Theilen des Körpers, und besonders in den Knieen anfängt, und sich von da erst durch den Rückgrat den obern Gliedmaßen, den Armen, dem Halse und den Lippen mittheilt. So alt und bekant diese Beobachtung ist: so sel-

hierin die Ursache der plötzlichen Unterbrechung der Pause in der Deklamation. In diesem Fall muß das wortlose, aber beredte Mienen- und Geberdenspiel da schon vorausgegangen sein. Wenn Iffland am Ende der Gottesleugnerszene die Worte: »wenn's aber doch wäre!« durch eine schauderhafte Pause vorbereitet, so ist dies nichts weniger, als ein lebloses Hinstarren. Er drückt sich zusammen, als sei ein Wetterstral gegen ihn gezückt; die gesunkene, nun nicht mehr geballte Hand zuckt krampfhaft gegen die Kniee zu; die Finger gehen wie Büschel aus einander; die Augen starren vorwärts, ohne zu sehen. So malt sich das Vorgefühl der Hölle, noch ehe es ausgesprochen wird.

ten ſehen wir ſie doch auf der Bühne von den gewöhnlichen Schauſpielern in Ausübung gebracht.

VII.

Erklärung einiger ſinnverwandter Wörter von J. A. Eberhard. *)

Empfindung. Gefühl.

I. Übereinſtimmung.

Nach den Geſetzen der Sprache ſollte Empfindung, vermöge ſeiner Bildung, nur die Vorſtellungen ſelbſt bedeuten, die wir erhalten, wenn wir etwas empfinden. Es bedeutet aber auch bisweilen das Vermögen zu empfinden, und zwar inſonderheit einen gewiſſen höhern Grad deſſelben. In beiden Bedeutungen iſt es mit Gefühl ſinnverwandt. Empfindungen und Gefühle ſind anſchauende oder unmittelbare Vorſtellungen, die einen beträchtlichen Grad der Sinnlichkeit haben, und ſie ſind auch das Vermögen und Fertigkeit,

*) Aus dem zweiten Bande der Synonymen, der nächſtens erſcheinen wird.

A. d. H.

ſolche Vorſtellungen zu erhalten. Man klagt, daß es Menſchen ohne Empfindung und ohne Gefühl gebe.

II. Verſchiedenheit.

Sind aber dieſe Wörter völlig gleichbedeutend? und wenn ſie es nicht ſind, wie ſind ſie verſchieden? — Wenn wir bei den äußern Sinnen anfangen: ſo bezeichnet Empfinden und Empfindung die Vorſtellungen aller fünf Sinne. Wir empfinden die Farben durch das Geſicht, die Töne durch das Gehör u. ſ. w. Das Gefühl iſt aber nur Einer von dieſen fünf Sinnen. Die Empfindungen, die wir durch das Gefühl erhalten, ſind von zweierlei Art; wir fühlen, daß ein Körper feſt, hart oder weich ſei; wir fühlen aber auch Wärme und Kälte. Das Erſtere fühlen wir, wenn wir den Körper berühren, oder wenn er uns berührt; das Letztere, auch ohne uns einer Berührung bewußt zu ſein. Ja, es giebt Fälle, wo das Gefühl von Wärme und Kälte gar keine äußere Urſache hat, wie bei der Fieberhitze und dem Fieberfroſte. Die franzöſiſche und engliſche Sprache benennt den Sinn des Gefühls nur von der erſtern Art deſſelben, le toucher, the senſe of Touching. Das deutſche Wort Gefühl begreift beide unter ſich.

Empfinden heißt alſo, das Gegenwärtige ſich vorſtellen, es mag etwas in unſerer Seele ſelbſt, oder etwas außer uns ſein, das auf unſere Sinnglieder wirkt. Die Vorſtellungen der erſtern Art ſind innere, der Letzteren äußere Empfindungen. Wir ſetzen daher das Empfinden dem Einbilden entgegen. Was wir wirklich geſehen, gehört, oder durch das Geſicht, Gehör u. ſ. w. empfunden haben, das hat wirklich auf die Sinnglieder des Geſichts und Gehörs gewirkt, wir haben es uns nicht bloß eingebildet.

Das Gefühl, als äußerer Sinn, hat zwei Äſte; wir erhalten zuförderſt durch daſſelbe, vermittelſt der Berührung ſolider Körper, genauere Begriffe von der Figur der Körper; wir fühlen hiernächſt Wärme und Kälte, Hunger und Durſt; und dieſe Gefühle ſind angenehme oder unangenehme, und alſo ſehr ſinnliche unmittelbare Vorſtellungen vom Guten und Böſen, Vollkommnen oder Unvollkommnen.

Wenn wir darnach den Begriff des Gefühls verallgemeinern: ſo begreift es das Vermögen, die wahre Beſchaffenheit der Dinge, nebſt den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten derſelben, anſchauend vorzuſtellen. Dieſe letztern Vorſtellungen ſind angenehm oder unangenehm, und das Wohlgefallen oder Misfallen, welches ſie erregen,

ſind oft die Gründe von unſern Urtheilen über den Werth der Dinge. Dieſe Gefühle wirken nun ein angemeſſenes Begehren und Verabſcheuen, welche, wenn ſie leidenſchaftlich werden, mit gewiſſen Bewegungen des Körpers, wenigſtens mit einem ſchnellern Umlaufe des Blutes können begleitet ſein; und dieſer kündigt ſich durch ein Gefühl von Wärme an. Daher kömmt es, daß wir einem Menſchen ein warmes Gefühl beilegen, wenn ſein Gefühl einen hohen Grad der Stärke hat, und den einen kalten Menſchen nennen, dem es an einem beträchtlichen Grade der Stärke des Gefühls fehlt

Hieraus ergiebt ſich,

1. Daß Empfindung, als Vermögen, die Empfänglichkeit bedeutet, Eindrücke zu erhalten. Denn es iſt von dem äußern und dem innern Sinne abgezogen, bei deren Vorſtellungen immer ein Gegenſtand zum Bewußtſein kömmt. In dieſem Sinne legt man es ſelbſt dem Verſtande in weiterer Bedeutung, oder dem ganzen Erkenntnisvermögen, mit Ausſchließung der Sinne bei, wenn ſeine Thätigkeit eine Urſach außer demſelben hat.

Das Leſen guter Bücher hat dieſen Vortheil, daß ein nur etwas empfindlicher Verſtand, den dasjenige, was gut geſagt iſt, nothwendig

rührt, ſich bei dem, was ihm beſonders gefällt, aufhält und ſich danach bildet.

J. E. Schlegel.

2. Gefühl hingegen iſt die Fertigkeit anſchauender Urtheile des Wahren und Guten. Der erſtere Theil dieſes Begriffes iſt von den Urtheilen abgezogen, die ſich auf die genauere Erkenntnis der Figuren durch das Betaſten gründen; es iſt das Wahrheitsgefühl. Der zweite gründet ſich auf die Luſt und Unluſt, womit das Gute und Vollkommene, ſo wie das Böſe und Unvollkommene, begleitet iſt, und es iſt von dem letzten Zweige des Gefühlsſinnes, dem angenehmen oder unangenehmen Gefühle der Wärme und Kälte, des Hungers und des Durſtes abgezogen. Es wirkt auf das Begehrungsvermögen, und bringt in demſelben die Leidenſchaften hervor, von denen es ſeine Wärme erhält. Wenn die Vollkommenheit oder Unvollkommenheiten, welche das Wohlgefallen oder Misfallen erregen, das auf das Begehrungsvermögen wirkt, ſittliche Handlungen oder Eigenſchaften ſind, ſo iſt es das ſittliche Gefühl.

Um dieſe vielleicht zu feinen Unterſchiede zwiſchen Empfindung und Gefühl leichter und ſicherer zu faſſen; ſo muß man beides in ſeinem Verhältnis betrachten, worin es zu dem Verſtande,

dem Begehrungsvermögen und dem Geschmacke steht.

I. Der Verstand unterscheidet sich:

1. Von dem Sinne oder dem Empfindungsvermögen durch seine Selbstthätigkeit. Zum Empfinden werden die Sinne durch ihre angemeßnen Gegenstände bestimmt, zum Denken bestimmt sich der Verstand selbst.

2. Von dem Gefühle unterscheidet sich der Verstand durch die Deutlichkeit, womit er sich der Wahrheit seiner Urtheile, vermittelst allgemeiner Begriffe, bewußt ist; indeß das Gefühl bei unentwickelten Urtheilen stehen bleibt, indem es das Verhältnis der Dinge zu einander in konkreten Fällen anschauet, ohne die Gründe seiner Urtheile darlegen zu können.

Wo nur ein Geist, geschärft durch Übung und durch Fleiß
Der Werke Werth zu schätzen weiß,
Da muß Unwissenheit und Laune schweigen,
Da läßt auch das Gefühl sich überzeugen.

von Nicolay.

Wir legen daher dem Menschen einen Wahrheitssinn bei, sofern er der Eindrücke von den

Verhältniſſen der Dinge, ihrer Übereinſtimmung oder ihres Widerſtreitens empfänglich iſt; ein Wahrheitsgefühl aber ſo fern er ſich dieſe Verhältniſſe anſchauend und ſinnlich vorſtellt. Bei dem Sittlichen fällt dieſer Unterſchied des Sinnes oder des Empfindungsvermögens und des Gefühls noch ſtärker in die Augen.

II. Zu dem Begehrungsvermögen ſteht der Sinn oder das Empfindungsvermögen in keinem ſo nahen Verhältniß, als das Gefühl. Das Gefühl des Guten oder Vollkommnen, und des Böſen oder Unvollkommnen wirkt unmittelbar Begehren und Verabſcheuen. Sofern beides das Anſchauen des Vollkommnen und Unvollkommnen begleitet, nennen wir dieſes Anſchauen Gefühl; ſofern es davon getrennt iſt, nennen wir es Sinn oder Empfindungsvermögen. Der moraliſche Sinn unterſcheidet das was Recht, von dem was Unrecht iſt. Dem moraliſchen Gefühle iſt das Edle angenehm; es erregt Liebe, Ehrfurcht, Bewunderung. Dieſe Art, die Sittlichkeit zu beurtheilen, iſt deſto mislicher, je roher, je ununterrichteter und je ungeübter das Gefühl iſt. Es kan daher bei einem ungebildeten und düſtern Schwärmer im hohen Grade gefährlich werden.

Gefühl iſt die Ägide des Schwärmers und Thoren, und ob es gleich oft mit

der Wahrheit übereinstimmt, ist es doch weder Anzeige noch Bestätigung der Wahrheit.

Sturz.

Das ist es selbst bei den feinern Schwärmern nicht, die, wie Shaftesbury, die Sittlichkeit durch das Gefühl, obgleich durch ein belehrteres und feineres, beurtheilen. Das sittliche Gefühl soll nicht in letzter Instanz entscheiden, was recht und unrecht, sittlich gut und sittlich böse sei; es soll uns bewegen, das erstere zu wählen, und das letztere zu verwerfen. Es entsteht aus dem Anschauen des Sittlichguten und des Sittlichbösen, und dadurch begleitet es die Urtheile von sittlichen Gegenständen mit dem Wohlgefallen und Mißfallen, das wie Hume (Appendix I. concern. moral sentiment in seinen Essays Vol. IV. p. 173. u. ff.) richtig bemerkt, den Urtheilen über mathematische, metaphysische und physische Gegenstände fremd ist. Es giebt daher eine theoretische und praktische Erkenntniß der Sittlichkeit. Die Erstere ist das Werk der zergliedernden Vernunft und des moralischen Sinnes; die Letztere das Werk des moralischen Gefühls.

Diese Unterscheidung der geistigen Thätigkeiten wird noch durch die verschiedenen guten und bösen Eigenschaften bestätigt, die wir einer jeden beilegen.

Wir müſſen den moraliſchen Sinn ſchärfen, wenn er abgeſtumpft iſt, und das moraliſche Gefühl erwärmen, wenn es anfängt zu erkalten. Wir nennen nehmlich nach einer gewöhnlichen Metonymie der Urſach für die Wirkung, das ſtumpf, was keine tiefen Eindrücke von genauen und beſtimmten Umriſſen annimmt. (S. Albern. Dumm. Einfältig). Wir nennen den Sinn zart, ſo fern er auch die Eindrücke von kleinen Unvollkommenheiten empfindet, und das Gefühl leiſe, wie ein leiſes Gehör, ſo fern auch leiſe oder ſchwache Berührungen eines Körpers uns genaue Vorſtellungen von ſeiner Figur verſchaffen, und merklich auf unſer Begehrungsvermögen wirken.

Und leiſe ſein Gefühl, zart ſeinen Sinn gewöhnt

Wir können zwar auch das Gefühl zart, aber den Sinn nicht leiſe nennen; ſo wie wir zwar ein zartes und leiſes Gehör, aber nicht ein leiſes, ſondern nur ein zartes Ohr ſagen. Das ſcheint aber in dem weitern Umfange von dem Begriffe des Zarten zu liegen, das wegen ſeiner Feinheit ſchwach iſt, und dem Gefühle beigelegt wird, ſo fern das angemeßne Gefallen und Misfallen auch durch unmerkliche Kleinigkeiten erregt werden kan.

Wo das Herz am weichſten, das Gefühl am zarteſten iſt.

Wieland.

Sollten wir ſie um die Künſte beneiden, durch deren grenzenloſe Verfeinerung ſie ihr Gefühl ſo lange verzärteln, bis ſie nichts mehr fühlen.

Ebenderſelbe.

Es ſcheint gegen den angegebenen Unterſchied zwiſchen Empfindung und Gefühl ein Einwurf zu ſein, daß man die Leidenſchaften ſelbſt Empfindungen nennt. Moſes Mendelsſohn hat eine Theorie der vermiſchten Empfindungen geſchrieben, und dieſe ſind eben das, was Baumgarten vermiſchte Leidenſchaften nennt. Hier iſt eine Metonymie des Verurſachten für die Urſach. Die Leidenſchaften ſind heftige Veränderungen unſerer Seele, deren wir uns durch den innern Sinn bewußt ſind. Dieſes Bewußtſein der Leidenſchaften durch den innern Sinn iſt die Empfindung, die ſie von ſich verurſachen; und ſo benennen wir dann die Leidenſchaften ſelbſt, von den Empfindungen, die wir durch den innern Sinn von ihnen erhalten.

III. Endlich hat Empfindung und Gefühl auch ein verſchiedenes Verhältnis zu dem Ge-

ſchmacke. Die Feinheit und Zartheit der Empfindung oder die zarte Empfänglichkeit für die Schönheiten und Fehler der Werke der Natur und der Kunſt, iſt für den Geſchmack wohlthätig, weil er, ohne die gehörigen Eindrücke davon zu erhalten, von dem Werthe eines Gegenſtandes nicht urtheilen kan. Der Geſchmack iſt alſo die Fertigkeit über die Schönheiten und Unvollkommenheiten der Gegenſtände ſinnlich zu urtheilen; die Empfindung hingegen die Fertigkeit von dieſen Schönheiten und Unvollkommenheiten Eindrücke zu erhalten. Der Geſchmack urtheilt aber blos darüber, das Gefühl hingegen wirkt durch die Luſt oder Unluſt, welche ihm die Gegenſtände verurſachen, auf das Begehrungsvermögen. Eine gefühlvolle Seele wird durch ein Trauerſpiel bis zu Thränen gerührt; ein Mann von Geſchmack ergötzt ſich an den Schönheiten, die er in der Kompoſition deſſelben entdeckt. Die Wärme des Gefühls kan oft der Feinheit des Geſchmacks ſchaden. Perſonen von ſtarkem Gefühl können bei einem tragiſchen Poſſenſpiele, wie der Graf Waltron, Fluten von Thränen vergießen, aber kein Mann von Geſchmack wird es ſchön finden.

So iſt es, wenn wir das Gefühl von Seiten ſeines Einfluſſes auf das Begehrungsvermögen betrachten. Trennen wir es aber von dieſem Ein-

fluſſe: ſo iſt der Geſchmack ein Zweig des Gefühls. Wer die Eigenſchaften der Gegenſtände gehörig empfindet, durch das Gefühl auf eine anſchauende Art richtig darüber urtheilt, der wird auch ihre Schönheiten und Fehler richtig beurtheilen, er wird einen guten Geſchmack haben.

Die größte Schönheit giebt dem Karakter, inſonderheit dem weiblichen, ein ſcharfer Sinn, eine zarte Empfindlichkeit, ein feines und warmes Gefühl für alles Schöne, Schickliche, Anſtändige und Gute. Die Feinheit und Wärme des Gefühls muß aber in dem gehörigen Verhältnis gebildet und gepflegt werden, wenn die eine der andern nicht ſchaden ſoll. Das feine Gefühl, welches dem einen Zweige des Gefühlsſinnes, dem Beurtheilen der Figuren durch Betaſten, entſpricht, fühlt auch die kleinſten Schönheiten, und das warme Gefühl, das dem andern Zweige des Gefühlsſinnes, dem Gefühl der Wärme und Kälte entſpricht, wirkt in höherm Grade auf das Begehrungsvermögen.

Weit entfernt von dieſer Feinheit und Wärme des ſittlichen Gefühls, urtheilt der gelehrte Mann — von den Großen und ihren Handlungen nach keiner beſſern Regel, als

als nach dem Schein den sie von sich werfen.

Wieland.

VIII.

Merkwürdige politisch-litterarische Erscheinung.

Die Gefahren der Zeit. Anfang. August, 1796. »Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden.« Ep. an die Hebr. Kap. 12, 4. — Kl. 8. 34 S.

Unter diesem Titel ist kürzlich eine Schrift erschienen, die troz des antiken Kostums nichts anders als eine leider echt deutsche Travestirung des französischen Nationalenthusiasmus ist! Denn was streitet wol mehr mit dem großen Begriff eines Volks, welches fähig und würdig wäre, für die Erhaltung seines öffentlichen Daseins (wenn es sich eines solchen erfreut) freiwillig alles zu thun und zu leiden, als wenn der Redner keine andre Beweggründe kennt als die niedrigsten? wenn er die

Seinigen nur immer an ihre beleidigte Eitelkeit und angeblich angegriffenen Glaubensmeinungen erinnert, und sie also durch die That beschuldigt, nur der Haß könne sie zu dem männlichen Widerstande aufschrauben, zu dem die Pflicht sie nicht begeistre?

Der Verfasser dieses Österreichischen ça - ira (S. 34.) hat sich nicht genannt; durfte sich auch nicht nennen, wenn er der ist, der er scheint. Eigentlich aber ist diese Namenlosigkeit doch eine Inkonsequenz. Wer öffentlich als Denunziant auftritt, wer eine Inquisizion in Vorschlag bringt, deren Machtsprüche durch Sankülotten vollstreckt werden sollen, wer sogar den Unterthanen verbündeter Staaten Aufruhr predigt: der muß auch den Muth haben, sich zu nennen. Man lese und urtheile, S. 12. »Auch diese Ähnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß an jedem Hof und auf jeglichem Dorf, die nichtherschende Partei heimlich eifrige Anhänger hatte, die sich nicht selten vieles erlaubten, um ihren Vertheidigern den Fortgang möglichst zu erleichtern.« — Wenn alle Angeberei schändlich ist, die unbestimmteste aber den bösesten Willen und die schlechteste Sache verräth: so wird diese Stelle wol nur durch die folgende übertroffen, welche keines Kommentars bedarf. S. 27. 28. »Der Verrätherei werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Gesetzes vorbeugen: daß, wer ange-

geben wird, von Friede geſprochen zu haben, ehe der Feind in ſeinen alten Grenzen iſt, oder eine Maasregel zu tadeln, ohne der Behörde eine beſſere an Handen zu geben, oder irgend Freund unſeres Feindes zu ſein, von Geſchwornen öffentlich ſummariſch gerichtet, und wenn er überwieſen wird, (ſei er, wer er will) als Feind des Vaterlandes dem Volke preis gegeben werde.« — »Die 161te Note: « Robespierriſch! »im IIIten Theil der Schweizergeſchichte von Johannes Müller S. 472. hat ſich wahrſcheinlich nur durch einen Misgriff dorthin verirrt, wo ſie ſehr unſchicklich iſt, und würde mit dem kleinen Zuſatze: »Mehr als Robespierriſch!« hier ganz an ihrer Stelle ſtehn. Wie ſehr kontraſtirt mit ſolchen Vorſchlägen der jetzige politiſche Zuſtand der Franzoſen (die der Verfaſſer S. 26. »Räuber« ſchimpft)! wo bei den außerordentlichſten Anſtrengungen zum Kriege (die der Redner ſelbſt anerkennen muß, S. 22: »eine Nazion, wo ein Wort eine ganze Generazion waffnet, welche ohne Magazine, ohne Train, mit halbzerrißnem Rock, mit unvollkommen bedeckter Blöße, auf den beſtimmten Fleck plötzlich hinſtürzt u. ſ. w.«) der Wunſch des Friedens ſo laut und ſo allgemein geäußert, und ſogar der Tadel der Staatsverwaltung bis zur Frechheit getrieben werden darf. Dem deutſchen Nachahmer bleibt alſo darin wenigſtens das Ver-

dienſt der Neuheit, daß er S. 24. die »Friedens-gier« als das verruchteſte aller Laſter anklagt. — S. 31. »Die Flamme der Begeiſterung für Gott und Recht, welche, mit oder wider den Willen ihrer Führer, die edlen Italiener, die biederen Baiern, die übelberathenen Schwaben, und andre rechtliebende Völker ergreifen, und auf den verwundernden Feind hinwerfen wird.« — Zu einer Zeit, wo ſelbſt der heilige Vater die franzöſiſchen Prieſter ermahnt, ſich den Landesgeſetzen zu unterwerfen, glaubt und lehrt alſo dieſer Volksredner, Gehorſam gegen die Obrigkeit ſei nur in den Öſterreichiſchen Staaten eine Pflicht der Unterthanen!

Verborgen aber wird der Ungenannte doch nicht bleiben, wenn es in Deutſchland nur Einen giebt, der die Geſinnungen eines knechtiſch lebenden und tiranniſch denkenden Höflings in der Sprache des Tacitus auszudrücken vermag. Zur Bezeichnung der Schreibart mag noch eine Stelle hinreichen: denn bei den obigen hat wohl der Inhalt allein die ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigt. S. 3. »Es giebt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorſehung durch eine drohende Noth es gleichſam aufruft, aufzutreten, darzuſtellen, ob etwas in ihm ſei?« — S. 5. »Wer in ſolchen Augenblicken nicht wagt, die Gefahr ins Auge zu faſſen; der Menſch von Erde und Staub

ohne inwohnenden Geiſt; die Kinder und Spiele des Glücks; die Sklaven vorüberſchwindender Eindrücke, anſcheinender Privatvortheile, blinden Parteigeiſtes, Haſſes und Neides; Leute deren Herz, ſtolz und verzagt, nichts in ſich fühlt, was Prüfung aushielte; die Schwätzer, die Schreier und ihre Hörer; ſelbſtſüchtige Schwachköpfe, ohne Kraft ihr Intereſſe in dem allgemeinen zu ſuchen; Geiſtliche, die ernſter Pflicht müde ſind; Edle, die durch Geburt von Arbeit und Verdienſt ſich diſpenſirt glauben; Beamte und Praktikanten, deren Ehrgeiz und Rachſucht, deren (S. 6.) Trägheit und Eitelkeit rechtliche Wege mühſam, langſam, unausgiebig finden; Jünglinge, die nicht früh genug erben können, andere die zu früh geerbt haben; voll gutmüthiger Fantaſien über die Politik wie über ihre Mätreſſen, oder für das nie erlebte Schauſpiel unwiederbringlichen Unglücks unbeſonnen neugierig; Menſchen ſolcher Art, Völker die ſolche Leute hören, vergeſſen, verrathen ſich, geben ſich hin, weichen, gehen unter, zu Grund.«

»Nazionen von weniger blendendem Witz als geſundem Verſtand; rechtliebende Landleute; biedere Bürgersmänner; Prieſter voll Gott; ein Adel, welcher in Größe der Aufopferung ſeinen Vorzug ſucht; Beamte, die (S. 7.) auf das Bewußtſein verdienſtvoller Arbeit geizig, ihren Kindern ein

rühmliches Beiſpiel, und einen heiligen Kreditbrief auf den Dank des Fürſten und Volks hinterlaſſen wollen; Jünglinge, die nicht viehiſch dem Augenblick, nicht weibiſch jedem Eindruck, ſondern männlich den grauen Eltern, dem allumfaſſenden Vaterland und der ewigen Nachwelt leben: ein Volk ſolcher Männer mißt die Größe der Gefahr; bald fines ſich ihr gewachſen; ſein Muth, ſeine Eintracht beſchwören die Gewitter; es bleibt; dieſe Noth wurde ihm Epoche des Ruhms; das behauptete politiſche Anſehn, wirkt auf die Ehre, das Glück, den Kredit ſeiner Bürger; es wird Empfehlung, ihm anzugehören.«

Beinahe eben ſo viel Kunſt (es bedarf der Kunſt um ſich in Waſſer zu berauſchen) zeigt der Verfaſſer in dem, was er verſchweigt, als in dem was er ſagt. Auch mit keinem Worte berührt er die friedenſtiftende Weisheit der Preußiſchen Regierung, die freundſchaftliche Verbindung des katholiſchen Königs mit den angeblichen Chriſtenfeinden. Doch hätte er die letzte Saite lieber nicht berühren ſollen. Zwar weiß er für das, was nur Leidenſchaft oder Eigennuz eingeben kan, die heilige Schrift ſo ſchlau und auch ganz ſo dreiſt anzuführen, wie ein Pabſt, der ein Atheiſt wäre; auch mag es mit ſeinem Chriſtenthum, den rhetoriſchen Gebrauch abgerechnet, nicht weit her ſein, da er

ja den Glauben an die Wiederkunft des Heilandes als Weltrichter nur auf das Zeugnis (S. 44.) des Arabiſchen Propheten gründet, deſſen blutdürſtige Herſchſucht ſeinem Geſchmack wol beſſer entſprechen mag, als die Chriſtliche Liebe: aber dieſer Kunſtgriff mußte doch nothwendig verunglücken. Alle Chriſten wiſſen es, daß ihr menſchenliebender Lehrer nichts ſo nachdrücklich gebietet und empfielt, als Frieden und allgemeine Brüderſchaft. Auch war der Geiſt des echten Chriſtenthums einer geſetzmäßigen Freiheit immer günſtig, und wenn irgend etwas mit den Greueln, die das Chriſtenthum nur veranlaßte, nicht verurſachte, ausſöhnen, und den Glauben an deſſen Göttlichkeit rechtfertigen oder beſtätigen kan, ſo iſt es vorzüglich das Verdienſt, den Unterdrückten, den Knechten, Weibern und Armen ihre entrißnen Rechte, in den erſten Zeiten ſeiner noch friſchen Jugendkraft, ſeiner noch weniger verfälſchten Einfalt, ganz oder doch zum Theil wiedergegeben zu haben.

Welcher Edelgeſinnte muß nicht vor Scham erröthen, wenn er ein ſolches Talent ſo misbraucht, und entweiht ſieht? Wer wird ſich nicht von dem traurigen Anblick unwillig wegwenden?

Die kürzeſte Art dieſe Schrift durch ſich ſelbſt vollſtändig zu rezenſiren, wäre wohl ein neuer Abdruck mit einigen nicht beträchtlichen Ände-

rungen. Zur Vignette auf den Titel das Bildnis eines Genius von hoher Geſtalt: aber mit traurig geſenktem Haupte und umgeſtürzter Fackel. Darunter als Motto die Worte: »Ille ego qui quondam;« und auf der Rückſeite: »Ob er wohl in göttlicher Geſtalt war, erniedrigte er dennoch ſich ſelbſt, und nahm Knechtsgeſtalt an, ward gleich wie ein andrer Menſch, und an Geberden wie ein Menſch erfunden.« — Zur Vorrede die Lobpreiſungen auf die politiſche Mannichfaltigkeit aus der Vorrede zur zweiten Abtheilung des dritten Theils der Schweizergeſchichte von Johannes Müller; dreiſter geſagt, und mit beſondrer Rückſicht auf Schriftſteller. — Sollten dann einmal die Begriffe der Gleichheit und Freiheit zum Schluſſe parodirt werden, wie S. 34.; ſo würden wir die folgende Parodie vorſchlagen: »das iſt die Freiheit, wenn man ſich über nichts ſchämt; das iſt die Gleichheit, wenn man alles, was nur verlangt wird, zu beſchönigen weiß.«

IX.

Die natürliche Freiheit — der Fasanen bei Weißenfels. *)

(Nach einer gedruckten und überall angeschlagenen Verordnung)

„Nachdem bei der bisherigen Einrichtung der hiesigen Kurfürstl. Fasanerie eine Abänderung getroffen, und fürohin denen Fasanen ihre natürliche Freiheit gelassen und blos ein wilder Fasanenstand erhalten, mithin die von denen Fasanen hie und da auf den Wiesen und sonst gelegten Eier nicht mehr eingeliefert sondern ungestört liegen gelassen und denen Fasanen zu eigner Brütung überlassen werden sollen. «

»Als wird von Forstamts wegen hiemit öffentlich bekannt gemacht, und sämtlichen Wiesen- und Grundstücksbesitzern in der Gegend des hiesigen Fasanenstandes, auch sonst jedermänniglich hiemit auferlegt, weder einige aufgefundene Fasaneneier fernerhin mehr einzuliefern, noch auch dergleichen an sich zu behalten, auch sich auf andre Weise bei

*) Eine Gegend, in welcher der Kurfürst, wegen ihrer Entfernung von Dresden nicht zu jagen pflegt.

nachdrücklicher Strafe an denen aufzufindenden Fasaneneiern nicht zu vergreifen.«

»Vielmehr, wo sich ein dergleichen Fasanennest auffinden sollte, solches unangetastet, und das Gras um selbiges drei Ellen breit im Umkreise stehen zu lassen, damit die Fasanen in der Brut nicht gestört werden, sich auch aller*) sonstigen, dem wilden Fasanenstand nachtheiligen Unternehmungen bei Vermeidung nachdrücklicher Ahndung zu enthalten. Wonach sich zu achten.

Urkundlich mit dem kurfürstl. Amtssiegel bedruckt. Weißenfels den 26. März 1796.

Kurfürstl. sächsischer bestallter Kammerherr,
Oberforst- und Wildmeister, wie auch
Amtmann daselbst
George Christoph von Reizenstein
Karl Wilh. Beck.

*) Der Verfasser der Anordnung besitzt unstreitig von der natürlichen Freiheit eines wilden Vogels einen so vollständigen Begriff, daß, wenn derselbe überall auf Menschen übergetragen würde, selbst dieses wildzahme Vernunftthier sich dabei ganz vortrefflich befinden müßte. Überall, wo man sich, selbst im fremden Gebiete, niederlassen will, drei Ellen breit im Umkreise sichern Raum und Schuz gegen alle sonstige dem wildzahmen Menschenstand nachtheilige Unternehmungen ꝛc. was könnten sich Millionen menschlicher Individuen besseres wünschen!?

X.

Neue deutsche Werke.

1) Briefe zu Beförderung der Humanität. Herausgegeben von J. G. Herder. Siebente Sammlung, S. 162. Achte Sammlung, S. 188. Riga, bei Hartknoch. 1796. 8.

Die in diesen beiden Sammlungen enthaltenen Fragmente über den Geist und Werth der modernen Poesie sind nicht etwa vollendete Bruchstücke eines unvollendeten Ganzen: sie sind auch im Einzelnen fragmentarisch, wie die nachlässiger geschriebenen Briefe auch des geistvollsten Schriftstellers wohl sein können, und sein dürfen. Der Verfasser begnügt sich oft, einen Gegenstand nur leise zu berühren, den er vielleicht durchaus erforscht hat; einen Gedanken nur eben anzulegen, den vielleicht niemand glücklicher ausführen würde, als er. Freilich werden einigemal Namen von Kunstwerken und Schriftstellern, ohne Karakteristik und Würdigung aufgehäuft, und ohne daß die Beziehung und die Stelle, in und an den sie genannt werden, diese schon in sich enthielte. Das Für und Wider in den Fragmenten gleicht dann und wann dem Gange eines Pilgrims, der erst drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei rückwärts geht; und in den Nachschriften redet oft mehr ein milder Vater, der die streitenden Meinungen zum Frieden und zum göttlichen Vergleich ermahnt, als ein strenger Richter, der ihre gegenseitigen Rechte scharf bestimmt. Wenn man sich indessen das Ganze in Gedanken mehr zusammendrängt, so darf man sich dabei immer noch an die besten kritischen Schriften des Herausgebers erinnern; d. h. an Schriften, welche den

geistvollsten und zartesten Ausdruck mit der reichsten Fülle von Gedanken und Gedankenkeimen vereinigen.

Poesie wird hier in einem weiten Verstande als Kultur zum Schönen (S. 2. 4.) genommen; Geschichte der Dichtkunst als eine Geschichte menschlicher Einbildungen, Leidenschaften und Empfindungen (S. 137. — 139.) »In die Augen springend und unverkennbar ist der Unterschied in der Poesie der alten Griechen und Römer in Vergleich aller neuen europäischen Völker; wir mögen italienische, spanische, französische, englische, deutsche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, lesen.« (S. 2.) Und doch ist es schwer, diesen unleugbar wahrgenommenen Unterschied durchgängig zu bestimmen, und vollständig zu erklären! — »Im Boëthius und in mehrern Dichtern der Zeit des allgemeinen Verfalls der römischen Sprache und Poesie, gehet bereits sichtbarer Weise ein neuer Geschmack hervor. Auson ist gleichsam wechselsweise Christ und Heide. (S. 17. S. 18.).« (Das Antike und Moderne ist in mehrern Alten der späten Zeit so unvermischt beisammen. Eine Indikazion, welcher der künftige Geschichtschreiber der modernen Poesie mit der größten Aufmerksamkeit nachgehen muß. Um aber den Ursprung der neuern Poesie in den Alten suchen und finden zu können, muß er freilich schon streng bestimmte Begriffe vom Antiken und Modernen mitbringen.) »Den christlichen Hymnen lagen jene alten Ebräischen Psalmen zum Grunde, welche wegen ihrer Popularität, ein Gesangbuch für alle Zeiten genannt werden können — (S. 21. — 25.)« — »Neue Gedanken, Anmuth der Empfindung, die Schönheit eines klassischen Ausdrucks erwartet man vergebens in jenen altchristlichen Gesängen. Einfalt und Wahrheit ist es, wodurch sie rühren. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Glaubens; ein populärer Inhalt in wenigen grossen, immerwiederkehrenden Absätzen (S. 25 — 29.)« Sie enthielten einen Keim, der den heidnischen Ge-

sängen den Tod bringen sollte. Die spielende Einbildungskraft selbst, die festliche Freude des Volks ward von den Christianern als eine Schule böser Geister verdammt, der Bürgerruhm selbst als eine glänzende Sünde verachtet; auch was von der Poesie zur alten Religion gehörte, war ein Werk des Teufels.« (S. 29. 30) (Dieser interessante Kampf des Alten und des Neuen, in welchem die beiden Haupttheile der Geschichte der Menschheit sich begegnen und scheiden — man könnte ihn einen bürgerlichen Krieg im Reiche der Bildung nennen — wird hier nur aus seinen äußern Veranlassungen erklärt: aus seinen innern Gründen könnte es auch erst dann geschehen, wenn die Begriffe des Antiken und Modernen schon fixirt und aus der menschlichen Natur selbst hergeleitet wären; Begriffe, die hier erst aufgesucht werden.) Diese neue christliche Poesie war universell nicht nazional, wie der christliche Glaube selbst. (S. 31.) »Statt eingeschränkter irdischer Hoffnungen sang man eine große Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Tode. (S. 32.) »(So lächerlich und geschmacklos sich dieses Trachten nach dem Reich Gottes in der christlichen Poesie offenbaren mochte: so wird es dem Geschichtsforscher doch eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er gewahr wird, daß eben dieses Streben, das absolut Vollkommne und Unendliche zu realisiren, eine unter dem unaufhörlichen Wechsel der Zeiten und bei der größten Verschiedenheit der Völker bleibende Eigenschaft alles dessen ist, was man mit dem besten Rechte modern nennen darf.) Die ganze Litteratur wird christianisirt. (S. 33.). Weil der Inhalt der christlichen Gesänge so allgemein war, so ging die Musik dabei ihren Gang für sich, wurde herschend und mußte nothwendig, früher oder später für sich selbst ein Gebäude der Harmonie ausbilden. (S. 33. 34.). In der Sprache ward der Genius fast aller Völker mit einander vermischt, und an die Stelle des alten klas-

klassischen Rhythmus, trat nun, weil auf Popularität alles gerechnet war, der Wohlklang des plebejischen Ohrs (S. 35. 36.) Das Latein des Mittelalters: die Mönchssprache. Verachtung der Wissenschaften aus Mystizismus, dessen Natur (S. 38. — 40.) so treffend karakterisirt, als seine Leerheit (S. 41.) in der Kürze dargethan wird. — Die altchristlichen Verse sind (S. 45.) nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören; und dieser ist denn auch wol die Süßigkeit und hohe Würde, welche der Verfasser an denselben (S. 42. — 44) lobt, wo nicht ganz doch größtentheils zuzurechnen. Die Allegorien, welche die ältern unter den neuen Dichtern so karakteristisch auszeichnen, werden (S. 58.) aus der Dämmerung erklärt, in welche sich die gegenwärtige Welt zu verlieren pflegt, wenn der Blick stets auf die künftige gerichtet ist. Sie beweisen aber auch zugleich daß die dichtende Einbildungskraft, welche sie hervorbrachte, nicht frei spielte, sondern auf einer ihr vom Verstande vorgezeichneten Bahn wandelte. — Die religiöse Farbe aller menschlichen Handlungen und Leidenschaften, und die Sentimentalität (S. 60.) verhalten sich doch wol nicht wie Ursache und Wirkung zu einander, sondern wie Merkmale derselben Eigenschaft. Daß es eine Sentimentalität der Stände war, wird nur eben berührt. — Wie wichtig war nicht der Einfluß der verschiedenen Stände auf den Gang und Geist der modernen Poesie? — Die ständische Entwicklung des modernen Geistes zeigt sich auch in diesem Theile der Bildung. Man könnte von der modernen Poesie sagen; sie sei zuerst ein Werkzeug des geistlichen, dann ein Zeitvertreib des adlichen, ein Gewerbe des bürgerlichen, und endlich eine Wissenschaft und Kunst des gelehrten Standes gewesen. — »Alle deutsche Nazionen, die das römische Reich unter sich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt (S. 62.).« »Sehr nützlich wäre es,

wenn wir dieſe alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unſerer Vorfahren noch beſäßen.« (S. 63.) Nordiſche Einſilbigkeit aller deutſchen Mundarten.« (S. 64. — 66.) »Den Tönen nach verhallten jene alten Helden-Melodien in der ſanfteren Luft der ſüdlichen Länder. Dabei aber gingen nicht ſofort auch die Erzählungen ſelbſt, jene Heldenſagen, zu Grunde, die gleichſam die Seele dieſer Völker, ihr Trank und ihre geiſtige Speiſe waren. Sie konnten nicht zu Grunde gehn, weil dieſe Völker abenteuerlich dachten, und entweder gar nicht, oder im Abenteuer lebten. — Hat aber die Abenteuerlichkeit des Mittelalters nicht einen ganz eignen, von der Lebensart und Denkart der Griechen im heroiſchen Zeitalter durchaus verſchiednen Karakter? Und läßt ſich dieſes Eigne blos daraus erklären, daß jene Völker von wenigen aber ſtarken Begriffen und Leidenſchaften getrieben wurden? War es etwa jene Sentimentalität, deren Keim die nordiſchen Ankömmlinge ſchon im Chriſtianismus vorfanden? — »Die Provençal-Poeſie ward das Organ des galanten Rittergeiſtes in allen Zweigen ſeiner Denkart (S. 36.).« »Die Kunſt der Troubadoren hatte den Namen der fröhlichen Wiſſenſchaft, ſo wie auch ihr ententſchiedner Zweck fröliche, angenehme Unterhaltung war (S. 78.).« — Dieſes könnte eine Misdeutung veranlaſſen, und ſollte wol beſtimmter ſtandesmäßiger Zeitvertreib heißen, welcher von einem Bürgerfeſte, und einem ſchönen Spiele durchaus verſchieden iſt, von dem man doch jenen Ausdruck verſtehen könnte. Beim Spiel kan die höchſte Thätigkeit aller Seelenkräfte ſtatt finden, wenn dieſe Thätigkeit nur frei iſt: Zeitvertreib hingegen ſetzt immer eine gewiſſe Paſſivität voraus, welche von den früheſten Zeiten der modernen Poeſie bis jetzt das Verhältnis des Publikums zu ihr bezeichnet. Noch jetzt ſuchen die Menſchen, mit Ausnahme weniger echter Liebhaber, die Poeſie nur als Zeitvertreib, in fugam vacui, aus Abſcheu vor

dem Nichts in ihrem Innern. — S. 94. drückt sich der Verfasser auch sorgfältiger aus: »Die neuere europäische Dichtkunst war eine amüsirende Hofverskunst in gereimten Formen.« — »Durchaus unverkennbar ist der Arabische Genius in den Versuchen der Provençalen (S. 87). »Von den ältesten Zeiten an war es bei den Arabern die gewöhnliche Regel eines Gedichts, von Gott und vom Propheten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu entrichten, und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapferkeit zu bezeugen. Diesem poetischen Herkommen bequemten sich nun auch die Christen. (S. 89.).« (Wenn gleich die Araber den Cyklus der romantischen Empfindungen näher bestimmten und feiner ausbildeten: so scheint es doch nicht rathsam, eine so auffallend allgemeine Erscheinung blos aus der Individualität eines Volks und der zufälligen Ausbreitung eines Nazionalkarakters herzuleiten, bis man untersucht hat, ob der Grund derselben nicht in nothwendigen Bedingungen des Zeitalters liegen könne.) Die Reimgalanterie der Araber, die wir nur in der Poesie noch beibehalten haben, und jene Fantome asiatischer Einbildungskraft, welche durch sie zu uns gekommen sind, nennt der Verfasser gebrannte Wasser in der Poesie (S. 93 — 97.). Was S. 98 — 100. über den Reim gesagt wird: »Er gehöre für Kirchen- und andre Volkslieder, für Denksprüche, lebhafte Antworten und mehrere Gattungen angenehmer Konversazionspoesie;« läßt doch noch manche Einwendungen und Fragen übrig. Giebt es nicht Gedichte in Sprachen, welche reimlose Versarten erlauben, die gar nicht blos fürs ungebildete Volk oder für die gesellschaftliche Unterhaltung bestimmt sind, sondern den ganzen Verstand, die volle Liebe des Denkers und des Kenners in Anspruch nehmen, in denen der Reim dennoch sehr bedeutend ist, ja fast unentbehrlich scheint? Warum vermieden die Alten den Reim, die einzigen prosaischen Sprüchwörter ausgenommen, und dichteten

auch in ſolchen Dichtarten, wie hier genannt werden, in den einfachſten Hymnen, den kunſtloſeſten Volksliedern, Gnomen und Mimen reimlos? Die Übereinſtimmung ſo verſchiedner Nazionen, wie die Neu-Römer und Neu-Griechen, die neuern Europäer und Araber, ſcheint vielmehr eine Indikazion zu ſein, daß der Gebrauch des Reims, ohne Rückſicht auf Nazionalkarakter, der modernen Poeſie, wenigſtens während der erſten Epochen dieſer Ausbildung weſentlich ſei, nicht »blos eine arabiſch-provençaliſche Konvenzion.« (S. 116.). — Manche Dichter können den Reim nicht entbehren, (S. 101. 103.) Er iſt ihnen ein Steuer, ein Ruder der Rede, ein Erwerbmittel der Gedanken, eine Werbtrommel, Bilder zu verſammeln. »Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim: ſo haben ſie ihnen Moſes und die Proſeten genommen.« So auch manche Sprachen, beſonders die Franzöſiſche, nach Voltaire's Zeugnis S. 103.— »Die Silbenmaße der Griechen und Römer, ſo oft ſie verſucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen (S. 110.).« — »Ein großer Nachtheil für die europäiſche Kultur war die allenthalben mit fremden Sprachen vermiſchte, in ihr ſelbſt verfallne römiſche Bauernſprache (S. 143.).« »Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateiniſche. (S. 103.) In jener gemeinen Sprache (lingua volgare), in der man längſt Proſe geſprochen hatte, ehe man ſie durch Versarten mit abgezählten Silben und Reimen zu veredeln ſuchte (S. 104.), konnte mit Mühe und Noth auch nur eine vulgare Dichtkunſt aufkommen (S. 143.). Dagegen entwickelte ſich durch und mit ihr Freiheit der Gedanken, wie die in der Provençalſprache entſtandene erſte Reformazion beweiſt (S. 106. 107.). »Die Poeſie der Italiener iſt akzentuirte Konverſazion (S. 113.).« Geſang und geſellſchaftliche Unterhaltung ſind in ihr urſprünglich herſchend (S. 114 — 117. 122.) »Sie hat etwas ſich Anneigendes, Freundliches und Hol-

des, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele sanft einschmeicheln (S. 115.)." — Erzälung und Repräsentazion sind die beiden entschiedensten Karakterzüge der französischen Poesie. (S. 112 — 131.) In allem herscht das Gesetz einer nazionellen Konvenzion (S. 130). S. 144 — 155. ein Für und Wider über die drei Ingredienzien des Romans, Andacht, Tapferkeit und Liebe. »Die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienst der heiligen Jungfrau und dem Christenthum überhaupt wohl vertrug, eine eigenthümliche Blume, welche Griechen und Römer eben nicht vorzüglich kultivirten (S. 159)." Durch die Bekantschaft der neuern Poesie mit den Wissenschaften, nimmt sie Theil an dem Wachsthum und dem Fortschreiten des menschlichen Geistes (S. 156. 157.). — Aber bei aller Galanterie der Liebe, Ritterwürde und übertriebner Andacht fehlte es der Poesie des Mittelalters an Geschmack (VIII. Samml. S. 1. 6 — 9.). Ihn zu erlangen, gab es nur Ein Mittel, die Wiedererweckung der Alten (S. 2.). »Sei es, daß die ersten Nachahmungen zu sklavisch waren, daß die erste Kritik sich zu sehr an die Worte hielt (S. 5.): man schrieb doch nicht blos lateinisch, sondern man dachte auch hie und da klassisch (S. 3. 4.). Selbst die neuere lateinische Poesie beförderte den Geschmack der Alten unter uns, und eine Gesellschaft der edelsten Männer aus allen Nazionen wurde durch sie zusammengebracht (S. 11. 12) u. s. w. Einwendungen dagegen S. 15. folg. In jenen Zeiten, welche wir barbarische nennen, vor der sogenannten Erweckung der Alten, gab es einen Dante (S. 15. 16.). Shakespear nahm in seinen rührendsten Stücken Form und Inhalt nicht aus den Alten, sondern aus der Denkart des Volks, und seinem Geschmack in seinen und den mittleren Zeiten (S. 17.). Die gelehrtesten Kenner

der Alten sind oft die unglücklichsten Schöpfer gewesen; wie Trissino, Gravina, Maffei u. s. w. Cowley, der Vater jener geschmacklosen einer abenteuerlichen Einbildung vom Pindar nachgemachten Odengattung (S. 17. 18.). »Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! — Am öftesten schauen wir sie wie Narcisse an, denken darauf was Wir über Sie zu sagen haben, und bewundern unsre Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle (S. 22. 23.).« Vor trefflich bemerkt und gesagt! — Was S. 24. — 40. über den Werth der Alten und des Studiums der Alten gesagt wird, muß hier schon um des Raums willen übergangen werden. Die einzige Bemerkung S. 39.: daß in den Alten nicht blos eine poetische, sondern auch eine logische und ethische Regel enthalten sei, enthält Stoff nicht zu Einem, sondern zu vielen Büchern, wenn die Gültigkeit und Echtheit der Regel nicht blos legalisirt sondern legitimirt werden soll. — »Merkwürdig ist es, daß in eben dem Jahrhunderte, in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, auch jene längeren Romane hervortraten, die vorher Jahrhunderte lang kurze Volksmährchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren (S. 48.).« Wirkungen der Buchdruckerei (S. 50. — 62.). — »Alles liefet alles (S. 59.).« »Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen geschrieben; die subtilste Abstrakzion und die niedrigste Popularität finden in demselben Buch, oft auf derselben Seite neben einander Raum (S. 58.).« Wirkungen der Reformazion S. 65. folg. »Katholische Völker, Italiener, Spanier und andre hielten an ihrer alten Dichterweise (S. 67.).« In der protestantischen Welt dagegen kam eine neue Poesie auf. Philosophische Freimüthigkeit Engländischer Dichter. Die Reflexion ist die Muse der Britten (S. 67. — 70.). — »Alles was die Engländer Humour nennen, ist ein verzeihlicher Naturfehler der nur zu einer Nazional- und Zeitschönheit werden kan (S.

75.).« (Daß das eigentliche Wort Engländisch ist, deutet schon darauf, daß auch die Sache hier zur weitesten Herrschaft und feinsten Ausbildung gelangt sei. Doch ist auch der Witz andrer neuern Völker humoristisch; und wenn Humour nichts andres, als sentimentaler Witz ist, so kan man den Werth desselben und die Grenzen seines Gebiets nicht enger einschränken, als die des sentimentalen überhaupt.) Die beschreibende Poesie wird S. 75. folg. streng aber nicht ungerecht gewürdigt. Daß Pope gezeigt habe, worinn die Poesie der Neueren am natürlichsten bestehe, nehmlich in versifizirtem gesundem Verstande (S. 91.); läßt sich doch wol nicht behaupten, da alles, was unter den Neuern ohne Rücksicht auf fremde Muster und Theorie gedichtet ist, auf das Publikum am lebendigsten gewirkt hat, und von den Kennern am meisten bewundert wird, grade das Entgegengesetzte von dem ist, was Pope und seines Gleichen sind, und sein wollen. — S. 107.« »Wir Deutsche kamen zu spät. Der Karakter unsrer Poesie ist Nachahmung (S. 108.),« — »Dies war Natur der Sache: denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen (S. 113.).« — Wenn wir nur mit Besonnenheit nachahmten, und von allen Völkern ihr Bestes uns eigen machten: so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt hat (S. 114.)« Bildsamkeit der deutschen Sprache S. 115 — 117. wird Wieland mit der Ananas verglichen, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint. — »Es ist unwahr, daß die Deutschen so ganz karakterlos nachahmen. Allenthalben findet man denselben Reichthum an lehrenden Sprüchen und Sprüchwörtern, rechtlichen Verstand und treuherzigen Witz S. 118 — 120. »Woher fiel das Nachahmen der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben zu ehrlich meinten. (S. 120.)«! — Klopstock und Milton stehn einander gegenüber, wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament. Eine seiner Oden ist nach

dem Richtmaas der Alten mehr werth, als sämtliche hochaufgethürmte brittische Odengebäude (S. 126 — 128.). »Wieland ein echter Jünger jener alten frohlichen Wissenschaft; welchen der Geist der Sokratischen Schule selten verließ. »Göthe habe sich der Form der Alten durch eine theilnahmlose, genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Karaktere genähert (S. 140.).« (Freilich wird man bei Göthe nie mit bloßer Theilnahme abgefertigt, wo man die Sache verlangt, und jede bis zum klassischen vollendete Darstellung muß gefühllos scheinen, aber darum nicht eben auch sein, wie viele Gedichte Göthens beweisen können.) »Mangel an Kritik sollte die Krankheit nicht sein, an der der Deutsche litte; unsre Langsamkeit, unsre ruhige Überlegung macht uns, dächte ich, zu gebohrnen Kunstrichtern (S. 147.).« — Die Reformazion, die von Deutschland ausging, war eine laut und scharf gesagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unfugs (S. 148.). »Kritischer Geist der deutschen Philosophie. Leibniz, Kant u. s. w. — »Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kan das andre beurtheilen und lehren (S. 162.).« »Seit geraumer Zeit, sind wir mit den schätzbarsten Produkten des Auslandes selbst im Felde der Kritik sehr unbekant geblieben. Für die Bekantschaft mit der engländischen Litteratur ist uns mit Georg Forster viel gestorben (S. 162 — 164.).« — Das Resultat (S. 171. folg.) leugnet, daß die Poesie verschiedner Zeiten und Völker verglichen werden könne, ja sogar, daß es einen allgemeinen Maasstab der Würdigung gebe. Aber ist dieses auch erwiesen? — Wenn noch kein tadelloser Versuch, das Feld der Poesie einzutheilen vorhanden ist, muß diese Eintheilung darum überhaupt unmöglich sein? — Die Methode (S. 182.), jede Blume der Kunst, ohne Würdigung, nur nach Ort, Zeit und Art zu betrachten, würde am Ende auf kein andres Resultat führen, als daß alles sein müßte, was es ist und war.

2) Von Erhaltung der Staatsverfassungen. Von Karl von Dalberg. Erfurt, 1795. bei Georg Adam Keyser. 4to.

Diese Schrift macht ihrem Verfasser in mehr als Einer Rücksicht Ehre. Man kan darinn weder den menschenfreundlichen Regenten, noch den aufgeklärten Geistlichen, noch den selbstdenkenden und zum Herzen redenden Schriftsteller verkennen.

Obgleich das Bedürfnis der Zeit die Veranlassung zu dieser Schrift gewesen ist, so enthält sie doch Wahrheiten, deren Nutzen nie aufhören wird. Immer wird man Ursache haben, eine rastlos fortschreitende Verbesserung der schon vorhandenen Staatseinrichtungen einer durch politische Sprünge bewirkten Staatsveränderung vorzuziehn, weil gewaltsame Erschütterungen nur bei einem gänzlich erkrankten Staate heilsam sein können.

Das einzige Mittel, Revoluzionen zu verhüten, ist, gut zu regieren. Wer gut sitzt, verläßt seine Stelle selten: und wenn ihn auch ein unruhiger Geist zu beständigen Veränderungen antreiben sollte, so wird er doch lieber des mancherlei Guten, das ihm eine wenigstens erträglich scheinende Regierung anbietet, ruhig genießen, als sich den gewissen Übeln und den noch größern Gefahren einer Staatsrevoluzion unterwerfen.

An der Wahrheit dieser Behauptung welche auch in dieser Schrift angenommen wird, läßt sich nicht zweifeln. Zweifelhafter ist die Frage, was zu einer guten Regierung gehöre.

Hierzu rechnet nun unser Verf. (§. 5.)

1. Sicherheit des Eigenthums.
2. Erregung der Wahrheitsliebe, und
3. Beförderung der Religion.

Der erste Punkt ist ohne Zweifel der wesentlichste. Zur Sicherstellung des Eigenthums gehört

eine gute Justizverfassung, welche wiederum durch gute Staatseinrichtungen gesichert werden muß.

Wo die Staatsverfassung (welches vielleicht in Deutschland der Fall ist) denjenigen Grad der Vollkommenheit nicht hat, welchen man ihr wünschen möchte, muß man das Gute, welches wirklich in ihr liegt, sorgfältig aufsuchen und es auch dadurch zu einer größeren Vollkommenheit erheben. Ich verkenne nicht die Schwierigkeit der Frage, ob eine gewisse Verfassung, wie z. B. die deutsche einer solchen successiven Verbesserung fähig sei? Ja, man kan es sogar für gewiß annehmen, daß die Theile des deutschen Staatskörpers, weder an sich so beschaffen noch so zusammengefügt sind, daß dieser Körper jemals zu einem vollkommenen Ganzen gebildet werden könnte. Da man aber auch bei keiner Sache einen hohen Grad von Vollkommenheit erwarten muß, sobald eine Zusammenwirkung mehrerer Köpfe dazu nothwendig ist, so würde man schon viel gewonnen haben, wenn man nur die deutsche Justizverwaltung zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gebracht hätte, dessen sie in der That fähig ist. Würde besonders der Reichsjustiz eine schnellere Wirksamkeit mitgetheilt, so würde sich auch der deutsche Bürger einer Freiheit rühmen können, wie sie in wenigen europäischen Staaten anzutreffen ist.

Daß das deutsche Reich zu diesem Zwecke kräftige Maasregeln ergreifen werde, läßt sich freilich bei dem entgegengesetzten Interesse der mächtigern deutschen Fürsten schwer erwarten. Bisher haben diese ihren Unterthanen eine bessere Justizverfassung gegeben, als ihre minder mächtigen Nachbarn. Sollte nun die Reichsjustiz auf einen bessern Fuß gesetzt werden, so könnten vielleicht mit der Zeit die Unterthanen der mächtigen deutschen Fürsten das Schicksal der minder mächtigen deutschen Staaten beneiden; und wenn auch diese Betrachtung die mächtigen deutschen Stände nicht antreiben sollte, die Verbesserung der Reichsjustiz zu verhindern, so wer-

den sie doch immer an der Erreichung dieses Zweckes nur einen geringen Antheil nehmen.

So einleuchtend dies zu sein scheint, so bin ich doch überzeugt, daß auch die mächtigern deutschen Staaten ihren eignen Vortheil befördern würden, wenn sie zu einer Verbesserung der Reichsjustiz kräftig mitwirkten. Denn sollte in den benachbarten Staaten eine Revoluzion ausbrechen, so würde diese immer weiter greifen, und auch den mächtigen deutschen Fürsten gefährlich werden, und ist es diesen ein Ernst, die Verwaltung der Gerechtigkeit in ihren Staaten zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu erheben, so wird ihnen der schnellere Gang der Geschäfte, welcher in den besondern deutschen Staaten eingeführt werden kan, immer einen Vorzug vor der Justizverwaltung ihrer Nachbarn geben, welche durch die Appellazion an die Reichsgerichte in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt sind.

In aller Rücksicht ist es daher zu wünschen, daß alle deutschen Stände an der Verbesserung der Reichs- und Provinzialjustiz mit Eifer arbeiten möchten. Dies würde aber wenig Nutzen schaffen, wenn die Regierung den ordentlichen Gang der gehörig eingerichteten Justiz durch ein willkürliches Verkehr hemmen wollte. Die Schmeichler, welche die Fürsten zu Machtsprüchen verleiten, schwächen zugleich das Ansehn der Gesetze, auf welchem die Macht des Regenten beruht, und die Liebe der Fürsten in den Herzen der Völker, welche sonst, wenn sich der Fürst nicht unmittelbar wirksam zeigt, die Schuld des Bösen gern von dem Fürsten ab, auf die Schultern seiner Untergebnen wälzen.

Wenn unser Verfasser ferner die Erregung der Wahrheitsliebe zur Pflicht des Regenten macht, so kan man dabei zwar seine edle Absicht nicht verkennen, aber man muß billig zweifeln, ob der Regent, als solcher, auf eine andre, als negative Art, zu diesem Zwecke beitragen könne. Es wird aber auch derselbe sicher erreicht werden, wenn die Regierung

die Erforschung der Wahrheit nur nicht hindert, weil der menschliche Geist da, wo er frei wirken darf, schon von selbst den höchsten Schwung nimmt, und weil das Interesse für Wahrheit da am reinsten ist, wo die Regierung keinen Vortheil an die Behauptung des einen oder andern Satzes bindet.

Noch bedenklicher ist die Empfehlung der Religion als einer Triebfeder des Staats: nicht, als ob die heilsame Wirkung einer aufgeklärten Religion zu bezweifeln wäre, sondern weil die Einwirkung des Staats auf die Religion das reine Interesse an der Wahrheit schwächt, und weil alsdann der Misbrauch der Staatsgewalt in Religionssachen, er werde nun von Seiten der Priesterschaft erschlichen, oder gegen sie angewendet, sich nicht verhüten läßt.

---

3) Über Volkskalender und Volksschriften überhaupt. Vom Königl. Preuß. Gesandten Herrn Chr. W. v. Dohm. Eine Vorlesung, gehalten in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt ꝛc. Aus der deutschen Monatschrift. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 1796.

Von einem unzweckmäßigen Aufsatze im diesjährigen berlinschen hist. geogr. Kalender: das bestrafte Verbrechen überschrieben, nimmt der wahrhaft edle Verf. die Veranlassung von der Unzweckmäßigkeit der meisten und vorzüglich der bisherigen, selbst von einer Akademie der Wissenschaften genehmigten, berlinischen Kalender zu sprechen.

In der gerechten Erwartung »daß der in dieſem Jahre eingetretene Kalenderpächter nicht nur mit ſeinem ausgezeichneten Kunſttalent für die Bildung des Geſchmacks ſorgen — wie es durch die auf den gemeinen Kalendern beigefügten Holzſchnitte des Herrn Unger geſchehen iſt — und ſich die Verbeſſerung der für das feinere Publikum beſtimmten Kalender angelegen ſein laſſen, ſondern auch der zweckmäßigern Einrichtung der Volksalmanache ſeine Aufmerkſamkeit widmen werde« trägt der denkende Menſchenfreund hier in gedankenvoller Kürze und mit ſeltner Beſtimmtheit und Klarheit ſeine Ideen über die große Wichtigkeit echter Volkskalender und einige allgemeine Grundſätze vor, nach welchen Volksſchriftſteller gewiſſenhaft arbeiten ſollten.

Wir tragen gerne zu der weitern Verbreitung dieſer letztern mit bei, und ſetzen ſie auszugsweiſe hieher: jeder lehrbegierige Leſer wird ihre weitere Ausführung gerne in der wichtigen Schrift ſelbſt aufſuchen.

1) Man merze nur erſt, mit der nöthigen Vorſicht und Schonung alles Falſche, Halbwahre, Schiefe in Sachen und Ausdruck, alles den geſunden Verſtand und das ſittliche Gefühl Verwirrende, aus den Volksſchriften aus, und man wird ſchon viel gewonnen haben.

2) Die Sprache in Volksſchriften muß durchaus nicht gemein, ſondern edel und würdig, dabei aber in hohem Grade verſtändlich ſein.

3) Die Form des Unterrichts in Volksſchriften iſt von großer Wichtigkeit. Die Weisheit der früheren Völker war in Sprüchwörter gefaßt, welche Reſultate langer Erfahrungen einſchloſſen. Die dem Volke ſehr bekannten Sprüche Salomo's und Sirachs, mit kurzen Anwendungen auf jetzige Sittenverhältniſſe, können hiezu mit Nutzen gebraucht werden. — Man ſtelle auch gute tugendhafte Menſchen, beſonders aus den untern Klaſſen zum Muſter auf. — Mit ſchönem Eifer ſpricht der Verf. von dem vor-

trefflichen David Klaus, den uns Streithorst im Nekrolog 1793 dargestellt hat, und gegenwärtig auch für weniger gebildete Leser zweckmäßig bearbeitet.

4) Der Inhalt der Volksschriften muß nach den verschiednen Bedürfnissen von Zeit und Land verschieden berechnet werden. Außer allem was überhaupt den Menschen bildet, und bessert, und für alle Zeiten und Länder gehörten, ist in unsrer Zeit mehr wie in andern die Vorbereitung des Geistes wahrer Humanität und das Arbeiten gegen die alten und neuen Vorurtheile, welche die Menschen auf eine so traurige Art trennen, und unter ihnen Entfernung und Feindseligkeit hervorbringen, überaus wichtig. Der Verf. breitet sich hier mit philosophischem Geiste und wahrer Humanität über solche Vorurtheile aus, welche auf so gemeinschädliche Art von jeher am meisten unter den Menschen gewirkt haben und noch wirken, über wahre und falsche Vaterlandsliebe, über Kriege, religiöse Trennungen und politische Meinungen. Folgende Stelle mag hier zur Probe stehn. Wer wird nicht mit uns herzlich dabei bedauern, daß einer der edelsten freisinnigsten Schriftsteller deutscher Nazion bisher durch seine politische Lage gehindert wurde, zur Bildung und Veredlung seiner Landsleute so wirksam zu sein als sein biederes deutsches Herz es gewiß selbst wünschen muß.

„Eine sehr wichtige Regel scheint mir diese zu sein, daß durchaus alles Übertriebne vermieden, daß dem Guten und Wahren, so wie dem Bösen und Falschen, an welcher Seite man es auffindet, immer volle Gerechtigkeit widerfahre. Wer die Leidenschaften des Parteigeistes besänftigen will, muß selbst an keine Partei sich anschließen. Ein Schmeichler der bestehenden Verfassungen ist ihr schlechtester Vertheidiger. Denn aus seinem Munde wird auch selbst die Wahrheit nicht geglaubt. Theorie der Staatsverfassungen und politische Polemik gehören nicht

nicht in Volksschriften. Aber, was hiereingehört, ist: auf faßliche und einfache Art den gemeinen Mann zu lehren, nicht, daß sein Zustand vollkommen von Beschwerden und Lasten frei sei, sondern daß er viel Gutes habe; daß bürgerliche Gesellschaft und Regierung nothwendig sein, weil ohne sie das menschliche Geschlecht bald verwildern und untergehen würde; daß die Einrichtung dieser Gesellschaft mannichfacher Form fähig sei, deren jede ihr Gutes, aber auch jede ihre Mängel habe; daß die allmähliche Verbesserung der letztern von der steigenden Vernunft und Sittlichkeit der Menschen zu hoffen, ein Versuch plötzlicher und gewaltsamer Reform aber fast immer größere Übel hervorgebracht, als er zu heben suchte; daß die ganze Natur völlige Gleichheit unter keiner Klasse von Wesen kenne, und daß diese auch unter den Menschen eine Schimäre sei; daß Unterschied des Vermögens ewig nothwendige Folge der ungleichen geistigen und körperlichen Kräfte und Thätigkeit der Menschen, Sicherheit des Eigenthums aber dem Armen so wichtig wie dem Reichen; daß Achtung der Obrigkeit für die Unterthanen selbst am wichtigsten sei; daß Menschen- u. Bürgerrechte nur da gedacht werden können, aber dann auch müssen, wo Menschen- und Bürgerpflichten anerkannt und geübt werden; daß endlich man diejenigen, die über diese Dinge anders denken, nicht hassen und feindselig ansehn, sondern der Erfahrung und reiferm Nachdenken die Berichtigung ihrer irrigen Meinungen überlassen müsse, deren Entstehung und Verbreitung bei dem größern Theile in der äußern Lage wichtige Entschuldigungsgründe finde. u. s. w.

---

4) Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst. Von Joseph Friedrich Freiherrn von Racknitz ꝛc. Leipzig, bei G. J. Göschen. 1796.

Der ehrliche Meister ruft zwar bei seinem ersten Eintritte in die große Welt, als er einen dichtenden Baron mishandlen sieht, wohlmeinend aus: »Wir Deutschen verdienten, daß unsre Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unsrer Litteratur auf irgend eine Weise abgeben mögen.« Der feine sarkastische Dichter, der uns selbst den Baron als einen unglücklichen Dichter und parteilichen hofmännischen Beschützer schildert, und der alle dergleichen Äußerungen sehr klüglich in den Mund solcher Personen legt, bei welchen sie nicht mehr bedeuten, als sie eben bedeuten sollen; läßt diesen selbige jungen Meister auch beim ersten nähern Anblick einer hochgräflichen Familie ausrufen: « Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens!« Zu gleicher Zeit schildert uns aber der Dichter diese hochgräfliche Familie als kurzsichtige Menschen, die überall nur von der Leitung anderer ihnen untergeordneten Menschen abhangen und an kindischen läppischen Dingen ihre Unterhaltung suchen und finden.

Hätten wir einen Roman zu schreiben, so wäre diese sarkastische Weise vielleicht die angemessenste, wenigstens gewiß die unterhaltendste, das vor uns liegende Werk zu behandeln. Da wir aber nur eine kritische Anzeige davon zu machen haben, und einmal des, in den Augen aller Weltklugen thörichten Glaubens sind, daß ein Kritiker die Wahrheit sagen muß, wenn anders das öffentlich bekant gemachte Urtheil Eines Menschen von irgend einem Nutzen sein soll, und daß er zwar ohne alles Ansehn der Person, nach seiner besten Überzeugung die ganze Wahrheit sagen muß; so gestehn wir aufrichtig, daß es uns sehr leid gethan hat zu sehen, wie bei unserm großen Mangel an echtbelehrenden, den Geschmack bildenden Kunstwerken, so großer Aufwand auf einen so kleinen Gegenstand gewandt worden ist.

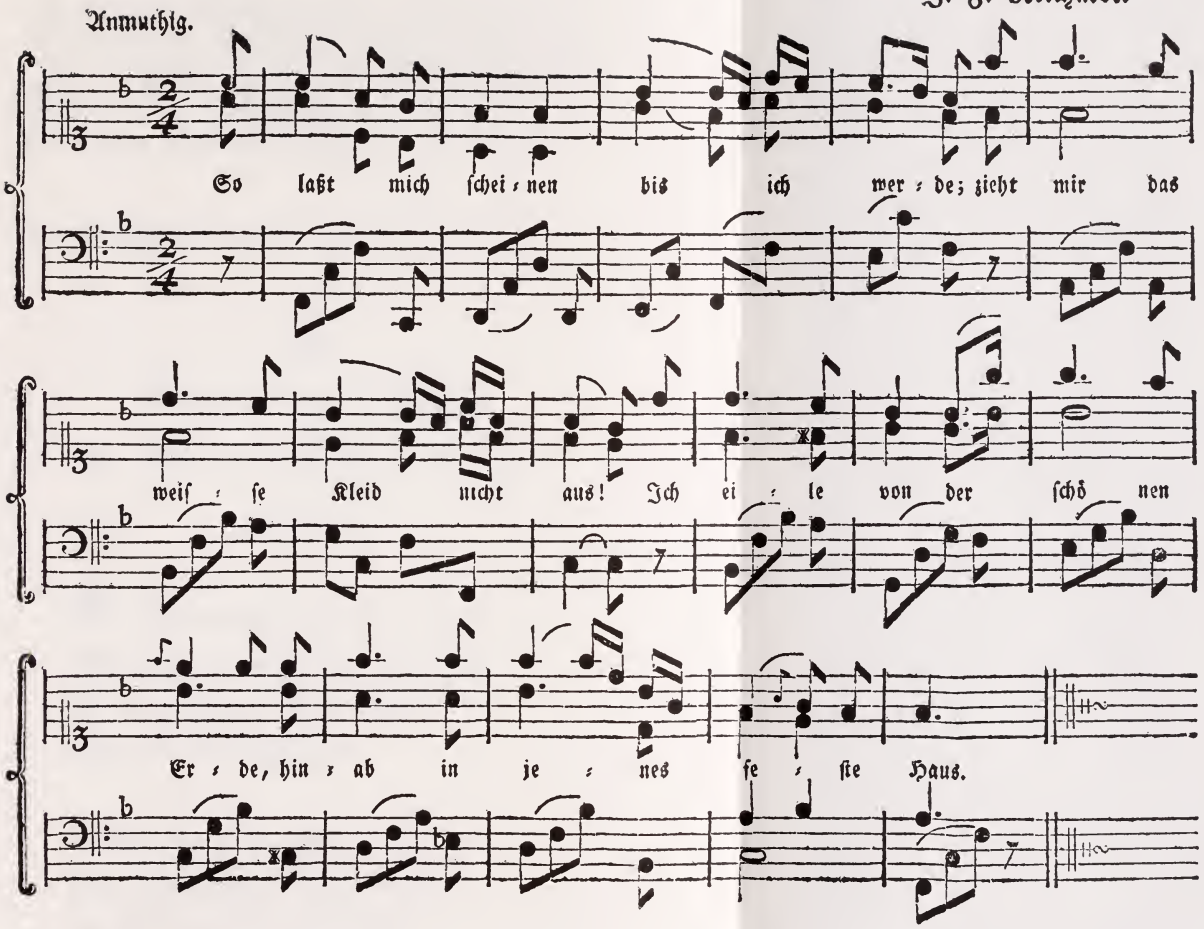
Sechs sehr fein gestochene und zierlich illuminirte Kupferplatten, die eine angenehme Zeichnung zu sechs Zimmerwänden geben, und sechs andre, die zu jenen im egyptischen, hetruriſchen, arabesken, herkulanischen, römischen und chinesischen Geschmack entworfnen Wandverzierungen auch Stühle, Tische und Lampen in demselben Geschmacke liefern, dazu ein Kommentar, der großentheils in einem ziemlich trocknen Auszuge aus bereits bekanten Werken besteht, und den der Verfasser selbst im Werke mit dem weit paßlichern Titel bezeichnet: Skizzen zu der Geschichte des Geschmacks in der innern Verzierung der Gebäude ꝛc.: dieses ist alles was der Käufer für Vierzig Thaler empfängt.

Wenn man nun bedenkt wie viele, viele Schätze der Kunst von jeder Art in Dresden noch unbenutzt da liegen, und wie viel treffliche Künstler und hofnungsvolle Zöglinge dort leben, die selten ganz nach ihren Fähigkeiten und Wünschen beschäftigt sind; — und wenn man von der andern Seite bedenkt, wie selten deutsche Buchhändler zu großen

Auslagen für bedeutende Kunstwerke zu bewegen, oder auch nur fähig sind, ja wie schwer und fast unmöglich bei der Kleinlichkeit und Dürftigkeit unsers Kunstpublikums die Herausgabe eines wichtigen und nothwendig theuern Kunstwerks zu veranstalten ist; so muß man es doch aufrichtig bedauern, daß Herr von Racknitz, den man schon aus andern Schriften als einen Kunstfreund kennt, der Kenntnis und Geschmack genug hat Künstler zu beurtheilen und zu wählen, nicht lieber sein Ansehn und seinen Einfluß dazu angewandt hat, durch unbeschäftigte fähige Künstler und Kunstverständige ein wichtiges Werk zu veranstalten, welches zu echter Belehrung und Geschmacksbildung, das deutsche Publikum mit einem Theile der verborgnen, selbst in Dresden nicht einmal benutzten Schätze der Kunst, näher bekant gemacht hätte. Von diesem Gefühl durchdrungen sieht man selbst die Pracht der Ausgabe mit geheimem Unwillen an, die mit jedem trocknen Auszuge aus weitläuftigen Beschreibungen jedem Kunstfreunde sehr bekanter römischer Gebäude zunimmt. Der gute Geschmack kan nur vollendeten Werken eine solche prachtvolle vollendete Ausgabe zugestehen: und nur bei einem so vollendeten Ganzen, wie Göthe's römisches Carneval ist, genießt der Kunstfreund das schöne Gewand, als die dem Kunstwerke zukommende letzte Vollendung. Wie weit das Einzelne selbst, was das vor uns liegende Werk vorträgt, hinter den Kunstäußerungen jenes echten großen Kunstkenners zurückbleibt, kan man leicht ermessen, wenn man nur den Abschnitt über Arabesken, der bei weitem der bedeutendste ist mit einem kleinen Aufsatze vergleicht, den vor einigen Jahren der deutsche Merkur über denselben Gegenstand bekant machte.

Sollte dies Werk noch fortgesetzt werden; so wäre zu wünschen, daß die Platten auch auf irgend eine Weise bezeichnet würden, und der Kommentar lieber fortlaufende Seitenzahlen erhielte. In die-

J. F. Reichardt.



ſem Hefte hat jeder Kommentar zu zwei Kupfertafeln, auf welche kein Zeichen hinweiſt, ſeine beſondere Seitenzahl; welches ſehr unbequem iſt, und ſelbſt, wie bei dem vorliegenden Exemplar wirklich geſchehen iſt, zu Unordnungen in der Lieferung der Kupferſtiche leicht Anlas giebt.

XI.

Mignons letzter Geſang.

Von Göthe, mit Muſik von Reichard.

So laßt mich ſcheinen bis ich werde:
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile, von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick,
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſche Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib;
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung.

Inhalt des neunten Stücks.

I. Briefe über die Kantiſche Philoſophie an einen Freund in Paris. Zweiter Brief. S. 213.

II. Einige Bemerkungen über Weſtfalen. . 243.

III. Schreiben aus Wien von Herrn J. F. Jünger. . . . . 268.

IV. Sonnette. . . . . 278.

V. Morgenländiſche Denkſprüche, aus Volney's Simplification des langues orientales. . . . . 281.

VI. Ein dramaturgiſches Fragment über Iffland. . . . . 284.

VII. Erklärung einiger ſinnverwandten Wörter von J. A. Eberhard. . . . . 304.

VIII. Merkwürdige politiſch-litterariſche Erſcheinung. . . . . 316.

IX. Die natürliche Freiheit — der Faſanen bei Weißenfels. . . . . 324.

X. Neue deutſche Werke.

1) Briefe zu Beförderung der Humanität. Herausg. von J. G. Herder. 7te und 8te Samml. . . . 326.

2) Von Erhaltung der Staatsverfaſſungen. Von Karl von Dalberg. . 337.

3) Über Volkskalender und Volksſchriften überhaupt. Vom Königl. Preuß. Geſandten Hrn Chr. W. v. Dohm. 340

4) Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt. Von Joſeph Friedrich, Freiherrn von Racknitz. ꝛc. . . 344.

XI. Mignons letzter Geſang. Von Göthe, mit Muſik von Reichard. . . . 347